ERNST VON SALOMON

DAS SCHICKSAL DES A.D.

EIN MANN IM SCHATTEN DER GESCHICHTE

ROWOHLT

Ernst von Salomon

DAS SCHICKSAL DES A.D.

Ein Mann im Schatten der Geschichte

Ein Bericht

ROWOHLT VERLAG

Einband und Schutzumschlag von Werner Rebhuhn

1.-10. Tausend September 1960

Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck/Schleswig.
Holzfreies Werkdruckpapier Peter Temming AG, Glückstadt/Elbe.
Printed in Germany

Das Schicksal des A. D.

Da ist ein Mann, an dem nichts auffällig ist, außer vielleicht seiner Unauffälligkeit.

Auf den ersten Blick schätzt man sein Alter auf etwa Ende fünfzig, und in der Tat, er ist 1901 geboren. Sein blondes Haar, auf einem gut geformten, jedoch nicht außergewöhnlich vierkantigen Schädel bei schmalem Gesicht, ist schon recht dünn und an den Schläfen angegraut, die Frisur eben so, wie sie jeder Friseur ohne Anweisung zurechtschneidet, hinten kurz, an den Seiten etwas länger, oben so lang, daß einzelne Strähnen bequem über die schon etwas porige Kopfhaut gezogen werden können — aber sie sind glatt zurückgestrichen. Kleine Fältchen an den Augenwinkeln sind auf eine gewisse Verschmitztheit zurückzuführen, die sich sofort erklärt, wenn der Mann etwas sagt.

Er spricht mit einem ganz leichten sächsischen Akzent. Die Figur: Mittelmaß natürlich, mager und mit dem kleinen Ansatz eines Bauches, der sich nicht recht traut. Vielleicht hat er ein Magenleiden? Er ißt Diät, aber ungern. Es können natürlich auch die Nieren sein oder die Leber — aber wenn dies der Fall ist, so dürfte dieses Leiden keineswegs auf den gewohnheitsmäßigen Übergenuß von Trinkbarem zurückzuführen sein.

Der Mann ist mäßig, in allem, was Genuß betrifft, auch in seinen Ansichten. Seine Bewegungen sind ruhig und gesetzt.

Er trägt eine Brille und im rechten Ohr ein kleines merkwürdiges Gebilde aus irgendeinem Kunststoff, einen winzigen Hörapparat. Er geht immer links von seinem Gesprächspartner. In seiner Kleidung bevorzugt er graue Stoffe.

Er könnte Beamter im Ruhestand sein, seiner Leiden wegen ein wenig vorzeitig vom Amt zurückgetreten – und wirklich, er bezieht eine kleine Rente. Er bewohnt das obere Stockwerk eines kleinen, sauberen Siedlungshauses in einem Dörfchen in der Lüneburger Heide, zusammen mit seiner Frau, einer etwas fülligen, wachen Dame, deren Dialekt verrät, daß sie aus dem deutschen Osten stammt. Sie wacht über seine Gesundheit, korrigiert ihn, wenn er etwas Falsches sagt; sie führt das übrigens auf sein nachlassendes Gedächtnis zurück.

Dieser Mann also, wir wollen ihn nach seinen Anfangsbuchstaben A. D. nennen, gehört offensichtlich zur großen Masse, zu den Ameisenheeren unserer Zeit. Zu den Zahllosen, deren Leben sich weder in den glänzenden Sphären vollzog, in denen die großen Entscheidungen gefällt werden, noch in denen, in welchen ein elementarer Wille unartikuliert zu Veränderungen und neuen Ordnungen drängt. Mag nun in der Geschichte unserer Tage die Frage, ob Politik Schicksal sei oder Wirtschaft, ungeklärt, mögen die Fäden der Politik und der Wirtschaft heute so ineinander verwoben sein, daß sie kaum auseinander zu entwirren sind, es bleibt der Anspruch beider Sphären, Schicksal zu vertreten. Für die Zahllosen bleibt nur das Geschick. In A. D. aber haben wir das Glück, einem Manne zu begegnen, der aus der Masse der Zahllosen herausgesprengt wurde, einem Manne, dem das Geschick zu einem echten Schicksal verhalf, indem es sein Leben stellvertretend machte für das der Zahllosen. Was ihm geschah, konnte jedermann

geschehen, aber bei ihm geschah es mit einer fürchterlichen Konsequenz, so deutlich, daß jedermanns Geschichte an seinem Geschick abgelesen werden kann. A. D. erlebte die ganze Geschichte seiner und unserer Zeit in deren tiefstem Schatten. Aus dem tiefsten Schatten blickte er in das Licht und sah mehr an Konturen und Bewegungen, als vom Licht her in den Schatten gesehen werden konnte.

In der Literatur gibt es eine kleine Sparte von Büchern, die nicht durch ihre Form, sondern allein durch den Gegenstand des Berichtes ausgezeichnet sind. Es sind dies die Bücher, in welchen Gefangene von ihren Verliesen, Kerkern, Gefängnissen und Zuchthäusern berichten. Die Menschheit kennt den Verlust der Freiheit einzelner oder ganzer Gruppen, vollzogen durch Sieger oder Gemeinschaften, die sich gegen Störer ihrer Ordnung wehrten, von Anbeginn. Sie setzte von Anbeginn den Verlust der Freiheit dicht neben den Verlust des Lebens als eine partielle Verkürzung des Lebens.

In dem Maße, in welchem das Zusammenleben der Menschen Verluste der Freiheit außerhalb des groben Aktes der Gefangenschaft forderte, wuchs das Bedürfnis, den sich vermindernden Schreck der Haft durch den Verlust der Würde des Gefangenen zu ergänzen. Auch der Soldat, der Beamte, jeglicher Diener festgefügter Ordnungen muß einen Verlust der Freiheit auf sich nehmen. Doch wird dies ersetzt durch zugebilligte Qualifikationen, besondere Ehren, die den ganzen Stand betreffen. Der Gefangene aber verliert mit der Ehre auch die Würde; er wird zum Ausgestoßenen, zum Geächteten. Eben dieser Prozeß aber, der sich bis heute im Strafvollzug der zivi-

lisierten Welt immer noch in beweglichen Grenzen abspielt, ist es, was dem Bericht einzelner Gefangener die eigentümliche Faszination verleiht, welche den Leser in Fesseln nimmt. Nicht die körperlichen Leiden, nicht erlebte Qual, nicht Folterung, nicht grausamer Tod vermitteln echtes und mitgefühltes Entsetzen – der Verlust der menschlichen Würde bewegt die Phantasie, nicht die immer unvollkommene Vorstellung des Schmerzes.

Die wenigen wirklichen Dichter jener Gefangenenliteratur, etwa der italienische Patriot Silvio Pellico, der in den Jahren 1820 bis 1830 auf dem Spielberg bei Brünn in österreichischer Kerkerhaft saß und völlig gebrochen wurde, oder aber Dostojewskij in seinen «Memoiren aus dem Totenhaus», sind Zeugen dessen. Ihre Bücher haben die Welt bewegt, eine Welt, die sonsthin nur ungern von den Dingen zu erfahren wünscht, welche sich hinter grauen Mauern und vergitterten Fenstern täglich und stündlich abspielen.

A. D. hat siebenundzwanzig Jahre seines Lebens in Gefangenschaft verbracht. Er hat drei Epochen der nahen Geschichte, drei voneinander völlig verschiedene politische Herrschaftssysteme als Gefangener dieser Geschichte und dieser Systeme verbracht. Von Beruf ist A. D. Gefangener a. D. Er ist sich nicht ganz sicher, ob nicht die fürchterliche Konsequenz, welcher er unterworfen war, auch heute noch fortzeugend Böses, das ihm geschah, gebären wird. Aber er hat überstanden. Es kann ihn so leicht nichts mehr schrecken, was ihm der Tag auch bringt. Aber mindestens zehn Stunden von vierundzwanzig schläft er. Seine Träume sind Schatten eines Lebens, das er glaubt,

bewußt gelebt zu haben. Er träumt jede Nacht siebenundzwanzig Jahre seines Lebens neu. Es sind die tiefsten Erschütterungen, die er immer wieder träumt. Daß er dies kann, ohne zu zerbrechen, beweist, daß er auch bestanden hat. Von Berufung ist er Zeuge.

Da ist ein Bild aus der Jugendzeit von A. D., aufgenommen nach der Manier jener Jahre, als Brustbild, mit gefälligen Retuschen des Provinzphotographen. Der Abiturient A. D. aus dem Jahre 1920 blickt blond und mit einem kleinen, verschmitzten Lächeln in die Welt. Er trägt den hohen gestärkten Umlegekragen der jeunesse d'orée jener Jahre und einen dunklen Anzug, ganz offenbar aus einem Anzug seines Vaters für seine schmale Figur zurechtgeschnitten – denn wer konnte sich damals einen neuen Anzug leisten? Ein netter blonder Junge, wie es Millionen seinesgleichen gegeben hat und immer geben wird, höchst begierig, zu erfahren, was dies Leben für ihn in petto habe, und jedenfalls bereit, es zu nehmen, wie es ist. Aus dem Gesicht des alten A. D. von heute scheint unverkennbar und mit bestürzender Unwandelbarkeit das jenes Jungen hervor. Nach dem Philosophen Schopenhauer ist der Charakter eines Menschen unwandelbar. Wenn es für die Wahrheit dieser Behauptung einen Zeugen gibt, dann ist es A. D.

Dieser Zeuge hat das Wort. Ich, der ich dies schreibe, bin hier nur Chronist.

A. D. wurde im Jahre 1901 in einem kleinen Städtchen im Vogtland, unweit Plauen, geboren. Das kleine Städtchen – es erhielt 1393 seine Stadtrechte – hatte etwa viertausend Ein-

wohner, denen ein ungewöhnlicher Gewerbefleiß nachgerühmt werden muß. Dort gediehen die verschiedensten Industrien: Textil, Wäsche, Gummiwaren, Porzellan, Metallwaren, es gediehen Zigarrenfabriken und Ziegeleien. Es konnte sich nur um kleine Betriebe handeln. Wenn man den Honoratioren-Stammtisch außer acht läßt mit Amtsrichter, Arzt, Apotheker, Schulrektor und Bürgermeister, dann mag etwa ein Dutzend kleiner Fabrikanten sich in die Ehre geteilt haben, das Leben der Stadt zu bestimmen. Gewichtige Männer in dunklen Anzügen mit Uhrketten über der Weste, von denen die Mächtigsten etwa hundert Arbeiter beschäftigten. A. D.'s Vater war Spitzenfabrikant und beschäftigte etwa hundert Arbeiter, von denen gemäß der Art seines Betriebes etwa ein Drittel Männer, ein Drittel Frauen und ein Drittel Kinder waren. Die Männer waren die sogenannten Sticker an den Maschinen, die Frauen dienten als «Aufpasserinnen», die natürlich weniger auf die Männer als auf den mechanisch geregelten Gang des Stickprozesses aufpassen mußten. Die Kinder konnten behende zwischen den Maschinenbänken hin- und hereilen, um leergewordene Schiffchen durch neue, mit Bobienen gefüllte zu ersetzen und sonstige kleine Korrekturen auszuführen. Niemand vermochte es, A. D.'s Vater glaubhaft zu machen, er sei ein Ausbeuter, ein Kapitalist gar, ein unsoziales Untier also, das vom Schweiß und Blut seiner Arbeiter lebte. Er war fest davon überzeugt, seinen Arbeitern ein guter, erfahrener Freund zu sein, ein Patriarch, eng verbunden mit dem Wohl und Wehe «seiner Leute». Er zahlte gute Löhne, und wenn «soziale Forderungen» an ihn herantraten, war er immer eher geneigt, seine Kalkulation zu überprüfen, als sie von vornherein abzuweisen. Aber natürlich konnte er Sozialdemokraten in seinem

Betrieb nicht dulden. Das waren undankbare Elemente, die nichts als Unruhe stifteten, Kaiser und Reich verhöhnten und gegen unsere stolze Armee hetzten. Wer am 1. Mai feierte, mußte es sich selber zuschreiben, wenn er stante pede entlassen wurde. Vater A. D. war dem Religionsbekenntnis nach evangelisch-lutherischer Christ und ging sonntags zur Kirche, weil seine Frau es wünschte. Gedankengänge metaphysischer Art und Äußerungen über Kunst lagen ihm fern. Er hatte vollauf zu tun, seinen Betrieb zu leiten und seinen Sohn zu einem braven, arbeitsamen und ordentlichen Menschen zu erziehen; vorläufig ging dieser noch auf die Bürgerschule seines Geburtsortes, welche sich des gleichen Vorhabens befleißigte.

Das Vogtland mit seiner Hauptstadt Plauen war ein Zentrum der Spitzenindustrie. Die Spitzenfabrikanten waren in politischen Dingen tonangebend: sie bekannten sich vorwiegend zu den Idealen des Nationalliberalismus. Das gestattete ein freies und offenes Wort, das überall gehört wurde, weil es niemals an den Grundfesten des Reiches rütteln ließ. Der spätere Gauleiter von Sachsen, Mutschmann, stammte aus dieser Gegend und war ein Spitzenkaufmann.

Das war eine festgefügte und wohlgeordnete Welt, in die der behütete Knabe A. D. ohne Bedenken und Bruch hineinwachsen konnte, unerschütterlich, wie es schien. Leider starb seine Mutter im Jahre 1911 im Kindbett. Der Vater, eines so wesentlichen Teiles seiner Lebenssicherheit beraubt, fand in keinem Gedankengang seiner Welt einen ausreichenden Trost und auch in keinem, der über seine Welt hinausging. Er starb vier Jahre später, im Jahre 1915, ohne sich gegen seinen Tod zu wehren.

Ein Onkel, ein Bruder seiner Mutter, der in Plauen wohnte,

nahm die Waise auf. Dieser Onkel hatte einen dunklen Fleck in seiner Vergangenheit. Menschen, die das Unglück haben, schwach und gleichzeitig unproblematisch zu sein, suchen gern nicht nur Trost, sondern auch Stärke in naheliegenden Mitteln. A. D.'s Onkel hatte eine Zeit, in welcher er trank. Er soff nicht, er trank. Seine Frau rettete ihn vor einem schrecklichen bürgerlichen Untergang. Sie erreichte es, daß ihr Mann der Heilsarmee beitrat. Sie selber gehörte einer Sekte an, einer der vielen christlichen Sekten, die meist nicht in Zeiten der Not und des Hungers entstehen und wachsen, sondern gerade in Zeiten der Sattheit und einer Sicherheit, die in sich selber ihr Genügen nicht findet. Onkel und Tante hatten zehn Kinder, die wiederum verschiedenen Sekten angehörten. In diese Welt geriet der Waisenknabe A. D., eine Welt, die sich mit einigem Recht wesentlich fortschrittlicher dünkte als die, in welcher A. D. bisher gelebt hatte.

Der Onkel lebte in geordneten Verhältnissen. Er nahm seinen Neffen liebreich, aber seinen Verhältnissen gemäß auf. A. D., nun vierzehnjährig, war – nun ja, er war, was man zu jenen Zeiten wohl vermögend nennen konnte. Der Betrieb des Vaters war verkauft worden. Der Onkel verwaltete das Vermögen des verwaisten Knaben. Er nahm den Knaben in Kost und Logis, aber nicht in die Familie auf, in die er offensichtlich auch nicht paßte, mochte er es sich auch noch so sehr ersehnen. Zum Mittagessen erhielt der Knabe eine Mark in die Hand gedrückt und konnte sich bei den Methodisten eine warme, bekannt gute und ausreichende Mahlzeit kaufen, die er im «Henkelmann» nach Hause brachte. Das heißt, in das Haus seines Onkels, an dessen Familientisch nach den verschiedenen Tischgebeten der verschiedenen Sekten die Mahlzeit gemein-

sam eingenommen wurde. Wenn je der Knabe A. D. nach dem Essen der Familie schielte, nach dem seinen schielte keiner. Er hatte es gekauft und bezahlt – sein Onkel zog es täglich sorgsam von A. D.'s Konto ab –, es mußte als das seine geachtet werden.

Ganz ohne Zweifel war das in jener Zeit so weitverzweigte und bedeutungsvolle religiöse Bewußtsein in A. D. nicht zu einer rechten Ausbildung und Reife gelangt. Vielleicht war der Anlaß für A. D., sich diesem wesenhaften Gebiete immer mehr zu entziehen, einer der wenigen Punkte, die sehr außergewöhnlich waren. Der Akt des Sich-Entziehens auf diesem Gebiete aber war zu jener Zeit durchaus nicht außergewöhnlich. Der kleinen, der unwichtigen, der läppischen Anlässe mag es mehr gegeben haben, als es ein Zeitalter verträgt. Die Zeit, in welcher A. D. aufwuchs, wurde gern als eine Zeit des wachsenden Materialismus bezeichnet. Aber ganz sicher war es bei A. D. keine Hinneigung zu materialistischen Gedankengängen, die ihn bewog, das Verhalten der Familie seines Onkels als typisch christlich zu empfinden und es gerade darum entschieden abzulehnen.

Die Unreife seines Schlusses, die er zur Zeit seiner Reife einsah, hatte doch für alle Zukunft in ihm das Bedürfnis getötet, Trost und Kraft eher in den Segnungen einer Religion als im Alkohol zu suchen. Diesen jedoch zu genießen ergab sich ihm siebenundzwanzig Jahre lang keine Gelegenheit mehr. Kurzum, A. D. begab sich sehr früh und sehr leichtfertig aller jener Möglichkeiten, welche die christliche Religion in so reichem Maße bereithält, um Menschen in ihrer seelischen Not zu helfen. Er mußte, ohne daß sich jenes heilsame Bedürfnis je wieder bei ihm zeigte, im Leben auszukommen suchen.

Es ging ihm, wie es Zahllosen erging: er mußte das Leben zu bestehen suchen ohne religiöse Zusprache, im Bewußtsein, im Falle des Versagens jedem Christen das Recht zugestehen zu müssen, den ersten Stein auf ihn zu werfen.

War der Onkel auch aus dunklen Gründen bei der Heilsarmee, so war er doch ein Ehrenmann und Patriot. Er nahm sorgsam Bedacht, daß A. D. eine gute Schulbildung genoß, das beste Realgymnasium war gerade gut genug für Erziehung und Ausbildung. Mit keinem Wort versuchte er, A. D. für die Ideen der Heilsarmee zu gewinnen oder ihn mehr oder minder merklich einer der Sekten zuzuführen. Er hätte jedoch bestimmt nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn A. D. wie so viele seiner Schulkameraden einer der patriotischen Jugendorganisationen beigetreten wäre, die gerade während des großen Krieges zu heftiger Blüte gelangten. Einer nationalen Jugendwehr zum Beispiel, die mit Eifer und nicht ohne Begeisterung der Knaben eine Art vormilitärischer Ausbildung betrieb. Vielleicht auch zu jener sogenannten «Jugendbewegung», die mit einer für uns heute fast unvorstellbaren idealen Gewalt emporwuchs. Diese wirklich phänomenale Bewegung der deutschen Jugend war aus sich heraus entstanden ohne Zutun und Beteiligung der «Erwachsenen». Sie «brach» um die Jahrhundertwende «auf» und stieß durch die langsam zugewachsene Kruste des «Bürgerlichen» in frische Luft: ein grandioser Protest der Jugend gegen die «alten Tafeln», die nach dem Ruf des Philosophen Nietzsche zu zerbrechen waren. Auf mancherlei Wegen zog die Jugend aus: im «Wandervogel» zum Beispiel, einer Vereinigung jugendlicher Gruppen, welche durch Wanderung die Segnungen der Natur wiedererobern zu können glaubte, um gefeit zu sein gegen den Unsegen der «Kul-

tur», und in mancherlei Bünden und Fähnlein, die mittelalterlichen Scholaren- und den Landsknechtshaufen nachgeahmt waren. Die «Bewegung» erfaßte die deutsche Jugend ähnlich jener der «Romantik» zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, die freilich ihren eigentlichen Grund und Gang in einer messerscharfen, prozessualen Denkmethode suchte, die sich später, ausgereift und angewandt «Dialektik» nannte, während in der Jugendbewegung dieses unseres Jahrhunderts die Ideen aller Zeiten und Länder, sofern sie einmal neu und in Blüte waren, zusammenwuchsen, dicht wie ein Gebüsch von Brombeeren und billig wie diese. Die Zeit der Reife dieser Bewegung mündete in den großen Krieg, die Jugendbewegung versank im Schlamm und Blut der Gräben, donnernd stürzten Tonnen von glühendem Stahl auf Barett und Fähnlein . . .

A. D. hatte einfach keine Zeit, Kameradschaft zu suchen. Die Schule verlangte ihm diese Zeit ab und sein zäher Wille, das Klassenziel immer wieder zu erreichen.

A. D. besuchte das Realgymnasium in Plauen, einer Stadt, die natürlich wie alle deutschen Städte ihrer Größe und Art, mit Volksschulen, Mittelschulen — hier bezeichnenderweise «Bürgerschulen» genannt —, Höheren Schulen, Handels- und Gewerbeschulen bestückt war. Niemand also konnte Staat und Gemeinden den Vorwurf machen, nicht genügend für Gelegenheiten gesorgt zu haben, die geeignet waren, das Volk bis zu einer Höhe der Einsicht in die Dinge zu leiten, die mit dem letzten Ziel erstrebenswerter Belehrung zur sogenannten «Allgemeinen Bildung» führen sollte. Auch A. D. bemühte sich schlecht und recht, mit dem «Bildungsstoff» fertig zu werden,

wohl getrieben von dem Gefühl, durch «Absolvieren» frei zu werden von den Bindungen, die ihm auferlegt waren. Schließlich konnte ihm Allgemeine Bildung bescheinigt werden. Betrachtet man freilich das Resultat, so war mit dem Abschluß seiner Studien ihr eigentlicher Wert noch nicht erkennbar. Erkennbar wurde dieser Wert erst am Ende des so merkwürdig gelebten Lebens: Resultat gleich null.

Vergessen wir nicht: Die Jahre des «Aufnehmens» für A. D., welche die fruchtbarsten hätten sein müssen, liefen zur Zeit des ersten Weltkrieges ab. Das gewaltige Geschehen traf unseren blassen und schmächtigen Knaben gleichwohl nur am Rande, an den Fransen des großen und bunten Teppichs, in denen der Schmutz, der in das kunstvolle Gewebe getreten war, besonders deutlich schien. Wenn in jenen Jahren zwischen Schule und Schulaufgaben der junge A. D. zu den Methodisten eilte, seine Suppe abzuholen, die aus Wasser, Dörrgemüse oder vereisten Kohlrüben bestand, hatte er keine Veranlassung, nach anderen Tellern zu schielen: Überall wurde das gleiche serviert.

Nicht, daß diese Jahre unseren A. D. bar jeden Gefühls für hohe und gültige Ideale machte. Jeder Appell an den Patriotismus fand in ihm sein Echo. Natürlich bedauerte er, zu jung zu sein, um an den Dingen teilzunehmen, die ihm als das «große Erleben» geschildert wurden. Der Anblick von Verwundeten, von Verwitweten in dunklem Schleier, die Lektüre der Todesnachrichten in den Zeitungen, die Berichte von der Front, von Siegen und Verlusten – all dies war von stärkerem Eindruck als die tägliche Kohlsuppe und ließ ihn dennoch wünschen, der Krieg möge noch so lange dauern, daß er selber an ihm teilhaben könne. Das war ein Grund mehr, fleißig zu sein.

Darüber hinaus war ihm wegen seiner Jugend ein «Einsatz», eine «Probe» des eigenen Lebens im Dienste für sein Vaterland versagt.

Bei den großen Erschütterungen des Zusammenbruchs und der Revolution traf A. D. die Scherbe einer der zerbrochenen Tafeln. Die Schüler der einzelnen Schulen seiner Stadt unterschieden sich nach Gebot und Sitte durch ihre Mützen. Jede Schule hatte für ihre Schüler eine andere Mützenfarbe bestimmt. So wimmelte es zu Zeiten des Schulbeginns und -endes auf den Straßen von den bunten Tupfen der verschiedenen Mützen, kleinen, flachen Deckeln, die eines gemeinsam hatten: Das schmale Band unterhalb des Deckels und oberhalb des kleinen, blanken Schirmes war immer schwarz-weiß-rot.

Am Tage der Revolution kamen Arbeiter, brave, bedächtige Arbeiter aus der Spitzenfabrikation, und schlugen A. D. und anderen Schülern die Mützen vom Kopf, wobei sie keinen Unterschied zwischen Realschülern und Gymnasiasten machten. Die Schüler in der Wachheit ihrer Jahre glaubten, der überraschende Angriff des «siegreichen Proletariats» (kein Schutzmann griff ein) richte sich ausschließlich gegen den schwarz-weiß-roten Streifen, gegen das farbige Symbol des noch so jungen, nun schon zusammengebrochenen Reiches. Zähneknirschend zwar, aber immerhin den Sinn auf das Naheliegende richtend, daß neue Mützen eine unnötige Belastung der elterlichen Geldbeutel wären, wanden sie über das Band mit den ominösen Farben, um sie zu verdecken, einen Streifen schwarzen, billigen Stoffes, zumeist Abfalltüll aus den Spitzenfabriken. Die Jungen aber, die so bedachtsam handelten, wurden bei der nächsten Gelegenheit von den aufgebrachten Arbeitern um so mehr geprügelt: Sie hatten nach Ansicht der

Arbeiter durch die düsteren Streifen ihre Trauer um die alten Farben ausdrücken wollen. Zu ihnen gehörte A. D. Es waren die ersten Prügel, die er außer von den gesetzten Autoritäten von hierzu nicht legitimierten überlegenen Kräften erhielt.

Bisher hatten sich für den Schüler A. D. die verwickelten Vorgänge der Welt niemals anders präsentiert als in einem Symbolsystem von «Kaiser und Reich». Er besaß nicht Rang und Ehrenzeichen, er hatte um seine Schülermütze nur ein schmales Band mit den Farben Schwarz-Weiß-Rot gehabt, sonst nichts. Kaiser und Reich waren ihm bisher geschildert worden als geschichtlich gewachsene, durch Vortrefflichkeit ausgezeichnete Erscheinungen, so daß von ihm Verehrung des Kaisers und Bewunderung des Reiches gefordert wurde. Als der Kaiser ging und als im Reich alles durcheinanderpurzelte, stand A. D. mit seinem «Henkelmann» voll Dörrgemüse, eine zerbeulte und beschmutzte Mütze in der Hand, verzweifelt vor einer Autorität, welche unrasiert und mit einer roten Armbinde, ein Gewehr umgekehrt über der Schulter, vor dem Rathaus grinsend zugesehen hatte, wie er verprügelt worden war.

A. D.'s Welt war klein, aber es war die seine, und er hatte keine andere. Nun war sie zerstört.

Im Rathaus tagte der Arbeiter- und Soldatenrat. Es war dies ein Gremium, gebildet aus Männern, die von den Arbeitern ihrer Betriebe, von den Soldaten der Lazarette, Depots und Ersatzformationen gewählt worden waren, ohne einheitlichen Wahlmodus, zumeist durch Zuruf, in vielen Fällen auch kraft eigener Initiative. Diese Räte hatten mit einem Schlage, in einer Nacht die Legislative samt der Exekutive übernommen: die

Exekutive vermittels bewaffneter Männer, die sich durch besonders revolutionären Eifer auszeichneten. Manchmal waren diese Gremien vornehmlich aus geschulten Gewerkschaftlern oder politischen Funktionären der Sozialdemokratischen Partei und der sogenannten «Unabhängigen Sozialisten» zusammengesetzt. Aber manchmal hatten auch Männer die Initiative ergriffen — und sich auf diese Weise legitimiert —, die im Städtchen bislang niemand kannte, von denen niemand wußte, wie der Name und woher die Art.

Die «Arbeiter- und Soldatenräte» landauf und landab beschickten einen sogenannten «Vollzugsrat» in Berlin, der sich bald nach Beginn des Umsturzes zum Träger der politischen Gewalt in ganz Deutschland proklamierte. Und dies wiederum verführte ganz allgemein zu der Annahme, daß hier eine Revolution planmäßig organisiert und durchgeführt war. Eben dies jedoch lähmte die gesamte bisherige Verwaltung, die gesamte Beamtenschaft.

Daß die Revolution nicht planmäßig organisiert und durchgeführt war, wußten allein die Männer des «Rates der Volksbeauftragten», einer kurzlebigen Institution mit entscheidendem Erfolg; das Volk glaubte, es habe diese Volksbeauftragten beauftragt; der Vollzugsrat, eine Art Revolutionsparlament, glaubte seinerseits, daß er es war, der sie beauftragt hatte. Der Rat der Volksbeauftragten allein wußte, daß er weder vom Volk noch vom Vollzugsrat beauftragt war.

Und die Sozialdemokratische Partei? Sie war im Augenblick des Umsturzes eine Regierungspartei. Sie hatte es auch immer abgelehnt, durch einen Bürgerkrieg an die Macht zu kommen. Die interne Diskussion, ob der Weg zum Sozialismus über Revolution und Diktatur oder über Konstituante und Demo-

kratie führen werde, war längst zugunsten des zweiten Teiles der Alternative entschieden: dies war auch der Anlaß für die «Unabhängigen Sozialisten», sich von der Partei zu scheiden. Nun setzten sich die führenden Männer der Sozialdemokratischen Partei mit führenden Männern der «Unabhängigen» – hübsch säuberlich nach dem Zahlenverhältnis der beiden Parteien im kaiserlichen Parlament – schnell zusammen, nachdem ein kaiserlicher Staatssekretär aus den Reihen der Sozialdemokratie die Republik ausgerufen hatte, und es entstand der Rat der Volksbeauftragten – als einzige Institution, die neben dem bestehenden Obersten Hauptquartier noch aktionsfähig war. Im Rat der Volksbeauftragten aber ging es um die Frage: Konstituante oder nicht? Die «Unabhängigen» konnten auf ihre Macht verweisen, auf die aufgewühlten Massen, die sich unter den Arbeiter- und Soldatenräten immer mehr organisierten; die Mehrheitssozialisten aber konnten höchstens auf die labilen, stumm gewordenen Wählerschichten rechnen.

Wir wissen heute, daß im kritischen Augenblick das Schicksal, hier wahrhaftig fast blindlings eingreifend, einem Manne die Entscheidung zuschob, der den Mut zur Entscheidung hatte: Der Führer der Sozialdemokratischen Partei, Friedrich Ebert, entsann sich, daß in seinem Amtszimmer ein Telephonapparat mit direkter Leitung zum Obersten Hauptquartier stand – noch aus Zeiten, in denen tägliche direkte Verbindungen zwischen Regierung und Heer geübt wurden. Ebert griff nach diesem Apparat.

Wir wissen heute auch, daß die deutsche Armee nach dem Abgang ihres Obersten Kriegsherrn ein wesentliches Interesse daran hatte, als Machtfaktor bestehen zu bleiben, aus welchen patriotischen Gründen auch immer. Sie vermochte es

in der Folgezeit tatsächlich, sich mit politischen Mächten (gleich welcher Art) zu verbinden, und dies unter Umständen, die bedeutend bedrückender waren als nach jenem Umsturz, der doch gewiß auch ein Umsturz der Gesinnungen gewesen war.

Nach jenem historischen Telephongespräch auf direkter Leitung stieß die sich auflösende Armee mit den sich im Aufbau befindlichen bewaffneten Einheiten der «Arbeiter- und Soldatenräte» zusammen, jener nicht planmäßig zur Revolution organisierten, sondern in den Tagen des Umsturzes russischem Vorbild nachgeahmten und improvisierten revolutionären Institution. Es kam zu einem Bürgerkrieg, der mit der Berufung einer «Verfassunggebenden Nationalversammlung» und der Einrichtung der Weimarer Republik endete.

Es ist dem deutschen Volke nie so recht ins Bewußtsein gedrungen, daß es sich in jenen Monaten nach dem Umsturz tatsächlich um einen echten Bürgerkrieg gehandelt hat. Es war ein echter Bürgerkrieg, nur daß das Bürgertum in seiner Masse sich dabei durch die Armee vertreten ließ, die im Auftrage der dem Bürgertum feindlichen Regierung handelte, indes die Aufständischen um die Errungenschaften des Umsturzes rangen, den sie Revolution nannten. Die Aufständischen wurden gar nicht mitten in ihrem Aufstand getroffen (der war bereits vorangegangen), sondern in ihrem Aufbau der Macht. Sie wurden auch nicht in einer Schlacht des Bürgerkrieges besiegt, sondern in ihren Standorten aufgerieben, nach und nach, ohne daß sie sich gegenseitig unterstützen konnten, immer angesichts einer Übermacht in Zahl und Bewaffnung.

Der deutsche Bürger merkte vom Bürgerkrieg nichts als einen oder zwei unruhige Tage in seinem Wohnort, an dem der dort tagende «Arbeiter- und Soldatenrat» von Militär be-

seitigt wurde. Was sonsthin geschah, konnte er in den Zeitungen lesen; es geschah in der Nachbarstadt «weit hinten in der Türkei». Nur in den Groß- und Industriestädten kam es zu regelrechten Kampfhandlungen. Dort wurde allerdings mit einer Erbitterung gekämpft und einer Gnadenlosigkeit, von der die Kämpfenden auf beiden Seiten schreckliche Wunden an Leib und Seele davontrugen.

In Plauen aber, in jener kleinen Stadt, in der A. D. nun wachen Auges die Vorgänge verfolgen konnte, geschah so gut wie nichts. Vielerorts konnte der «Arbeiter- und Soldatenrat» auf recht einfache und unblutige Weise beseitigt werden – zum Beispiel durch Streichung des Etats. Im Vogtland stand an der Spitze – oder im Hintergrund – der Aufständischen ein merkwürdiger, besonders wendiger Mann namens Max Hölz. Der ließ es nicht darauf ankommen, sich mit Mächten zu messen, denen er notwendig unterliegen mußte. Er tauchte unter, wenn sich die Feinde nahten, und wieder auf, wenn sie verschwunden waren. Er handhabte die revolutionäre Taktik wie ein Räuberhauptmann. Und als solcher wurde er denn auch angesehen.

A. D., dem staunenden Knaben, bot sich das Bild einer Kolonne, welche die wehrlose Stadt durchtobte, an der Spitze in einem offenen, irgendeinem Fabrikanten abgenommenen Wagen Max Hölz, bewacht von wild und auf Wildheit ausstaffierten Männern mit Gewehren und einer roten Fahne, gefolgt von «requirierten» Omnibussen und Lastkraftwagen, auf denen die Männer der Bande, bewaffnet und mit kreuzweise über die Brust gelegten Munitionsbändern geschmückt, mit breiten Hüten oder verwegenen Mützen stolz und wachsam um sich blickten. An Amtsgebäuden, an besonders wohlha-

benden Villen machte die Kolonne halt, und Max Hölz «beschlagnahmte». Er legte Hand auf die Kasse der Stadt, auf Lebensmittelvorräte, die er dann an die «arme Bevölkerung» verteilen ließ. Er legte den erschrockenen Fabrikanten «Kontributionen» auf. Er sprach kurz zum «Volk» — und verschwand, wie er gekommen: eine Windsbraut, die noch lange nach ihrem Erscheinen den Staub der Stadt aufwühlte.

A. D., im Bewußtsein, weder beraubt, noch gebrandschatzt, noch mit Kontributionen belegt werden zu können, suchte den merkwürdigen Mann ganz aus der Nähe zu sehen. Den Volkshelden — denn zu diesem schuf sich die Phantasie des Volkes bald die Gestalt dieses Mannes. Noch heute gibt er verlegen die knabenhafte und gewiß nicht zu verurteilende Faszination zu, die diesen Mann und diese Vorgänge auszeichnete.

Einer der Begleitmannschaften, ein riesiger, verwegener Geselle, versuchte inmitten des Trubels die große und blanke Schaufensterscheibe der «Neuen Vogtländischen Zeitung» einzuschlagen, Max Hölz verwies es diesem Mann mit kurzem Zuruf. Als der aber dennoch den Kolben des Gewehres hob, sprang der Hauptmann, schmächtig, aber elastisch, mit einem Katzensprung hinzu, packte, wendete und beutelte den Ungehorsamen, bis er ihn, unter dem Grinsen seiner Kumpane, wieder auf dem Wagen hatte, und stob davon mit der Versicherung, daß er nicht gekommen sei, um sinnlos zu rauben und zu zerstören.

So also stellten sich dem jungen A. D. die Ereignisse der Revolution vor. Dies also war «Republik». Denn nicht anders war für ein einfaches Gemüt der Vorgang zu begreifen: Hier die zu schnellem Ordnen einmarschierende Truppe, im Gleichschritt, diszipliniert, Gewehr geschultert und gehorsam dem

Befehl. (Und die Bürger riefen den Soldaten zu: «Holt ihr unseren Kaiser wieder?») Und dort?

Gegen was richtete sich der Umsturz, wenn nicht tatsächlich gegen die Monarchie? Was konnten die Soldaten anders sein, als Monarchisten?

Das in der Stadt garnisonierende Regiment rückte – wie fast alle Regimenter der Front entsetzlich zusammengeschmolzen – unter dem Befehl ihres eisenfressenden Kommandeurs «mit klingendem Spiel» und «selbstverständlich unter den alten Fahnen» in die Heimatkaserne, die vom jüngsten Jahrgang der zur Ausbildung Eingezogenen, von Genesungskompanien und einem kleinen Stamm alter Ausbildungsoffiziere bevölkert war. Die Fronttruppe hatte «natürlich» keine Soldatenräte. (Der «Rat», den sich die Garnisontruppe gewählt hatte, wurde schnell abgeschafft oder suchte seine Funktion in leeren Räumen.) Aber die Frontregimenter zerstreuten sich fast augenblicklich. Die Soldaten strebten nach Hause. Und die Aufrufe, bei der Fahne zu bleiben, in neu zu bildende Formationen einzutreten, in freiwillige Truppenteile, sogenannte «Freikorps», hatten nur geringen Erfolg.

Es war der sozialdemokratische Minister Noske, der, von Offizieren des Hauptquartiers beraten, an den Aufbau der neuen Armee ging, der Reichswehr, wie sie nun genannt wurde, wobei die freiwilligen Truppenverbände die Aufgabe übernehmen sollten, die innere Sicherheit herzustellen, während die vom Demobilmachungskommissar noch nicht entlassenen jüngsten Jahrgänge dazu bestimmt wurden, den eigentlichen Stamm der künftigen Armee zu bilden.

Derweil kümmerten die aus den weiten Räumen des eroberten Ostens zurückflutenden Truppen, zum größten Teil Etap-

penverbände, sich wenig um das Weichwerden der östlichen Grenzen des Reiches. Die polnische Bevölkerung der östlichen Provinzen Deutschlands verwandelte augenblicklich und mit gutem Instinkt die soziale Revolution in eine nationale. Und ihrem Anspruch vermochte die Verwaltung ebensowenig entgegenzutreten, wie im Innern dem Anspruch der sozialen Revolution: Aus den wenigen aktiven Formationen, die noch im Osten waren, bildeten sich die ersten Freikorps. Und sie allein waren imstande, als deutsche staatliche Macht aufzutreten.

Die ersten Aufrufe der Regierung zur Bildung von Freikorps sprachen ausdrücklich lediglich von der Aufgabe, die offenen Grenzen zu schützen. Aber da die jungen Jahrgänge der innerdeutschen Garnisonen — Demobilmachungskommissar hin oder her — die allgemeine Verwirrung benutzten, um ebenfalls nach Hause zu gehen, waren monatelang lediglich die Freikorps zur Hand. Unter dem schützenden Mantel der Freikorps erst konnte der Aufbau der eigentlichen Reichswehr beginnen.

Als Ersatz für die durchaus dienstunwilligen jüngsten Jahrgänge in den Garnisonen erfand der nimmermüde Geist der Generalstäbler die sogenannten «Zeitfreiwilligen». Aufrufe ergingen, vornehmlich gerichtet an die Jugend, an Studenten und Schüler, an die bürgerliche Jugend also, zeitweise freiwillig Dienst zu tun, sich zu militärischem Tun ausbilden zu lassen. Die gerade für diese Gruppen der Jugend unbezweifelbare patriotische Tendenz der Einrichtung bekam ihren nährenden Effekt durch einen vergleichsweise hohen Sold. In den Schulen, in den Universitäten wurde, von der Regierung ausdrücklich genehmigt, beredt geworben: Semester im «Zeitfreiwilligen-Dienst» wurden angerechnet, Abiturienten wurde die Möglichkeit eines Not-Abiturs in Aussicht gestellt.

A. D. hatte einen patriotisch leicht entflammten Lehrer. Er meldete sich, von diesem angesprochen, sofort. Als A. D. zum ersten Male, durch einen Zettel aufgefordert, die Kaserne betrat, in der sich die Zeitfreiwilligen sammelten, traf er dort neben sehr vielen jungen Leuten seiner Schicht auch eine stattliche Anzahl älterer Herren, die zum Teil noch nie ein Gewehr in der Hand gehalten hatten, bekannte und geachtete Honoratioren der Stadt und des Landes. Sie hatten wenig Neigung, sich von Max Hölz brandschatzen und plündern zu lassen. Und wo konnten sie der Begegnung mit diesem Manne besser und sicherer ausweichen als in der Kaserne eben jener Truppen, die sich nun aufmachten, nach Max Hölz zu suchen?

Als «Zeitfreiwilliger» lernte A. D. die hundsgemeine Angst kennen, die das Herz in dem Maße zusammenklemmt, wie sich der Schließmuskel öffnet. Die Angst packte ihn, als er, schußbereit auf hoher Mauer, sah, wie die Massen herannahten, fürchterliche Massen von Menschen, mit roten Fahnen, mit Transparenten, unerschütterlich herannahend, ein einziges, dunkles Gewimmel, das, obwohl die Gesichter zu erkennen waren, eher einer Woge von zu Klumpen zusammengeschmolzenen Insekten glich, als dem Marsch von Menschen. Gerade in dem Augenblick aber, da die Masse so weit herangekommen war, daß A. D. in der Haltung der ersten Reihen nicht wilden Tatendurst, sondern ein müdes, mechanisches Getriebensein zu erkennen glaubte – und so viele Frauen in den ersten Reihen! –, da ertönte das schneidige Kommando, das von einem Aufatmen begrüßt wird, da es der eigenen Unentschiedenheit ein Ende macht. A. D. schoß von der Höhe seiner Mauer, wie alle anderen dort auch, Gewehr hochgerissen. Es knallte befreiend – niemand darf A. D.'s Versicherung

bezweifeln, er habe selbstverständlich in die Luft geschossen, über die Köpfe der Menge hinweg. Sie hatten alle in die Luft geschossen, über die Köpfe der Menge hinweg: so war es ihnen aufgetragen worden, so hatte man sie belehrt. In die Menge hinein durfte nur auf besonderes Kommando geschossen werden.

Die Menge zerstob. Die Masse löste sich auf in ein Gewimmel von auseinanderstrebenden Individuen, die eilig flüchteten. Es blieben zwar einige liegen. Aber es waren nicht Tote; es waren lebendige ehemalige Frontsoldaten, die wußten, daß man, wenn es schießt, nicht davonläuft, sondern sich hinwirft; oft geübt. Vielleicht waren unter denen, die da ruhig liegenblieben und dann systematisch einer Deckung zurobbten, einige, die nur kurze Zeit zuvor an den staunenden Augen A. D.'s in vollem militärischem Wichs «unter klingendem Spiel» der Heimatkaserne zumarschiert waren.

Was also war geschehen? Es war nichts geschehen. A. D. hatte die Angst kennengelernt und das erschreckend gehobene Bewußtsein der Macht, welches ein Gewehr in der Hand verleiht. Schon war die Angst zu Ende. Eine an sich sinnlose Demonstration war geplatzt. Das einzige Wort auf den vielen Transparenten, das A. D. mit der Netzhaut erfaßte, hieß «Sozialismus». Aber das Wort sagte ihm nichts, zumal es ihm nur darum aufgefallen war, weil eine ungefüge Hand das «z» in diesem Wort verkehrt herum geschrieben hatte.

Wir müssen unserem A. D. wohl oder übel zubilligen, daß er vielleicht vom Tatendurst, keinesfalls aber vom Blutdurst getrieben war. Nach seiner politischen Meinung gefragt, hätte er – und hat er – damals nichts anderes geantwortet, als: «Ich bin national.» Erst drei Jahre später kam in München ein

Mann auf die Idee, das «Nationale» solle sich mit dem «Sozialistischen» verbinden: Adolf Hitler. Wenn dieser Mann damit einem starken Bedürfnis begegnete, so erwuchs es keineswegs aus einer ernsthaften Erkenntnis vom Wesen des Nationalen wie vom Wesen des Sozialismus. Diese Erkenntnis war verhindert worden durch das für Erkenntnisse gefährlichste aller Phänomene: durch ein geistiges Vakuum. Dieses Vakuum aber entstand in eben den Jahren, in denen der blutige Kampf des Bürgerkrieges zwischen den Nationalen und den Sozialisten ausgefochten wurde: mit dem Gewehr in der Hand von Knaben, die das Band ihrer Schülermütze nun um die Achselklappen geschlungen trugen, und in der Hand von Männern, die vom Sozialismus nichts Konkretes wußten, außer, daß die Nationalen dagegen waren.

Während also die einen in mehr als einer Hinsicht in die Luft schossen, die anderen in mehr als einer Hinsicht ins Blaue demonstrierten — was geschah in jener Aura, die man politische Realität nannte?

Nun, die Parteien, neue Parteien im alten Gewande oder alte Parteien in neuem, rüsteten sich zum Wahlkampf für die Nationalversammlung. A. D., noch nicht wahlberechtigt, konnte nicht nur aus diesem Grunde sich kein rechtes Bild machen von der politischen Realität. In den Versammlungen, auf den Flugblättern war von Ideen die Rede, deren Bedeutung jedermann als achtbar anzusehen gehalten war, die aber A. D. in seinem jugendlichen Unverständnis in keinem Falle das sagten, was er so brennend entbehrte: etwas Zwingendes, Bindendes, irgend etwas, das ihm, dem jungen Menschen einer Art, von der es Millionen gab, politisch eine Aufgabe bot.

A. D. kehrte zur Schule zurück, schlich sich, wenn es dunkel wurde, vorsichtig an den Arbeitervierteln vorbei, wohl wissend, daß dort in Listen verzeichnet und gut aufgehoben auch sein Name als der eines «Noske-Hundes» und «Arbeiter-Mörders» war. Er bereitete sich auf das Abitur vor, welches ihm ermöglichte, einen akademischen Beruf zu ergreifen.

A. D. wollte Forstmann werden. Er wußte selber nicht recht, warum gerade Forstmann; er redete sich zweifellos eine Liebe für die Natur ein, ohne an die Holzpreise zu denken. Wer weiß, welche Atavismen, jegliche Romantik des Empfindens eingeschlossen, in ihm lebendig waren? Jedenfalls, er kam mit seinen Plänen nicht weit, denn als er sich seinem Onkel offenbarte, zog sich dessen Gesicht in aufrichtig betrübte Falten. Sehr schön und gut und achtenswert, meinte der Onkel zu A. D.'s Entschluß, aber es lag die Frage nahe, wer das eigentlich bezahlen solle. Von A. D.'s doch nicht unbeträchtlichem Vermögen war nur mehr die Aufstellung da, eine schöne, peinlich korrekt geführte Aufstellung. Da war jede einzelne Mark besonders aufgeführt, für die A. D. sich sein Dörrgemüse geholt hatte, gewiß im Verhältnis zum sonstigen Vermögen insgesamt eine geringe Summe. Das übrige aber war – fürsorglich und im frohen Bewußtsein einer strengen patriotischen Pflicht – mündelsicher angelegt: in Kriegsanleihe! Davon also biß sozusagen keine Maus mehr einen Faden ab: Es war nichts mehr mit dem Studieren. Dazu gehörte Geld, und er hatte keines mehr.

Daß junge Menschen, von der Front gekommen, ohne Geld und ohne Aussichten auf ein Vermögen, sich als Werkstudenten durchschlugen, studierten und werktätig arbeiteten zu gleicher Zeit – diese Botschaft war noch nicht zu A. D. gedrun-

gen. Er hatte jene Schule der Front nicht durchgemacht, in welcher eine alte Tafel nach der anderen zerbrach und sofort durch Initiative der einzelnen ersetzt werden mußte um des lieben Lebens willen. Aber A. D. tat wenigstens das eine, was ihm gemäß war und immer gemäß bleiben sollte: das Zunächstliegende.

Die Aussprache zwischen A. D. und seinem Onkel fand just in den Tagen des Kapp-Putsches statt. A. D. zog gleich nach dem mit «Gut» bestandenen Abitur – ohne ein Notabitur als Zeitfreiwilliger in Anspruch zu nehmen – wieder in die Kaserne: Es wurden Unruhen erwartet, und Max Hölz verkündete der Bourgeoisie den endgültigen Untergang.

Ganze Heeressäulen hatten ihn gesucht; er wurde mit Artillerie und Minenwerfern gejagt, aber Max Hölz fand seinen Tod erst lange Jahre später, fern, sehr fern der Stätte seines kuriosen Wirkens, sehr allein, ohne Zeugen nächtlings in den Wirbeln eines russischen Stromes.

Damals aber war der Name Max Hölz in aller Munde. Er war so sehr in aller Munde, daß A. D. manchmal den absurden Gedanken nicht unterdrücken konnte, die Reichswehr wolle Max Hölz gar nicht fangen. Man sprach – auch im Ausland, auch bei den Alliierten – so viel von diesem Manne (dessen Räuberhauptmann-Revolution niemals eine ernsthafte Bedrohung für einen Staat bilden konnte), daß es vorteilhaft erscheinen konnte, zum Beispiel den Alliierten zu sagen: «Ihr seht, mit den wenigen Truppen, die ihr uns zugesteht, sind wir nicht einmal imstande, diesen Räuberhauptmann zu fangen!» (Obwohl die Reichswehr, zur Beruhigung der Alliierten, doch sehr wohl imstande war, die sozialistische Revolution in Schach zu halten.)

Der Zeitfreiwillige A. D. war ein Halbsoldat. Vielleicht half ihm gerade diese im Grunde doch peinliche Zwischenstellung, in der er sich befand, das Ausmaß der Zwischenstellungen zu begreifen, in denen sich die Reichswehr befand. In den Augen der Öffentlichkeit erschien es so, als mache die Reichswehr alles halb. In Wirklichkeit machte sie alles doppelt. Der Aspekt jener Stunde, da Friedrich Ebert nach dem geheimen Telephonapparat mit der direkten Leitung zum Hauptquartier griff, begleitete die Armee bei all ihrem Tun. Von dieser Sekunde an mußte sie ständig alles doppelt tun, einmal für sich, einmal für die Regierung, die nun gezwungen war, bis zu einem gewissen Maße — jenem, von dem sie erfahren durfte —, zu dulden, was hinter den Kulissen geschah.

Hinter den Kulissen aber geschah der Aufbau einer «Schwarzen Reichswehr». Geschah die Gründung eines getarnten Generalstabes. Geschah die Organisierung eines von den Alliierten mit absoluter Diktion verbotenen «Abwehr-Apparates», also eines militärischen Spionagedienstes. Hinter den Kulissen geschah schließlich die Tolerierung von nun bald aufkommenden sogenannten «Vaterländischen Verbänden» (sozusagen als Ersatz-Reserve): sie lieferten die Zeitfreiwilligen, wie die Zeitfreiwilligen auch solche Verbände lieferten. Aber das ganze Netz, das sich die Reichswehr wob, blieb im Zwielicht, jenem Licht, in welchem alles doppelt erscheint und darum nur halb zu erkennen ist.

Das Nächstliegende war für A. D., da er nun einmal schon Halbsoldat war, wenigstens Ganzsoldat zu werden. Nichts war einfacher als das. Gewissermaßen hatte die Reichswehr auf solche Typen, wie A. D. eine war, schon gewartet. A. D. verpflichtete sich für eine Dienstzeit von zwölf Jahren.

Es spricht für die politische Ahnungslosigkeit unseres reinen Toren, daß er dies tat. Sein Hauptmann ließ ihn kommen. Dieser Hauptmann war offenbar ein braver Mann, der wußte, daß A. D. nicht aus dem Holz geschnitzt sei, aus dem man Generäle macht. Aber er konnte auch nicht wissen, daß tatsächlich jeder Offizier der Reichswehr sozusagen den Marschallstab schon als Leutnant zum Aufbewahren in den Tornister bekam. Viele damalige junge Offiziere der Reichswehr, zumindest vom Hauptmann aufwärts, wurden im zweiten Weltkrieg General – wenn nicht, wie in ungemein häufigen Fällen, ein Stück glühenden Stahls oder ein Strick dazwischenkam.

So weit freilich dachte jener brave Hauptmann nicht. Er dachte vielmehr mit Wehmut daran, daß dieser A. D. der einzige Abiturient seiner Kompanie sei; und der meldete sich nun ausgerechnet zur Unteroffiziers-Laufbahn!

Gefragt, warum, bekannte A. D., daß er kein Geld habe. A. D. dachte, um Offizier zu werden, hätte es eines Vermögens bedurft. (In seinen Kreisen hatte sich der Glanz der Uniform immer mit der Vorstellung einer gewissen materiellen Unabhängigkeit gemischt.) Unwirsch über die reine Torheit A. D.'s oder über dessen Gesinnung, die ihre Maßstäbe im Geld zu suchen schien, brummte der Hauptmann, das alles möge A. D. die Sorge seines Hauptmannes sein lassen. Und somit war A. D. Offiziersanwärter der Reichswehr. Weggetreten!

A. D., gefragt, erklärt, daß er gern Soldat war. Eigentlich, so sagt er, war die Zeit, die er bei der Reichswehr verbrachte, die schönste Zeit seines Lebens. A. D., gefragt, erklärt, daß es die

Lust am Soldatenleben war, die ihn zu jener Zeit ganz erfüllte.

Die Lust am Soldatenleben! Zeitgenossen, gefragt, erklären fast einhellig, daß es gerade die Ausbildungszeit war, die ihnen die Lust am Soldatenleben gründlich vergällte, und dies für alle Zeit. Aber A. D. hatte offenbar das Glück, noch etwas zu erleben, was früher in der Königlich-Preußischen Armee die «goldene Fähnrichszeit» hieß.

Die Ausbildung zum Offizier in der Reichswehr war hart. Aber A. D. empfand diese Härte als beglückend; sie formte ihn. Zum ersten Male in seinem Leben begegnete er einem Begriff, der sich fast zu einem Lebensinhalt ausbildete: dem der Kameradschaft.

Offenbar schlummert in jedem Menschen die Anlage zu einem individuellen Leben gleichzeitig mit einem Drang zur Gemeinschaft.

Das Extrem zum stumpfesten Massenmenschen ist der Sonderling: hier schließt sich der Kreis, die Extreme münden im Pathologischen. Das Bedürfnis zur Begegnung mit anderen Menschen ist elementar – am elementarsten, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, natürlich in der Liebe –, aber auch in der Freundschaft, in der Familie, in der Gruppe zur Arbeit und zum Kampf. Kameradschaft hat mit Freundschaft kaum etwas zu tun, das Wesen der Kameradschaft beruht in einem Gleichgerichtetsein im Dienste für etwas Drittes, für eine überragende Person, für eine Idee, für eine einmalige Aufgabe – im mildesten Falle vielleicht nur für eine gemeinsame Symbolwelt. Die Kameradschaft setzt dieses Dritte geradezu voraus, die Freundschaft nicht.

Es ist typisch für das Erlebnis der Kameradschaft, daß sie vor-

züglich dem Menschen in seiner Jugend begegnet — sie vermag sich dann über ein Leben zu erstrecken, auch wenn das vorausgesetzte «Dritte» schon längst nurmehr in der Erinnerung existiert. Die Kameradschaft der Front, gegründet im gemeinsamen Einsatz und fußend auf gegenseitiger Hilfe, band unter einem elementaren Druck Menschen verschiedenartiger Mentalität; sie bedurfte der Gleichrichtung durch dritte Mächte nicht unbedingt, darum reichte sie in den seltensten Fällen über die Zeit des Krieges hinaus. Versuche, sie zur Tradition zu erheben, endeten in Konvention, in Vereins- und Verbands-Angelegenheiten.

A. D. erlebte das Phänomen der Kameradschaft ähnlich wie etwa ein Student, der einer akademischen Verbindung beitritt, wenn auch ohne den Beigeschmack gesellschaftlicher Ambition.

Der Große Krieg hatte der Ausbildung der Offiziersanwärter zwingend neue Aspekte gegeben. Einer davon war der sogenannte Verbunds-Gedanke. Es hatte sich an den Kämpfen der Front nämlich herausgestellt, daß Offiziere einer Waffengattung, also etwa der Infanterie, ohne genaue Kenntnis der Bedingungen, unter welchen andere Waffengattungen, also etwa Artillerie oder Kavallerie, zu wirken hatten, in der eigenen Wirkung beeinträchtigt waren. Die Offiziersanwärter der Reichswehr sollten fortan in allen drei Waffengattungen ausgebildet werden. Sie wurden für einige Monate des Jahres einer Infanterie-Einheit beigesellt, dann kamen sie für einige Monate auf eine Kriegsschule der Infanterie, «Infanterieschule» genannt — sie befand sich in München. War dieser Lehrgang abgeschlossen, so kamen die Offiziersanwärter, zu Fähnrichen

befördert, für die Dauer von dreieinhalb Monaten zu einer Artillerie-Einheit, um dort Dienst zu tun, und danach kamen sie nach Jüterbog auf die Artillerie-Schießschule. Zu Oberfähnrichen ernannt, wurden sie zur Kavallerie kommandiert. Sie beendeten ihre Ausbildung an der Kavallerieschule in Hannover. Dann erhielten sie ihr Offizierspatent und wurden den Regimentern zugeteilt, bei denen sie als Offiziere Dienst tun sollten. Es ist kein Zweifel, daß diese abwechselnd praktische und theoretische Ausbildung Zeit und Interesse der jungen Leute erheblich beanspruchte.

Die Lust am Soldatenleben! Die Lust des Knaben A. D., sich endlich und zum ersten Male im Schwarme Gleichgesinnter, Gleichgerichteter in die Möglichkeiten des Körpers und des Geistes hineinzuleben – den Tag ausgefüllt zu sehen vom rauhen Erwachen in früher Morgenstunde bis zum melodisch beruhigenden Zapfenstreich mit Tätigkeiten, welche als Übung die glückhafte Fertigkeit ahnen ließen, die sehr männliche Lust am besonderen Sein –, beim frühen Marsch in gleichem Schritt durch schlafende Städtchen, die morgendliche Frische vor Tau und Tag, die Anspannung des Willens bis zur Erschöpfung, die Forderung an sich selbst, die Überwindung von Schweiß und Müdigkeit, die Lust, den harten Griff im knirschenden Knochen sich bis zur Eleganz leichter, öliger Mechanik wandeln zu sehen, sich selbst zu sehen in Zucht und Ordnung bis zur Gleichwertigkeit – und der Marsch zurück, mit klingendem Spiel, bestaubt, gebräunt, und wenn nicht bewundert, so doch in seinem Wesen als Besonderheit erfaßt, stolzen Blickes und stolzen Liedes jedenfalls voll –, die Lust, ungebärdige Maschinen bedienen zu lernen, kraftvolle Apparate aus Stahl, bestimmt, unvorstellbare Gewalt, Tod, Brand und

Zerstörung aus sich zu schleudern, Rausch der Macht hinter donnerndem Geschütz, Geschmeidigkeit des Denkens an sich zu erfahren, Geschwindigkeit des Blicks, der Berechnung der Bahn zum Ziel, welches nichts mehr ist als eben Ziel –, die Lust männlichen Tuns in der Beherrschung der Kreatur, stolzes Roß unter knirschendem Sattel, toller Ritt in Weiten, Sprung und Sieg, oder wenn Fall, dann hineingeschleudert zu sein, hinübergeschleudert, das Herz über die Hürde voran mit allem, was einsetzbar ist, hinterher . . ., die Lust am engen, gleichgeschnittenen, Haltung gebietenden Rock, an schmaler Silberlitze, welche erste Gewalt verleiht über andere, Uniform, Gleichartige bindend und zusammenhaltend, hierarchische Stufen markierend auf unendlichem Wege –, auf endlichem Wege zu fernem Ziel, nichts als Ziel, zur Perfektion . . .

Und keine Lust, und keine Zeit zu fragen. Zu leben nach einem Katechismus, dem zum Katechismus die erste Frage fehlt, die Frage nach dem Sinn! Keine Lust und keine Zeit zu dieser Frage, zur Frage nach dem Telos. Zu spüren, daß die Frage nach dem Sinn, die erste Frage auszufüllenden Lebens, hier sich durch das Leben selbst ausfüllt . . .

So hatte der Fähnrich A. D. Teil an einer Entwicklung, die er als Entwicklung täglich erlebte, ohne sie erkennen zu können. Die Lust am Soldatenleben ist eine elementare Lust, sie zu erkennen eine geistige. Sie zu erkennen konnte A. D. nicht gelehrt werden, weil niemand sie zu erkennen sich unterfing – in der Reichswehr jedenfalls erkennbar niemand.

Die Reichswehr erlebte in den entscheidenden Tagen ihres Aufbaues eben jenen Prozeß der allgemeinen Sinnentleerung, der überall, besonders aber bei den Soldaten des Großen Krieges mit dem Zerbrechen der alten Tafeln unter den gewölbten

Flugbahnen glühenden Metalls begann — und keine neuen Tafeln sich boten, landauf und landab, weltauf und weltab keine neuen Tafeln, außer jenen, die der einzelne, allein gegen die unfaßbare Gewalt des Materials gestellt, in blitzschnellen Reaktionen, in Improvisationen, vom Augenblick diktiert, für Sekunden der Gefahr rezeptierte wie eine Medizin, vor Gebrauch zu schütteln und nach Gebrauch wegzuschütten. Dies Erlebnis der Front war das Erlebnis von einzelnen, aber jeder Frontsoldat hatte es zu seiner Gelegenheit und auf seine Art. Es war noch nicht artikuliert, es hatte noch nicht zum Wort gefunden, das Wort hatte es noch nicht gebannt: es blieb noch im Dämonischen. Aber das «Fronterlebnis» war eben doch und tatsächlich der erste Anstoß, die Welt des Bürgertums zumindest zu verwandeln, es zu erneuern gar — die Welt des Proletariers besaß Elan und Methode bereits, aber noch in keinem Punkte Herrschaft, für den Proletarier mochte das Fronterlebnis der einzelnen in das Erlebnis des Klassenkampfs umschlagen — und schlug um, aber um eine Erneuerung des Proletariats ging es eben nicht. Innerhalb des Bürgertums war das so sagenhafte und unartikulierte Erlebnis der einzelnen an der Front der erste Anstoß zu einer großen Bewegung, die als «nationale Bewegung» sehr bald das Bild der Straßen verändern sollte, eine Bewegung mit echten Impulsen also, jedoch vom Geiste nicht erfüllt. Die heimkehrenden Frontsoldaten hatten außer der rauhen Sitte, im Bett Zigaretten zu rauchen, auf jeden Fall die Frage nach dem Sinn zurückgebracht. Für das Proletariat, wenn es erlaubt ist, Bürgertum und Proletariat sozusagen als juristische Personen zu betrachten, schien die Frage nach dem Sinn nicht überwältigend beeindruckend zu sein — es glaubte, diese schon in seinem Willen zum Sozialismus hin-

reichend beantwortet zu haben. Für das Bürgertum aber schien nach dem ersten Schock des Zusammenbruches der alten Gewalten diese Frage eine neue Chance zu bieten, und es ergriff diese Chance.

Die «Nationale Bewegung» drängte geradezu zu einer neuen Sinnerfüllung des Bürgertums; selber im Zustande einer geistigen Pubertät, die immer überaus fruchtbar ist im Willen, neue Welten zu bilden, verschaffte sie dem Bürgertum eine späte Pubertät.

Damals erzeugte die nationale Bewegung im Bürgertume zumindest eine ernstliche Unruhe, die aus den Hinterzimmern auf die Straße und auf die öffentlichen Plätze und Versammlungsräume übergriff. Es war die Reformation der alten Kräfte, die Restauration, auch keineswegs das Eigentliche, das Kriterium der Bewegung, sie gab hier nur den Rahmen, in welchem sich entwickeln sollte, was zur Entwicklung drängte. Die Bereitschaft zum Wandel hatte sich in einen Willen zur Wandlung verwandelt, der nach dem Schock der Begegnung mit der sozialen Revolution nun anders gerichtet werden sollte, als im politischen Akt der Revolution beschlossen war. Die soziale Revolution sah in den Wandlungserscheinungen des Bürgertumes zunächst und fälschlicherweise Erscheinungen der Reaktion – erst der Marsch Mussolinis nach Rom, 1922, wo die geistige Spät-Pubertät des Bürgertums ohne das zusätzliche Schwergewicht metaphysischen Gedankenguts schneller überwunden und schärfer artikuliert war, ließ erkennen, daß im bürgerlichen Kochtopf eine Suppe kochte, die später einmal als Faschismus ausgelöffelt werden mußte.

Es gehört zu den pubertären Erscheinungen der Bewegung jener Jahre, daß sich in die notwendig noch leeren Räume der

ganze Bestand noch unausgegorener Ideengehalte stürzte, die geistige Unruhe noch zu steigern, als Fermente der Komposition sozusagen. Neben den abstrusen Philosophien subtiler Geister über Neuordnungen der Wirtschaft, des Geldes, des Staates, der Kirche, kurzum aller Lebensbereiche, meldeten sich hinter den Reformatoren die Reformer mit fertig ausgearbeiteten Projekten, Goldmacher, Prospektoren der Neusiedlung, Erfinder von Waffen mit Strahlenenergie, durch die mit einem Schlage sämtliche alliierte Truppen unschädlich gemacht werden konnten. Und schließlich wuchsen allerorten die erlesenen Geister wie Eichen aus dem Boden, bewaffnet mit ameisenartig eifrig zusammengetragenen Lehren, die sich mit den besonders lobenswerten Eigenschaften der alten Germanen befaßten und alles Elend unserer Zeit in den Machenschaften gewisser überstaatlicher Mächte hinreichend begründet fanden — mit Ansprüchen, über die zu lächeln uns heute die Lust gründlich vergangen ist. Wenn die Suppe gar kocht, quillt der Schaum über.

Im ganzen aber darf diese Erscheinung des quirlenden Durcheinanders unausgegorener Ideen als eigentümlich für den Beginn großer Entwicklungen gedeutet werden. Auch die Anfänge des Sozialismus kannten der abstrusen Weltbeglükkungsideen und der sozialen Quacksalbereien genug, übergenug, bis das quirlende Gewese durch einen einzigen Donnerschlag zweier Preußen, des einen aus Trier, des anderen aus Elberfeld, zum Schweigen gebracht wurde.

Ihre entscheidenden Impulse und Aspekte erhielt die nationale Bewegung aber durch das Einströmen der Freikorps-Soldaten. Diese hatten als erste — und einzige — sofort nach dem Zusammenbruch echte staatliche Aufgaben übernommen, im

grenzenlos gewordenen Osten des Reiches, das sich als klein-deutsches Reich auch im Zusammenbruch erhielt, wurden sie sozusagen selber Grenze. An den Grenzen präzisieren sich die nationalen Gegensätze am schärfsten: dort stoßen sie aufeinander, dort definieren sie sich. Mit der Festlegung der Grenzen durch den Versailler Friedensvertrag 1919, mit der durch den gleichen Vertrag geforderten Verminderung der deutschen Armee mußten die Freikorps zugunsten der kleinen, mangels anderer Aufgaben zur Perfektion bestimmten Reichswehr verschwinden. Somit waren diese Freikorps, nun sogar in der nackten Existenz getroffen, zwangsläufig am stärksten auf die Frage nach dem Sinn gedrängt. Sie repräsentierten die ersten Mittel der Macht, welche der sich nach so schrecklichen Schlägen mühsam aufrichtende Staat schuf, es war kein Wunder, daß die Frage nach dem Sinn des Staates sich bei ihnen auch am schärfsten zuspitzte. Aus dem Dienst des Staates entlassen, suchten sie sich ihre politische Existenz in der Nation, welche vom Staate gleichsam wie von einem Netz überspannt war, um deren überquellende Gewalt in der Bedrängnis zu erhalten. Diese Männer waren in jedem Sinne heimatlos geworden, bodenlos, geistlos, bindungslos, gesetzlos, sie trugen nichts als einen Sack voll Fragen in das Land, auf die es keine Antwort gab. Sie hatten in den Kämpfen des Nachkrieges in mehr als einer Hinsicht die Flamme durchschritten, da, wo sie am heißesten brannte, sie hatten nach einem Wort von Ernst Jünger den magischen Nullpunkt durchschritten. Sie waren prädestiniert zur Revolution, sie wußten nur nicht, zu welcher. Sie trugen das stärkste anarchistische Element in die nationale Bewegung. Und als erstes fragten sie, was das eigentlich ist: die Nation.

Von allen nur möglichen Definitionen dieses Begriffes, die bislang gültig genannt wurden, blieb als einziges allen gemeinsames Kriterium das entschiedene Gefühl einer Gruppe, meist eines bestimmten Volkes, kraftvoll genug und befugt zu sein, historische Aufgaben von weltgültiger Bedeutung durchzuführen. Dieser entschiedene Gefühlswert einer Sendungsbefugnis also gab der Existenz der Gruppe den geschichtlichen Sinn, ihrer Politik die entscheidende Richtung. In diesem Sinne war im «Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation» der Sendungsanspruch der deutschen Nation beschlossen, im Heiligen Römischen Reich die politische Richtung und die geschichtliche Entwicklung zu bestimmen. In diesem Sinne aber hatte jedes Volk die Möglichkeit, zu einem eigenen, nationalen Charakter zu gelangen. Nach dem englischen und französischen Sprachgebrauch ist die Nation das Staatsvolk, people oder peuple die natürliche Volkszusammengehörigkeit. Zumeist war der Geburtsakt einer Nation revolutionärer Natur, fast immer dann, wenn er im Aufstand gegen eine beherrschende politische Macht fremden Volkes geschah, gegen den «Imperialismus» dieses Volkes. Der Imperialismus, der Wille, über andere Völker zu herrschen, ist eben so sehr ein ständiger Prozeß – Willensakte sind Prozeßakte – wie der Nationalismus, der sich gegen den Prozeßakt der imperialistischen Macht im Aufstand wehrt. Der echte Nationalismus, also nicht ein Gemütszustand besonders patriotischer oder chauvinistischer Natur, welcher auch imperialistische Mächte auszeichnet, sondern schlicht der Wille eines Volkes, nach eigener Gesetzlichkeit zu handeln, ist immer anti-imperialistisch, der Nationalismus ist der echte Feind des Imperialismus. So und nicht anders ist heute der Nationalismus der farbigen Völker Asiens

und Afrikas zu verstehen: Als ein revolutionärer Befreiungskampf – revolutionär im Willen, die eigenen Werte und Maßstäbe in eigenen Formen zu entwickeln, anti-imperialistisch, um die revolutionären Errungenschaften gegen die Form und den Willen der bislang herrschenden, fremdvölkischen Mächte im Befreiungskampf durchzusetzen. Der moderne Nationalismus, der sich heute erst zu artikulieren vermochte, da nach Beendigung der abendländischen Wirren die Welt sich in zwei Blöcke nicht-abendländischer Machtsphären gespalten hatte, konnte sich schon im Prozeß, noch im Zuge der eigenen, vielfältigen Entwicklung, als dritte Macht etablieren. Für die Gruppe der modern-nationalistischen Völker vermag weder die westliche Demokratie noch die östliche Totalität Gefahr oder Anreiz zu sein, solange sich im Nationalismus die Revolution in Permanenz vollzieht.

Eben dies aber, die nationale Revolution in Permanenz, deutete sich als Möglichkeit in der nationalen Bewegung der ersten Zwanziger Jahre in Deutschland an. Es konnte kein Zweifel sein, daß der nationale Anspruch des Deutschen Kaiserreiches, welches bedeutende imperialistische Züge trug, mit der Niederlage im Kriege von den National-Staaten Europas, sowie vom britischen wie amerikanischen Empire zurückgewiesen war. Deutlich genug war der Wille der Siegermächte, Deutschland als Nation, also mit etwelchem fatalem Sendungsanspruch auch immer, niemals wieder auftreten zu lassen. Dieser Wille aber, artikuliert in der Präambel des Versailler Friedensvertrages, in jeder Maßnahme der Alliierten, in jeder Note, in jedem Akt, und begleitet von einem Strom moralischer Vorhaltungen in der öffentlichen Meinung der gesamten Siegerwelt, ein negatives Kriterium also war die einzige Antwort, welche

auf die bohrende Frage, was die deutsche Nation eigentlich sei und in Anspruch nehmen könne, gegeben wurde.

Wer jene Jahre nach dem ersten Weltkriege — und jene Jahre nach dem zweiten auch — bewußt als Deutscher miterlebte, mußte zu dem Eindruck gelangen, daß noch niemals in der Weltgeschichte ein Volk so maßlos und einhellig, so gründlich und anhaltend beschimpft worden war, so bis in die letzte Faser moralisch zerfledert, wie das deutsche, und zwar nicht wegen seiner Taten — denn die konnten ja nur als Ausfluß seines unwandelbaren Charakters gedeutet werden, sondern wegen seiner Mentalität. Auf die Deutschen wurde ein Ausmaß von Schuld gehäuft, welches so groß war, daß jeglicher Versuch, sich zu entschuldigen, ganz unsinnig erschien. Was den Deutschen zu tun blieb — hier ihre Masse als psychologische Person genommen —, war nichts anderes, als sich zu eben der angegriffenen Mentalität zu bekennen und aus diesem Bekenntnis den Honig des Stolzes zu saugen. Die nationale Bewegung nach dem ersten Weltkrieg begann mit diesem psychologischen Akt. Beschuldigt ihres radikalen Tuns, begannen die Deutschen in der nationalen Bewegung, sich zur Radikalität zu bekennen; beschuldigt der Gründlichkeit ihrer Verbrechen, begannen sie, gründlichst die Radikalität bis zu deren eigentlichem Sachverhalt, bis zur radix, bis zur Wurzel, zu treiben. Die Philosophie der nationalen Bewegung, soweit sie einer Artikulation bedurfte, war schließlich die einer sogenannten «Konservativen Revolution». Die Deutschen versuchten in der nationalen Bewegung alle jene unbezweifelbaren Ewigkeitswerte zu präsentieren, die aus der deutschen Mentalität entwachsen waren — und wenn sie diese aus vermotteten Truhen oder von verstaubten Simsen holen mußten. Ihre Radikalität, bis

zur Wurzel der Begriffe vorzudringen, trug die Konsequenz in sich, radikal dem Bekenntnis zu diesen Begriffen auch zu leben. Das deutsche Volk, die Deutschen schlechthin waren niemals in ihrer Geschichte so politisiert wie in jenen Jahren. Die Forderung nach der Identität der Person mit seiner Idee erschien so selbstverständlich, daß nicht einmal der Versuch unternommen werden konnte, die Legitimität dieser Forderung zu bezweifeln. Bei der Vielzahl der Ideen mußte der Kampf aller gegen alle beginnen. Der Wille zur Wahrheit mochte zuerst einmal nichts wahrhaben. Jedermann war bereit, auf die Barrikaden zu steigen. Aber es waren keine Barrikaden da.

Außer den Deutschen selber verstand niemand, was bei den Deutschen eigentlich vor sich ging. Das Geschrei, das aus diesem Lande drang, glich einer Kakophonie des Geistes, deren Notenschrift niemand zu lesen vermochte. Verstanden die Deutschen eigentlich selber, was sie wollten? Nun, die politisierten Deutschen wollten zuerst einmal nicht aus der Geschichte austreten. Sie mobilisierten ihre geschichtliche Substanz auf die Gefahr hin, auf deren chaotischen Urgrund zu stoßen. Das Gefühl, noch gewaltige Schätze in verborgenen Kammern zu haben, gab den Antrieb, zunächst keine Form zu dulden, die sich zur Kruste über magerem Kuchen bilden konnte. Der anarchistische Wille innerhalb der nationalen Bewegung, der mit den verlorenen Haufen der Freikorps-Kämpfer eingedrungen war, wollte mangels konstruktiver Möglichkeiten zuvörderst «die Entwicklung weitertreiben», er sah in der Dynamik an sich bereits die Möglichkeiten der neuen Substanzbildung. Verschwörergruppen taten sich auf, welche den Kampf aller ge-

gen alle von den Straßenecken und Hausfluren, von den Demonstrationsplätzen und Versammlungsräumen bis in die Parlamente, bis in die Zimmer der Minister trugen. Attentate geschahen, denen keine Aktionen folgten.

Sehr spät erst, erst auf eben jene offenkundig widersinnigen Attentate hin besann sich die tragende soziologische Schicht des Bürgertums, sie begann, den Sinn der nationalen Bewegung wieder in der Konsolidierung der eigenen Schicht zu suchen. Ihrem Begehren kamen die großen Traditionsverbände der Soldaten entgegen, die Kriegervereine alter Prägung wie die Neugründung eines Bundes der deutschen Frontsoldaten, welcher sich «Der Stahlhelm» nannte. Damit aber gab das Bürgertum, welches sich bis dahin formgebend als Großbürgertum geriert und gefühlt hatte, die mobile Kraft der Bewegung an das Kleinbürgertum ab, das vom wirtschaftlichen Substanzverlust der oberen bürgerlichen Schicht nicht anders profitierte als durch Vergrößerung eigener Machtansprüche. In den Tagen der größten Krise der nationalen Bewegung jener Zeit, im November 1923, traten die ersten Kader der kleinbürgerlichen Revolution in gelbbraunen Hemden neben die letzten Kader der soldatischen Revolution in grauen Feldröcken.

Der Fähnrich A. D. hatte an den Irrungen und Wirrungen jener Tage kaum einen Anteil. Fürsorglich hatte die Reichswehrführung über das keimende Pflänzchen der Armee wie eine schützende Glasglocke das Verbot gestülpt, kein Soldat dürfe sich an politischen Vorgängen beteiligen. So hatte der Fähnrich A. D. nur ganz von der Ferne her vom Kampf der Roten Armee im Ruhrgebiet gehört, von der Abstimmung in

Oberschlesien und den drei Aufständen der polnischen Insurgenten, vom Einsatz freiwilliger, ziviler, offiziell verbotener Selbstschutzverbände eben dort, von den Hungeraufständen in den Industriestädten. Sein Leben war geruhsam im täglichen Dienstablauf dahingeflossen, und das einzige, was den jungen Mann schließlich mit Bekümmernis erfüllte, war die Schwierigkeit, seine freien Abende in angenehmer Gesellschaft zu verbringen.

Er beneidete seine Kameraden aus dem Mannschaftsstande, die abends vergnügt in die «Bumslokale» zogen.

Indessen war A. D.'s Erziehung in der Reichswehr so weit gediehen, daß sich für ihn ein Besuch solcher Vergnügungslokale von selbst verbot. Außerdem fürchtete er – die große Schlacht gegen die Geschlechtskrankheiten war noch nicht siegreich beendet –, sich zu infizieren –, und das hätte seine «Karriere» in Frage gestellt.

Wo waren andere gesellschaftliche Möglichkeiten? Einem Reichswehrangehörigen blieben Anfang der zwanziger Jahre viele Türen verschlossen. Für die radikale politische Linke war der Soldat der Weimarer Republik einfach ein «Bluthund», die Reichswehr ein Machtinstrument der Reaktion, des Kapitals, das sie hinderte, ihre gewerkschaftlichen und politischen Ziele durchzusetzen. Die demokratische Mitte mißtraute der Reichswehr wegen nationalistischer Tendenzen, während die nationale Bewegung sie wiederum «schwarz-rot-gelber» Neigungen verdächtigte. Die doppelgesichtige Reichswehr, die alles offenbar halb machte, erschien samt ihrem Chef als eine Sphinx. Dadurch befand sich auch der einzelne Soldat in einer Isolierung, aus der er in der gleichen Weise herauszukommen trachtete, wie die Reichswehrführung, indem sie sich mit einer

gewissen Beflissenheit aus der Parteien Streit und Hader herauszuhalten versprach.

Aber natürlich versuchte die Reichswehr, sich zu popularisieren. Eine Möglichkeit solcher Art bot sich in den Jahren 1922/23 im Wiederaufleben des Kriegervereinswesens. Nach dem Versailler Vertrag, so streng waren dessen Bräuche, durften sich die Kriegervereine nur Militärvereine nennen. Zu deren Stiftungsfeiern wurden auch Einladungskarten an die Standortkommandos verschickt, welche diese Karten so verteilten, daß jede Truppeneinheit Abordnungen in Stärke von vier Mann entsenden konnte. A. D., gewillt, in der geringen freien Zeit die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens auszuschöpfen, welche der Jugend über das Maß, welches die Reife setzt, geboten werden, meldete sich zu dieser freundlichen Art von Dienst anfangs ziemlich häufig. Aber er mußte die Erfahrung machen, daß die Einladenden kaum Notiz von den jungen Soldaten nahmen, nach dem offiziellen Teil, beim Tanz etwa, stießen die schneidigen jungen Kriegsgötter auf eine Kälte, die sie gerade hier nicht erwartet hatten.

Im Grunde entbehrte der Fähnrich A. D. auch die Liebe nicht, weil er sie nicht kannte. Als er die Liebe kennenlernte, handelte er zum ersten Male aus eigenem Trieb, suchte ihr zum ersten Male zu begegnen nach eigenem Gesetz. Und sofort schürzte sich der Knoten seines Lebens, unentwirrbar bis auf den heutigen Tag.

Einen Sonntagsurlaub benutzte der Fähnrich A. D. mit einem Kameraden zu einer Fahrt nach Dresden, weil in seiner Garnisonstadt doch nichts los war. Auch in Dresden war nicht

viel los für einen jungen Kriegsgott, immerhin konnten sich die beiden Fähnriche im Schmuck ihrer neuen Uniformen, die nurmehr wenig Ähnlichkeit hatten mit den abgeschabten, schlecht geschnittenen grauen Röcken der Soldaten des Ersten Weltkrieges und der Freikorps, zeigen. Sie trugen hübsche Litzen und blanke Knöpfe, sie konnten junge Mädchen sehen und von ihnen gesehen werden. Auf der Prager Straße spazierten vor ihnen zwei junge Damen Arm in Arm, Freundinnen offenbar, die gelegentlich die Auslagen in den Schaufenstern betrachteten. Die beiden Mädchen machten den Fähnrichen nicht den Eindruck, als ob sie sich ohne weiteres ansprechen ließen, ein Grund, zu beschließen, sie anzusprechen. Die Fähnriche folgten den Mädchen. Plötzlich blickte die eine, die dem Kameraden A. D.'s besonders zu gefallen schien, wie unabsichtlich zurück, die Fähnriche glaubten, in dem Gesicht der jungen Dame ein verhaltenes Lächeln bemerkt zu haben. Mit dem Mute, der den Soldaten in allen Lebenslagen auszuzeichnen hatte, stellten sich die beiden kurzerhand den Mädchen vor.

Der Kamerad A. D.'s hatte offenbar mehr Glück als A. D. selber. Seine Dame beteiligte sich nicht an dem Gespräch, das sich langsam und mit einigen Hürden, die kühn genommen werden mußten, entwickelte. A. D.'s Dame schwieg so beharrlich, daß A. D. sie schließlich fragte: «Warum so schweigsam, gnädiges Fräulein? Mögen Sie uns Soldaten nicht . . .?»

Die junge Dame erwiderte: «Ich bin kein gnädiges Fräulein, ich bin Kommunistin!» Dabei blickte sie ihn zum ersten Male fest an.

A. D. – einen Augenblick verblüfft – glaubte, die junge Dame wollte «sich interessant machen», ihre ganze Erscheinung ließ ja darauf schließen, daß sie aus «gutem Hause» war.

«Aber», fragte er, «was hat denn die Politik mit den Beziehungen zweier Menschen zu tun? Ein Soldat ist doch auch ein Mensch.»

Die Antwort kam: «Ganz gewiß! Sollte es wenigstens sein! Aber Soldaten werden zum Morden gedrillt, und sie sind Mörder, wie die letzten Jahre zeigen!»

Das war hart. Aber es war aufrichtig. Und gerade diese Aufrichtigkeit gefiel A. D. Das Mädchen sprach mit einem so tiefen Ernst, daß A. D. nicht daran zweifeln konnte: Dies Mädchen war im Innersten von dem überzeugt, was sie sagte. Diese Festung lohnte sich, gestürmt zu werden. Es zeigte sich auch in diesem Falle, daß eine fruchtbare Auseinandersetzung der Gelegenheiten bedarf, sich zueinander zu setzen. Dies war die Basis. A. D. liebte «auf Anhieb». Von da an suchte er Gelegenheiten, Charlotte zu treffen. Schließlich führte sie ihn bei ihrem Vater ein.

A. D.'s Vorstellung von einem Kommunisten war festgelegt. Sie deckte sich mit seiner Vorstellung von einem Spartakisten, Bolschewisten und Max-Hölz-Banditen. Übereinandergelegt deckten sich die Bilder mit einer unrasierten Figur, die mit verkehrt gehängtem Gewehr dem Gymnasiasten A. D. die Schülermütze vom Kopfe geschlagen hatte. Charlottes Vater war Schriftsteller. Und in A. D.'s Vorstellung glich ein Schriftsteller – er kannte keinen – einem Künstler, den er kannte: einem Bohemien mit offenem Hemd, schmutzigem Barett und ausgetretenen Schuhen.

Charlottes Vater lebte in einem Vorort Dresdens, der bekannt als das Wohnviertel bester bürgerlicher Familien war. Das Haus war das, was damals eine «Villa» genannt wurde. Charlottes Vater war ein wohlgepflegter, wohlrasierter, ele-

ganter Mann mit souveränen Manieren und freimütigem Lachen. Er war im Besitz vieler Bücher, guter Bilder und teurer Kunstgegenstände. Aber er war ein echter Kommunist. Als Abgeordneter im Kaiserlichen Parlament hatte er den ersten Antrag auf Absetzung des Kaisers eingebracht.

Obgleich A. D. wußte, daß der bessere ältere Herr die politischen Ansichten seiner Tochter teilte, oder umgekehrt, bestand kein Bedürfnis, dieselben auszutauschen; weder der Oberfähnrich A. D. noch der graumelierte Schriftsteller versuchten, einander zu überzeugen. Die beiden Herren plauderten über Kunst und tranken Kaffee. Im ganzen war A. D. vier- oder fünfmal im Hause des Mannes, den er sich in vollem Ernst als seinen Schwiegerpapa ausersehen hatte.

Mit Charlotte allerdings sprach A. D. gelegentlich über politische Dinge, besonders anläßlich ihres Wunsches, er möge mit ihr nur in Zivil ausgehen. Er begriff dabei mit einem gewissen Grade von Beseligung, daß sie nicht für ihren politischen Ruf besorgt war, sondern fürchtete, er werde Unannehmlichkeiten haben. A. D. lachte über die Befürchtung; er teilte sie nicht.

Das müßte verwundern, wenn nicht der Oberfähnrich gerade durch seine Reichswehrerziehung so sorgfältig von allen politischen Vorgängen ferngehalten worden wäre. Tatsächlich hatten ja die drei ersten der zwanziger Jahre die Menschen in Deutschland in einem außergewöhnlichen Maße politisiert. Nachdem ein ganzes Jahrhundert lang die mannhaften liberalen und bürgerlichen Geister für Maß und Würde des einzelnen eingetreten waren, hatte sich in jenen Jahren die nahezu

diktatorische Meinung von der Identität von Einzelpersönlichkeit und Idee durchgesetzt. Der Charakter des einzelnen wurde fast ausschließlich nach dem Maßstab dieser Identität gewertet – von links bis rechts: Proletarier war, wer sich nicht im Besitze von Produktionsmitteln befand und im Bewußtsein seiner Klasse handelte. Deutsch-völkisch war, wer sich arischer Abstammung dünkte und: seine Knöpfe nicht bei Juden kaufte. Von links bis rechts führte diese Meinung von der Identität des einzelnen mit seiner Idee zu einer Radikalität, die beabsichtigte, stets bis zur radix, bis zur Wurzel der Erkenntnisse, vorzudringen. Jedermann meinte, ein Abzeichen seiner politischen Konfession tragen zu müssen, und Attentäter glaubten, in der Persönlichkeit, die sie erschossen, deren Idee getroffen zu haben.

Die größte politische Gefahr lag bei alledem wohl darin, daß sich in der Phantasie der Menschen ein durchaus falsches Bild von den politischen Kraft- und Machtverhältnissen formte. Der Sinn für die Politik ist ja nicht jedem Bürger eingeboren, sondern nur wenigen gegeben; es handelt sich um eine Begabung, wie etwa die Musikalität. Wird aber jeder einzelne innerhalb der Masse politisiert, so kann dies nur in sehr reifen Formen der Demokratie ohne Gefahr für das Ganze geschehen. Nun konnte man von der Demokratie der Weimarer Republik in jenen Jahren mancherlei behaupten – daß sie aber über reife Formen verfügte, oder selbst, daß das deutsche Volk für ihre Formen überhaupt reif war, konnte niemand sagen. Und niemand sagte es auch. Damals führte die Politisierung der einzelnen zu einem Kampf aller gegen alle.

Der Oberfähnrich A. D. erhielt sein Offizierspatent in einem Augenblick, da sich die politische Lage in Deutschland so zugespitzt hatte, daß nur noch die Macht eine Entscheidung fällen konnte. Die einzige wirkliche Macht war zu diesem Zeitpunkt eben die Reichswehr.

Praktisch waren der Möglichkeiten viele, für deren eine sich entschieden werden konnte. Französische Truppen hatten sich anfangs des Jahres 1923 des Ruhrgebietes bemächtigt, damit Frankreich ein «Faustpfand» für die von Deutschland zu bezahlenden Reparationen in der Hand habe, die ganze deutsche Bevölkerung, schließlich einschließlich der Kommunisten fand sich in einem ersten großen nationalen Akt, dem des «passiven Widerstandes» unter einer bürgerlichen Regierung. Die Reichswehr war von diesem Akt vollkommen ausgeschaltet. Die deutsche Währung zerfiel infolge der finanziell wahnsinnigen Anspannung bis zu einem Grade, der das Geld als Zahlungsmittel überhaupt ausschaltete – als wiederum eine bürgerliche Regierung den «passiven Widerstand» beenden mußte, drängten die aktiven Kräfte der nationalen Bewegung zu einem Staatsstreich – in der Festung Küstrin rüstete sich die «Schwarze Reichswehr», also getarnte Freikorpssoldaten, die entgegen den Versailler Bestimmungen von der Reichswehr geheim als «Arbeitskommandos», recte als Reserve gehalten waren, durch einen Putsch eine Atmosphäre zu schaffen, in der die Armee politisch in die deutschen Wirren eingreifen konnte – in Bayern nahm unter dem Druck der nationalen Bewegung eine bürgerliche Regierung mit diktatorischem Charakter die in Bayern stationierten Truppenteile der Reichswehr in bayrische Pflicht und unter bayrischen Eid – am Rhein hatte sich eine sogenannte «Separatisten-Bewegung» gebildet,

die sich bewaffnete und, wenn nicht eine Abtrennung der Rheinlande vom Reich, so doch von der preußischen Verwaltung forderte, was unter den damaligen Umständen zu den gleichen Resultaten führen mußte – und in Sachsen endlich hatte eine sozialdemokratische Regierung, zwar völlig verfassungsgemäß, aber im Reiche übel vermerkt, mehrere Kommunisten als Minister in sich aufgenommen – kurz, die zu berechtigter Verwunderung selbst im Versailler Friedensvertrag nicht angetastete «Einheit» Deutschlands, mit deren Querelen die internationale Politik des vorigen Jahrhunderts angefüllt war, drohte in diesen entscheidenden Tagen sich aufzulösen. Die Augen aller politischen Mächte im In- und Auslande waren auf die Reichswehr gerichtet. Was wird die Reichswehr tun? Die Ohren aller politischen Mächte im In- und Ausland horchten herum, und schließlich wußte jedermann: Die Reichswehr wird das tun, was der General von Seeckt befiehlt!

Ihr eigentlicher Schöpfer und Organisator war der General von Seeckt; ein Genie der Nüchternheit. Dieser tüchtige Generalstabsoffizier pflegte in seinen Befehlen und Berichten, später auch in seinen Schriften einen absonderlichen Stil. Da waren sozusagen eherne Sätze aneinandergereiht. Jeder Satz war zugleich ein Monstrum der fürchterlichsten Banalität. Zusammengenommen ergab dies dann aber eine Beweisführung von unerschütterlicher Logik.

«Reichssouveränität ist die erste Voraussetzung deutschen Weiterlebens in der Welt.» Das steht da, wie in Erz gemeißelt – kein noch so skeptischer Geist vermag zu zweifeln, daß dies stimmt. Und der nächste Satz lautet: «Vordringliche Aufgabe ist es, das deutsche Volk wieder zu einem bündnisfähigen

Partner in der Welt erscheinen zu lassen.» Und dann heißt es:
«Bündnisfähig ist ein Volk, wenn es Waffen hat und bereit ist, mit diesen Waffen das Recht zu verteidigen, eigenes sowohl wie fremdes Recht.»

Der General von Seeckt machte sich daran, dem deutschen Volke Waffen zu geben, um es bündnisfähig zu machen, damit es seine Reichssouveränität wahren könne. Die logische Folge dieses kurzen Gedankenganges hieß: Je mehr Waffen das deutsche Volk erhält, in desto stärkerem Grade erscheint es bündnisfähig. Und je bündnisfähiger es ist, desto leichter kann es sich seine Bündnispartner selber aussuchen ...

Als der Oberfähnrich A. D. zum Leutnant befördert wurde, hatte der General von Seeckt begonnen, mit einer starken und bedrohlichen Macht, mit dem bolschewistischen Rußland, die ersten Fühlerbetastungen einer militärischen Bündnisfähigkeit auszutauschen, so wie ein Jahr zuvor der deutsche Außenminister Dr. Walter Rathenau, der kurze Zeit darauf von nationalistischen Verschwörern erschossen wurde, in Rapallo wirtschaftlich und politisch eine Bündnisfähigkeit mit dem bolschewistischen Rußland zu eruieren begonnen hatte, wenn auch mehr zu dem Zwecke, mit diesem Schritt die Westmächte zu einer nachgiebigeren Haltung Deutschland gegenüber zu veranlassen.

Der General von Seeckt also sah sich vor drängende Entscheidungen gestellt in jenen politischen Gewittertagen des Jahres 1923. In Hamburg hatten die Kommunisten einen sinnlosen und isolierten Aufstand versucht, bei dem ein gewisser Thälmann mit Mut und Geschicklichkeit als Führer der aufständischen Arbeiterschaft hervorgetreten war. Der Aufstand konnte mit Polizeigewalt niedergeschlagen werden. In der

Festung Küstrin konnten meuternde Freikorpskämpfer durch festes Auftreten der Reichswehrgarnison gebändigt werden (und wurden es). Die Separatisten mochten durch die rheinische Bevölkerung selber zusammengeschlagen werden (sie wurden es). Die vom Lande Bayern oktroyierte Reichswehrgruppe war durch persönliches Auftreten des Generals von Seeckt ohne weiteres wieder an den Zügel zu bringen (sie wurde es). Die nationale Bewegung in Bayern mußte an den unlösbaren Widersprüchen in den eigenen Reihen platzen (sie tat es).

Was zu tun blieb, war eine Reichsexekution gegen das Land Sachsen und dessen verfassungsmäßig legale Regierung, der mehrere Kommunisten als Minister angehörten. Zugleich war diese Reichsexekution eine Aktion gegen die Linie des geringsten Widerstandes. Durchzuführen war sie nur mit dem Artikel 48 der Reichsverfassung, mit der Proklamierung eines Ausnahmezustandes. Der Reichspräsident Ebert, anscheinend immer noch im Besitze eines direkten Drahtes zur Armee, proklamierte, und in drei Marschgruppen, die sich in mehrere Marschsäulen unterteilten, rückte die Reichswehr in das Land Sachsen ein — an der Spitze einer der Marschsäulen der frischgebackene jüngste Leutnant A. D.

Leutnant A. D. hatte sich bei dem Regiment, dem er als Offizier zugeteilt war, dem Reichswehr-Infanterie-Regiment 12 in Magdeburg, gemeldet. Er hatte dort erfahren, daß er während des Einmarsches in Sachsen bei einer Aufklärungsschwadron Dienst als Zugführer tun solle, da er ja kavalleristisch ausgebildet war. Sein Zug hatte allerdings Aufgaben, die nicht gut hoch zu Roß durchgeführt werden konnten — zu auffällig. Der Aufklärungszug war vielmehr ein Radfahrzug, und seine Aufgabe bestand vorerst darin, mit der Schwadron einher zu

radeln, möglichst unauffällig. Der eigentliche Auftrag für den jüngsten, eben erst dem Regiment zugeteilten Leutnant A. D. aber lautete so: Er sollte an Hand einer umfangreichen Liste alle politisch verdächtigen Personen, alle Kommunisten also, unauffällig verhaften und dem Stabe zur weiteren Bearbeitung zuführen – möglichst unauffällig. Selbst im kleinsten Dorf, welches die Marschsäule zu passieren hätte, müßte Leutnant A. D. sich mit dem Bürgermeister – oder sollte dieser, Gott behüte (aber in Sachsen war alles möglich) selber Kommunist sein – mit einer zuverlässigen Persönlichkeit in Verbindung setzen, damit nach dessen Angaben die bekannten Kommunisten des Ortes verhaftet werden könnten.

Zweifellos war diese Aufgabe eine, gegen die sich zu wehren jeder Offizier der alten Kgl. preußischen Armee nicht nur hinreichend Anlaß, sondern auch hinreichend Gelegenheit hatte – in der neuen Reichswehr aber nicht. Auch war A. D. nun jüngster Leutnant, dessen Ausgangslage eben doch die war, Aufgaben übernehmen zu müssen, gegen die sich jeder andere Offizier sträubte. Leutnant A. D. war nun Leutnant z.b.V. – Leutnant zur besonderen Verwendung, einer Verwendung, die im Dienstreglement eigentlich nicht vorgesehen war. Die Verwendung des Leutnant A. D. war zweifellos anrüchig, wie das gesamte Denunzianten-, Vigilanten- und «Vertrauensleute»-Wesen, das zu organisieren und zu kontrollieren niemals die Aufgabe des Militärs, immer der Polizei gewesen war.

Das Militär kannte seit jeher sehr wohl die Aufgabe der Spionage – dieser aber dienten der Tradition nach besonders bewährte Offiziere, deren Patriotismus so groß war, daß sie, freiwillig, starke innere Hemmungen überwindend, dienten im Risiko, Verwandlungen ihrer sittlichen Substanz und des

Charakters in Kauf nehmen zu müssen. Der Ic, der Nachrichten-Offizier beim Stabe hatte ja nur die einkommenden Nachrichten zu überprüfen und auszuwerten. Die Spionage-Abteilung beim Großen Generalstab der deutschen Armee des ersten Weltkrieges entwickelte sich erst in diesem Kriege zu einiger Bedeutung nach den Erfahrungen, die andere Armeen mit ihrem Spionage-Dienst gemacht hatten – und, mochte es daran liegen, daß gerade in der deutschen Armee eine gefühlsmäßige Abneigung gegen diese Art Tätigkeit bestand, oder nicht – die deutsche Spionage während des ersten Weltkrieges war anerkanntermaßen bedenklich schwach, zumindest im Verhältnis zu der der Gegner. Im Versailler Vertrag war der deutschen Reichswehr neben der Einrichtung eines Generalstabes auch die einer Spionage-Abteilung verboten. Aber die Reichswehr konnte in ihrem Willen zur Perfektion auf diese Art Einrichtungen nicht verzichten. Also wurden die Funktionen des Generalstabes mit einigem Geschick derart an die einzelnen Ressorts, Ämter und Stäbe verteilt, daß sie organisatorisch nicht in Erscheinung traten. Für die Spionage-Abteilung mit ihrem stark zentralistischen Charakter fand sich zunächst einfach kein eigener Etat – und bevor die Reichswehr-Führung auf den glücklichen Gedanken kam, diese Einrichtung an die kleine, aber ihrer technischen Natur wegen mit Spezialstäben überbelastete Reichsmarine zu übergeben, schien es geboten, den geheimen Funktionen dieser Einrichtung die Anrüchigkeit durch eine systematische Zersplitterung der Tätigkeiten zu nehmen. Der Leutnant z.b.V. A. D. hatte zu verhaften, weiter nichts. Wer die Listen zusammengestellt hatte, was mit den Leuten geschah, die er an seinen Stab ablieferte, das ging ihn nichts an.

Der Gesamtapparat wurde geschämig «Abwehr» genannt, und Leutnant A. D. diente also der Abwehr, ohne ihr anzugehören. Tatsächlich sollte die «Abwehr», später zunächst von einem befähigten Kapitän zur See geleitet, dann von einem hervorragenden Admiral, sehr bald Funktionen übernehmen müssen, die bislang die politischen Abteilungen der Polizei ausgeübt hatten. Zu jener Zeit, als die Reichswehr zur Reichsexekution in Sachsen einmarschierte — und dies war, wohlgemerkt, der einzige kriegerische Akt, den diese kleine und vortreffliche Armee der «Weimarer Republik» jemals ausführte! — war die Polizei in ihrem Aufbau noch längst nicht zu jenem machtvollen und jeder Regierung gefügigen Apparat angewachsen, von dem der brave Schutzmann der kaiserlichen Zeit nichts ahnen und kaum zu träumen gewünscht hätte. Die Reichswehr als einzige potente Macht übernahm auch die Aufgaben polizeilicher Natur in politischen Dingen — die unpolitische Reichswehr! —; sie übernahm auch Organisation und Kontrolle des Denunziations- und Vigilantenwesens, von dem einst der deutsche Publizist Goerres im «Rheinischen Merkur» des Vormärz über die Methoden Metternichs geschrieben hatte, diese Methoden spielten sich auf, als wären sie im Stande, eine Welt aus den Angeln zu heben, am Ende aber wären sie nicht einmal geeignet, einen Pfropfen aus der Flasche zu ziehen.

Nichts kennzeichnet vielleicht besser die innere Abwendung der Reichswehr vom Sinn, Wesen und den Methoden der alten Armee, als das Bestreben, den durch die Zeitumstände gebotenen engen Rahmen immer mehr zu erweitern, bis zur Aufnahme einer die Reichssouveränität durch Bündnisfähigkeit sichernden großen und größten deutschen Armee — zu erwei-

tern selbst durch eine Überbewertung der Abwehr. Die Reichswehrführung, ihre Generalität, kannte sehr bald nicht mehr das instinktive Mißtrauen der alten Generalität gegen die Pest der Nachrichtendienste, die notwendig das Wesen der Führung, den feldherrlichen Entschluß und seine Verantwortung, diskreditieren muß. Der Entschluß wird bedrängt von Informationen aus zwangsläufig trüben Quellen, eine fremde, ungreifbare Macht klemmt sich in des Feldherrn Entscheidungen, sie nimmt ihm, wenn er nachgibt, einen gewichtigen Teil seiner Qualifikation. Wessen Handeln von den Quellen des Verrates gespeist wird, der dient dem Verrat.

Der Leutnant A. D. freilich wußte nicht von diesen Zusammenhängen. Er war sehr jung und hatte nicht die Gabe, in die Zukunft zu sehen. Er wußte nur, daß ihm sein Auftrag gegen den Strich ging. Ja, ihn befremdete dieser Befehl außerordentlich. Die Reichswehr war doch politisch neutral – wieso wandte sie sich auf einmal gegen eine politische Partei, die mit ihren Abgeordneten in den Parlamenten vertreten war? In Sachsen waren ja die kommunistischen Minister völlig legal auf ihre Posten gelangt. Schon aus diesem Grunde antworteten die Bürgermeister der Dörfer oder die «zuverlässigen Vertrauenspersonen» nur zögernd auf die Frage des Leutnants, wer hier führender Kommunist sei. Sie nannten schließlich Namen und fragten, was denn mit diesen Männern geschehen solle.

Der Leutnant z.b.V. wußte selber nicht, was mit diesen Leuten geschah. Er lieferte sie ab; das war alles. Aber einmal, als er unvermutet einen kleinen Restaurations-Tanzsaal in der Nähe des Stabsquartiers betrat, sah er Leute, die er tags zuvor verhaftet hatte, in einer Reihe nebeneinanderstehen, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, bewacht von einem gelangweil-

ten Reichswehrsoldaten. A. D. entsann sich genau, die Leute – wenn auch nicht gesund und munter, so doch auf jeden Fall gesund und heil – beim Stabe abgeliefert zu haben: Diese da bluteten. Sie hatten dicke, mißfarbene Beulen am Kopf. Sie zitterten ängstlich, als er sich nahte, und seinen Augen begegneten vorwurfsvolle Blicke. A. D. wandte sich an jenen Offizier im Stabe, dem er unterstellt war, mit der Frage, was mit diesen Leuten geschehen sei und geschehen werde. Dieser Offizier sah ihn lange nachdenklich an, dann sagte er, A. D. müsse sich täuschen; er sähe Dinge, die ihn nichts angingen.

Der Leutnant z.b.V. A. D. aber sah bald etwas, das ihn sehr wohl anging: Er fand auf der Liste, die seinen ominösen Auftrag begleitete, den Namen des Vaters seines Mädchens Charlotte . . .

Man sollte doch denken, daß dies der Augenblick war, da sich endlich der harmlose, normale, durchschnittliche A. D. vor einen starken Konflikt gestellt sah. Aber es muß gesagt werden, daß A. D. auch diesmal einen inneren Konflikt nicht erlebte. Er überlegte keinen Augenblick. Er wurde nicht zwischen Pflicht und Ehre hin- und hergerissen. Er tat einfach das Nächstliegende. Er fuhr nach Dresden, in Zivil, möglichst unauffällig, suchte den Mann, den er zu seinem Schwiegervater gekürt hatte, sprach von der Liste, warnte ihn. Er wollte nicht, daß dieser freundliche, sympathische, bessere ältere Herr eines Tages von A. D. verhaftet und zum Stabe gebracht werde, um dort einer Behandlung unterworfen zu werden, über die sich A. D. täuschen mußte, da sie ihn nichts anging. Der bessere, ältere Herr war durch A. D.'s Warnung überrascht, aber auch beeindruckt. Er versprach die Warnung zu beachten.

A. D. fuhr zu seiner Truppe zurück. Er war sich weder einer guten noch einer bösen Tat bewußt. Was er getan hatte, schien ihm einfach selbstverständlich.

Nicht ganz so selbstverständlich allerdings tat A. D. weiter seinen Dienst. Er verhaftete die Kommunisten, die ihm genannt wurden, falls er sie zu Hause antraf. Wenn er sie nicht antraf, verzichtete er auf weitere Nachforschungen, weil ihm diese nicht ausdrücklich aufgetragen waren. Seinen Schwiegervater in spe würde er nicht zu Hause antreffen, des war er gewiß.

Unter den Leuten, die er verhaften mußte, befand sich nicht eine einzige suspekte Type. Es waren Arbeiter — und die Auskunft der Bürgermeister hatte gelautet: dies seien im Grunde gute Arbeiter, bloß eben Kommunisten, unerklärlicherweise. Manchmal verhaftete er Lehrer — die hatten schon eher Feinde; jedenfalls sprachen die «Vertrauenspersonen» ihre Namen nicht gar so zögernd aus. Aber er hatte auch mit kommunistischen Funktionären zu tun, mit Agitatoren — bei ihnen gelang die Verhaftung in den angenehmsten Formen; sie schienen nicht überrascht, sie plauderten mit A. D. Sie fragten ihn, warum er Offizier geworden sei. Und wenn sie erfuhren, daß A. D. Offizier geworden war, weil er kein Geld fürs Studium hatte, erwiderten sie, er gehöre doch eigentlich auf ihre Seite, auf die Seite der Kommunisten.

A. D. sprach gern mit diesen Leuten; sie schienen vorurteilsfrei und sachlich. Sie fragten auch nicht, was mit ihnen geschehe. Offenbar wußten sie es.

Eines Tages bat ein Offizier der Schwadron, ein Oberleutnant, der sich bei dem unkriegerischen Vormarsch auf die feindliche Stadt Chemnitz grenzenlos langweilte, in der lässi-

gen Art der Kavalleristen den jüngeren Kameraden, ihn bei den Exkursionen begleiten zu dürfen, nur so, des Interesses halber. A. D. fand keinen Grund, die Bitte abzulehnen; der ältere Kamerad begleitete ihn.

A. D. sollte in einem kleinen Industrieort einen Lehrer verhaften, einen sehr gebildeten Mann, wie der Bürgermeister sagte, sehr beliebt in der Schule und bei den Eltern seiner Schüler, aber eben Kommunist. Die beiden Offiziere warfen einen Blick auf die stattliche Bibliothek. Dort waren tatsächlich auch Bücher von Karl Marx und sogar von Lenin . . . Die beiden Offiziere gingen die Bücher einzeln durch und legten – befehlsgemäß – die verdächtigen Schriften auf einen Haufen, der ständig wuchs.

Und da geschah es, daß A. D. einen Band völlig unpolitischen Inhalts nach kurzem Durchblättern ins Regal zurückstellen wollte. Dabei löste sich aus dem Buch ein nicht eingebundenes hektographiertes Blatt und segelte quer durch den Raum zu Boden. A. D. fing das Blatt auf und wollte es in das Buch zurückstecken, als sein Blick auf einen Namen fiel. Es war der Name von A. D., sein eigener Name . . .

Der Leutnant blickte schärfer hin und las. Es handelte sich um ein Mitteilungsblatt des M-Apparats der KPD, des «Militärapparates», den sich die rührige Partei geheim aufgebaut hatte. Und in diesem Blatt stand eben jene Warnung, die A. D. seinem «Schwiegervater in spe» erteilt hatte. Um die Dringlichkeit der Warnung deutlich zu machen, teilte der M-Apparat mit, die Information stamme von einer glaubhaften Stelle, nämlich dem Reichswehroffizier A. D.

Siebenunddreißig Jahre später sagte A. D., der Schock dieses Augenblicks habe sein Leben verwandelt. Der Blitz traf

unter Milliarden Menschen einen. A. D. hatte jetzt ein Schicksal: ein Mann, dem durch nichts vorbestimmt war, eines zu haben.

Zunächst handelte A. D. mit jenen Reaktionen, die typisch für Kurzschlußhandlungen sind. Mit zitternden Händen und scheuem Blick nach dem Oberleutnant schob er das Blatt in das Buch zurück. Dann, bedenkend, daß dies Papier unter allen Umständen vernichtet werden müsse, holte er das Buch wieder aus dem Regal. In diesem Augenblick sah der Oberleutnant von seiner Lektüre auf. A. D. warf das Buch mit gespielter Gleichgültigkeit auf den Haufen der ausgewählten «verdächtigen» Literatur, hoffend, daß er Gelegenheit finden werde, es sich anzueignen und das Blatt zu vernichten. Der Oberleutnant musterte den Haufen Bücher und meinte, es sei nun genug des grausamen Spiels. A. D. legte die Bücher zusammen. Der Oberleutnant half ihm. Sie trugen die Bücher zu dem kleinen Wagen, der draußen wartete. Der Oberleutnant packte mit A. D. die Bände in den Wagen.

Während der Fahrt saßen der Oberleutnant und A. D. nebeneinander, der Bücherstoß zwischen ihnen, vorn neben dem Fahrer der verhaftete Lehrer. A. D. fieberte nach einer Gelegenheit, das fatale Buch auszusondern. Der Lehrer wurde entgegen dem Brauch nicht zum Stabe, sondern ins Gerichtsgefängnis des Städtchens O. gebracht. Als A. D. danach wieder in den Wagen steigen wollte, meinte der Oberleutnant, A. D. solle sich doch nicht mehr mit der Ablieferung der Bände beim Stabe aufhalten, sondern in sein Quartier gehen. Den Bücherstoß werde er, der Oberleutnant, beim hohen Stabe schon übergeben. Er habe dort einen Kameraden, den er gern einmal wiedersehen wolle.

A. D. riß sich aus seiner Benommenheit. Er taumelte seinem Quartier zu. Dort zog er sofort Zivil an und desertierte.

Vier Tage irrte der Leutnant a.D. A. D. durch Sachsen. Er hatte kein Geld, er hatte keine Bleibe, er hatte Hunger. Er stand wie ein Kind vor seinem Schicksal und fragte: ‹Warum gerade ich . . .?› und: ‹Was habe ich eigentlich getan?› Er hatte den Vater des Mädchens, das er liebte, gewarnt, nun gut. Aber war das nicht selbstverständlich? Warum, um Himmels willen, warum hatte er, da es ihm nicht gelungen war, das fatale Blatt zu vernichten, nicht wenigstens den Mut gehabt, sich an einen Kameraden vertrauensvoll zu wenden? — Nein, er hätte den Kameraden nur selber in eine schiefe Lage gebracht. Warum hatte er nicht den Mut gehabt, seinem Vorgesetzten zu melden: ‹Das und das ist mir passiert›? — Nein. Der Vorgesetzte müßte Nachforschungen anstellen, und dann wäre der Vater seines Mädchens erst recht gefährdet. Das war der wunde Punkt.

Selbstverständlich durfte er den Mann, den er gewarnt hatte — und der wiederum das gleiche tat, was A. D. getan hatte: er warnte seine Freunde — nicht der Gewalt ausliefern. Er hätte eine Ausrede erfinden müssen! Sein Vorgesetzter, nun, der war doch Offizier, verdammt noch mal, erzogen nach den Gesetzen der Kameradschaft, die verbietet, Kameraden zu verpetzen, verdammt noch mal . . . der mußte doch Verständnis haben, wenn er etwa sagte, der Mann, den er gewarnt habe, sei ein Kamerad gewesen, ein Schulkamerad meinetwegen, dessen Namen er nicht mehr behalten hatte; wer behält schon die Namen seiner Schulkameraden — kurz, er habe von dem Manne nur erfahren, daß er sich damit gebrüstet habe,

Kommunist zu sein ... die Brüder brüsten sich ja noch damit ... und aus alter Kameradschaft ... Ja! So wäre es gegangen. So würde es, verdammt noch mal, womöglich auch jetzt noch gehen!

Am fünften Tage nach seiner Desertion, erschöpft und ausgehungert, beschloß A. D., sich zu stellen, mit der Mär von dem ihm unbekannten Schulkameraden. A. D. war gerade in Leipzig. Er ging zum Polizeipräsidium und stellte sich. Es dauerte eine ganze Weile, bis der zuständige Beamte, ein netter, ruhiger, gemütlicher Mann gefunden war.

Der Leutnant a.D. A. D. hatte keine Erfahrungen mit Kriminalbeamten. Der da schien noch aus der kaiserlichen Zeit zu sein; er war sogar ein bißchen asthmatisch. Jedenfalls besaß dieser Mann nichts von jener gewissen Forschheit, die aus eigener Unsicherheit stammt und die A. D. immer an den Tag gelegt hatte, solange das Verhaften seine Sache gewesen war. Der Beamte hatte es gar nicht eilig; er blätterte lange und nachdenklich in den Fahndungsblättern und erklärte freundlich, daß da nichts drin stünde. Aber A. D. wollte die Sache bereinigen. Worauf der Beamte meinte, wer denn ein Interesse an A. D. haben könne. Die Reichswehr? Ach so, natürlich! Welches Regiment denn? Das 12. I. R.? Ach so. Ja, wo denn das liege? Irgendwo auf dem Marsch in Sachsen? Ach so ... Aber Leipzig habe auch Reichswehr, Standort Leipzig, vielleicht sei die Kommandantur zuständig?

Und höchst umständlich rief auf Drängen von A. D. der Kriminalbeamte das Standortkommando in Leipzig an. Eine ferne, anonyme Stimme befahl, den Leutnant A. D. auf jeden Fall festzuhalten. Wenig später wurde er in das Untersuchungsgefängnis in der Beethovenstraße eingeliefert.

Der dunkle Bau, auf der einen Seite dem großen Amtsgerichtsgebäude, auf der anderen dem Polizeipräsidium benachbart, war das Untersuchungsgefängnis des Reichsgerichts, des höchsten deutschen Gerichts, bis vor kurzem bekannt als das objektivste Gericht der Welt, wenn man dem Reichsgericht glauben wollte. War das zuständig? Es war zuständig.

A. D. saß. Es begab sich nichts. Er hatte Zeit nachzudenken. Immer mehr festigte sich in ihm der Gedanke, daß er an einem Punkte festhalten müsse: an der Sache mit dem Schulkameraden. Er dachte an Charlotte und ihren Vater. Sie konnten nicht ahnen, was mit ihm geschehen war. Sollten sie es durch einen Zufall erfahren, so konnte alles, was sie vielleicht für ihn unternehmen mochten, nur dazu dienen, seine und ihre Lage zu verschlechtern.

Es begab sich sehr lange nichts. Jeder, der einmal gefangen saß – und wer hat in unserem merkwürdigen Zeitalter, das sich allerorten mit ganzen Fahnenwäldern im Namen der Freiheit schmückt, eigentlich nicht für kurze oder längere Zeit gesessen, meistens für längere – wird bestätigen, daß eben dies, daß sich nichts begab, die eigentliche Tortur des Gefängnisses bedeutete. Deswegen war es ein großer Tag für A. D., als er dem Untersuchungsrichter vorgeführt ward. Der war ein besonders freundlicher Mann, ein Bonhomme, der offenbar das Leben kannte und ein Verständnis hatte für alle Zwischenfälle des Lebens, berufsmäßig sozusagen, nicht allein amtsmäßig. A. D. atmete nicht nur auf, er erwachte gewissermaßen zu neuem Leben, als dieser Mann ihn freundlich fragte: «Sagen Sie mal, weswegen sind Sie eigentlich hier?»

Es war klar, daß dieser Mann genausowenig mit A. D. anfangen konnte, wie der Kriminalbeamte vom Polizeipräsidium

es gekonnt hatte. Aber schließlich hatte sich A. D. ja selber gestellt und war nun einige Auskunft schuldig. Er war desertiert!

Der Untersuchungsrichter lächelte mehrdeutig und wedelte dieses Schuldbekenntnis gleichsam wie ein Federchen mit der Hand vom Tisch: «Na, wenn schon!» Also eine dumme, kleine Sache, die schnell bereinigt ist! Das war ein Mann! Der hatte Verständnis!

A. D. beeilte sich, schnell zu bereinigen: Er war ja eigentlich nur in einer Art Kurzschlußhandlung desertiert; der Anlaß war ja so geringfügig. Was er getan hatte, war ja eigentlich selbstverständlich — der Schulkamerad . . .!

Hier unterbrach der Untersuchungsrichter seinen Redefluß und fragte nunmehr, ernst geworden, in seiner bedächtigen Art: «Wie heißt dieser Schulkamerad?» A. D. vermochte sich des Namens nicht zu entsinnen.

«Vielleicht frischt das Ihr Gedächtnis auf . . .» Der Untersuchungsrichter schob ihm scheinbar beiläufig eine Zeitung hin. Es war die Leipziger Volkszeitung, das offizielle Organ der Sozialdemokratischen Partei in Leipzig. Ein kleiner Artikel in diesem Blatt war rot angestrichen. Darin hieß es, die legalen Verbände der Reichswehr würden vorwiegend mit Angehörigen des «Stahlhelms» verstärkt; die Arbeiterschaft müsse deshalb größere Wachsamkeit üben.

Für A. D. war dies nichts Neues. In der Reichswehr wußte jedermann davon, und A. D. hatte Anlaß anzunehmen, daß dies auch außerhalb der Reichswehr jedermann wisse. Er ahnte nicht, was dieser Artikel in der Zeitung der SPD — einer Regierungspartei im Lande Sachsen vor und nach der Reichsexekution — mit seinem «Fall» zu tun hatte. Nun, das sei doch

ganz klar: Er, A. D., stünde eben in dem Verdacht, geheime Tatsachen, deren Kenntnis ihm auf Grund seiner Dienststellung in der Reichswehr zugekommen sei, unter Bruch des Dienstgeheimnisses dieser Leipziger Zeitung mitgeteilt zu haben.

A. D. stockte der Atem. Was wollte man ihm in die Schuhe schieben? Er hatte ja keinerlei Verbindung zu dieser Zeitung, kannte keinen ihrer Redakteure, es war ihm vollkommen gleichgültig, was in diesem Blatt da stand. Es war ja auch gar kein Geheimnis. So viel wie er wisse doch jedermann von diesen Sachen!

Der Untersuchungsrichter besah sich nachdenklich diesen Mann, der aus seiner Farblosigkeit, aus seiner menschlichen Reserve nur heraustrat, wenn er auf diesen Schulkameraden zu reden kam, von dem er angeblich nicht mehr wußte, wie er hieß. Sodann diktierte der Untersuchungsrichter einem grauen Männchen, das die ganze Zeit mit verdrossener Miene vor seiner Schreibmaschine gesessen und verstohlen seine Fingernägel gereinigt hatte, ein kurzes Protokoll, in dem sehr wenig von der Desertion, ein wenig mehr von dem Schulkameraden die Rede war, aber – auf A. D.'s ausdrückliches Verlangen – eine Menge von Beteuerungen, daß A. D. von diesem Artikel nichts wisse, daß er nie etwas über die «Schwarze Reichswehr» verbreitet habe.

Der Untersuchungsrichter verabschiedete sich freundlich, indem er verhieß, A. D. werde milde Richter finden, wenn er ein volles Geständnis ablege. Danach ließ er A. D. in seine Zelle abführen. Da saß nun A. D. und dachte über den Begriff «umfassendes Geständnis» nach.

Er hatte keinen Verteidiger, er kannte keinen. Ein Wachtmeister sagte ihm, er müsse unbedingt einen Verteidiger haben, und er fand es schlimm, als A. D. auf seine Mittellosigkeit hinwies. Fast alle waren freundlich zu A. D. Er war im Grunde noch nie unter so viel freundlichen Menschen gewesen. Zuerst hatte er die Freundlichkeit der Beamten als wohltätig empfunden, sie geradezu als eine Sympathiekundgebung für ihn und seinen «Fall» aufgefaßt. Er hatte später Zeit und Gelegenheit, zu erfahren, daß solche Freundlichkeit bei all jenen Menschen vorkommt, die beruflich verpflichtet sind, innerlich unbeteiligt zu sein.

Schließlich erfuhr er, daß ihm vom IV. Strafsenat des Reichsgerichts ein Offizialverteidiger zugeteilt worden sei. Er erfuhr ferner, daß der IV. Strafsenat des Reichsgerichts zuständig sei für Hochverrat. Ja, für Hochverrat!

A. D. richtete an seinen Offizialverteidiger ein dringendes Schreiben mit der Bitte, ihn doch einmal aufzusuchen.

Aber ehe der Offizialverteidiger kam, erschien in der Zelle der väterliche Untersuchungsrichter in Begleitung von zwei freundlichen Herren, die freundlich lächelten, als A. D. gefragt wurde, ob er die beiden Herren kenne. A. D. kannte die beiden Herren nicht. Die beiden Herren kannten auch A. D. nicht. Sie lächelten freundlich und gingen. Mit ihnen ging der Untersuchungsrichter. Das war alles.

Und dann kam der Offizialverteidiger. Er war der erste, der zu unserem A. D. unfreundlich war. (Er war ja auch beteiligt, wenn auch nur am Rande.) Seine erste Frage lautete: «Was wünschen Sie . . .?»

A. D. war perplex. Er hatte sich im Einkreisespiel so schön ausgemalt, was er mit diesem seinem Verteidiger, diesem sei-

nem Anwalt, seinem Rechtsanwalt, seinem Helfer besprechen werde. Und so sprach er seine Bitte aus: «Ich möchte über meinen Fall reden.» Aber sein Verteidiger, die Uhr in der Hand, sagte: «Was ist denn da zu reden? Es genügt, wenn ich Ihre Akten lese! Sie kriegen zwölf Jahre Zuchthaus wegen Landesverrats!»

Zweiter Blitzschlag bei A. D.! Kurzschluß! A. D. erwiderte: Wenn das der Verteidiger schon vor der Verhandlung wüßte, dann brauchte er, A. D., einen Verteidiger überhaupt nicht. Noch sechsunddreißig Jahre später erinnerte A. D. sich seiner Worte. Und mit einem kleinen, verlegenen, verschmitzten Lächeln in plötzlich erstarkendem sächsischem Dialekt fügte er hinzu: «S'is schon meeglich, daßsch ä bißschen laud geworden bin.»

Der Offizialverteidiger zuckte mit den Achseln und ging. A. D. fragte einen der freundlichen Beamten, welche Art Mann dieser Anwalt eigentlich sei. Ein ganz bekannter Anwalt, «bolidsch» bekannt, ein «Deutschvölkscher» . . . Im übrigen erzählten ihm die Beamten, der Strafsenat des Reichsgerichts für Landesverratssachen sei der Strafsenat V, nicht IV. Das war also alles, was A. D. über die Behandlung seines «Falles» bis zur Hauptverhandlung erfuhr. Zwar erhielt er eine Anklageschrift, aber darin standen Dinge, mit denen er – bis auf den Schulkameraden – nichts zu tun hatte. Sein Verfahren war geheim. Sein Verfahren war so geheim, daß der Kriminalbeamte, der ihn vom Gefängnis ins Reichsgericht begleitet hatte, zusammen mit dem Publikum den Verhandlungssaal verlassen und vor der Tür warten mußte. Ein einziger Zuhörer blieb im Saale, der offizielle Vertreter der Reichswehr.

Und dann kamen die Herren in roten Roben, fünf an der

Zahl, ein Anblick, geeignet, jedermann von seinem Sitz hochzureißen. Das höchste Gericht des Reiches! Die objektivste Behörde der Welt!

Unseren ziemlich aufgeregten A. D. erfüllte der Anblick dieser Männer mit gemischten Gefühlen. Er war noch tagelang verwirrt gewesen nach dem ersten und einzigen Besuch seines Offizialverteidigers. Dessen kategorischer Ausspruch: «Zwölf Jahre Zuchthaus» hatte ihn auf die Idee gebracht, es könnte dieses sein Anwalt mit den Richtern besprochen haben. Vielleicht stand Zuchthausstrafe auf Fahnenflucht? Und hier fühlte A. D. sich wirklich schuldig. Er hatte sich schließlich schriftlich für eine 25jährige Dienstzeit verpflichtet. Aber er hatte sich ja freiwillig wieder gestellt!

Er saß allein auf der Anklagebank. Das Gericht war einzig und allein auf seine Aussage angewiesen. Wenn diese Aussage nicht hieb- und stichfest war – der Vertreter des Oberreichsanwalts, jener freundliche Herr, der jetzt interessiert und mit leichtem Lächeln zu ihm, dem Angeklagten, herüberblickte, er hätte, falls er nicht bereit war, seiner Aussage zu glauben, doch Zeugen gegen ihn ausfindig gemacht!

So trat A. D. vor seine Richter. Zur Person befragt und dann zur Sache sagte er ruhig und gelassen aus, sich selber bewundernd, weil ihn kein innerliches Zittern bewegte. Er war bereit, eine gute Figur zu machen, und glaubte, daß dies ihm gelänge.

A. D. erzählte also zur Person und zur Sache. Er sagte die volle Wahrheit mit jener kleinen Ausnahme, daß er eben – und dies war ja für das «Faktum» auch ganz unwichtig – den

«Schwiegervater» mit jenem nicht existierenden Schulkameraden vertauschte. Der Vorsitzende, ein Mann, der später – aber das konnte A. D. nicht wissen – einmal als ‹wilder Kommunistenschreck› bezeichnet werden sollte, stellte einige wenige Fragen, die A. D. wahrheitsgetreu beantwortete (er kannte den Namen jenes «Schulkameraden» nicht, wirklich nicht!). Und dann erhielt schon – Zeugen waren keine geladen – der Vertreter des Oberreichsanwalts das Wort. Und der legte ganz genau das gleiche dar, was A. D. ausgesagt hatte. Er erzählte das Leben und den Fall des Leutnants A. D., wie es dieser nicht hätte besser erzählen können. Ja, er deutete mit zwingender Logik vieles, fast alles, was A. D. selber in seinem eigenen Verhalten bislang als unzulänglich und widerspruchsvoll empfunden hatte. Im Fluß der geschmeidigen Rede des Anklagevertreters hatte plötzlich alles seinen Sinn.

Dieser junge Mann A. D., des Lebens und der harten Umstände dieses Lebens in unserer schweren Zeit unkundig, war einfach in die Fänge des Kommunismus geraten. Jener Schulkamerad war Kommunist: das hatte A. D. ja von vornherein zugegeben. Dieser Schulkamerad hatte die Harmlosigkeit des jungen Mannes ausgenutzt, der Offizier der Reichswehr und damit Geheimnisträger war. Soweit schien unserem A. D. alles verständlich. Von da ab jedoch verwirrten sich in ihm die Dinge, die der Anklagevertreter vortrug. Denn jetzt lautete es so: Dieser, des Lebens unkundige, nach dem Gefühl handelnde junge Mann hatte Vorgänge, von denen er wußte, daß sie geheimer Art waren, seinen kommunistischen Freunden mitgeteilt. Es mußte A. D. bekannt sein, daß er damit die Kommunisten in ihrem hochverräterischen Treiben unterstützte; er hatte Tatsachen mitgeteilt, die geeignet waren,

fremden Mächten, den Alliierten, in ihrem Vorhaben, dem Deutschen Reiche zu schaden, von Nutzen sein konnten, womit der Tatbestand des Landesverrates gegeben war.

Der Anklagevertreter beantragte – nach kurzem Zögern – zehn Jahre Zuchthaus und zehn Jahre Ehrverlust. Danach warf er einen freundlichen und ermunternden Blick zu A. D. und setzte sich.

Sofort erhob sich der Offizialverteidiger. Er sprach nur drei Sätze. Er bat, in Anbetracht der Jugend und der Unerfahrenheit des Angeklagten das Strafmaß etwas zu mildern.

Der Angeklagte A. D. erhielt das Schlußwort. Er war in Schweiß gebadet. Der Schweiß war plötzlich aus allen seinen Poren geströmt. Er keuchte, er sei unschuldig. Es brach plötzlich der Schrei aus ihm heraus: Niemals . . . nie hätte er . . . er! . . . einen Landesverrat, einen Verrat an seinem Lande verübt!

Und das Gericht zog sich zur Beratung zurück.

A. D., fast besinnungslos vor Verzweiflung, hoffte, es werde in diesem, in seinem Falle, wirklich mit sich zu Rate gehen. Er konnte sich eine Strafe von zehn Jahren nicht vorstellen. Er vermochte einfach nicht zu glauben, was er sich nicht vorzustellen vermochte.

Dort saß der Beobachter vom Reichswehrministerium, ein Offizier wie er. Straff und unbeteiligt saß er da, der Kamerad. Nicht ein einziges Mal hatte er zu dem Angeklagten hingeblickt. Er saß nur da, straff und gegürtet in einer Haltung, welche A. D. als das auch ihm selber gemäße Maß an Haltung von sich forderte. Straff und wie gegürtet saß A. D. da und hoffte. Zehn Jahre Strafe, ja, allein schon der Ablauf von zehn Jahren waren ihm unvorstellbar. Es war unmöglich, daß das

Reichsgericht – höchstes Gericht im Lande, objektivste Behörde der Welt – es war unmöglich, daß dieses Gericht ...

Da trat es ein: Fünf Purpurroben, starre und zerfurchte Gesichter.

Im Namen des Volkes wurde A. D. wegen erwiesenen Hoch- und Landesverrates zu vierzehn Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust verurteilt.

Das geschah am 26. Mai 1924. Ein Jahr vorher am gleichen Tage war ein Mann namens Albert Leo Schlageter von einem französischen Kriegsgericht wegen aktiver Sabotage zum Tode verurteilt und in der Golzheimer Heide bei Düsseldorf erschossen worden, ein Mann, der dann von den Angehörigen der Nationalen Bewegung in Deutschland als ein Märtyrer angesehen wurde. Dieser junge Mann hatte bei Calcar eine kleine Eisenbahnbrücke gesprengt, um zu verhindern, daß die Kohlenzüge der französischen Regie die Ruhrkohle als Reparation nach Frankreich transportierten. Schlageter war junger Offizier gewesen wie A. D. Daran dachte A. D. in der Sekunde seiner Verurteilung, aber er vermochte nicht, zwischen sich und jenem Manne eine andere innere Verbindung herzustellen als etwa jene einer gemeinsamen harten und schweren Zeit.

Dies fühlte er – eine vage Ähnlichkeit des Schicksals, nur durch Zeitumstände bedingt –, obwohl er von dem, was die Zeitläufte gebracht und vollendet hatten, nichts oder nur wenig Genaues wußte.

Urteil: 26. Mai 1924. Mittlerweile war der Ruhrwiderstand beendet, der Putsch eines neuen Demagogen namens Hitler zusammengebrochen, die «Schwarze Reichswehr» endgültig aufgelöst, die Separatisten waren im Rheinland und in der

Pfalz endgültig von der Bevölkerung besiegt und verjagt, und in Sachsen herrschte eine sozialdemokratische Regierung ohne kommunistische Minister. Der General von Seeckt, von dem im Deutschen Reiche viele erwartet oder befürchtet hatten, daß er einen Putsch machen werde, hatte den Auftrag, auf Grund des Artikels 48 der Reichsverfassung und im Rahmen des Ausnahmezustandes diktatorische Gewalt auszuüben, im März 1924 wieder in die Hände der Reichsregierung zurückgegeben: just einen Monat vor dem Urteilsspruch. Der General von Seeckt hatte keinen Putsch gemacht. Er hatte sich in jenen harten und schweren Tagen als der Retter des Vaterlandes erwiesen. Dennoch konnte es lange später, viele Jahre später, für A. D. keinen Trost bedeuten, als er erfuhr, daß die absonderlichen Umstände, unter denen er verurteilt worden war, formaljuristisch auf die Tatsache zurückzuführen waren, daß sein Fall just während des Ausnahmezustandes kulminierte.

Die Verhandlung gegen A. D. war geheim. Sie war so geheim, daß A. D. selber nicht erfahren durfte, was sich eigentlich abgespielt hatte. A. D. hat auch nie eine Begründung des Urteils erfahren; sie wurde ihm weder vorgelesen noch jemals schriftlich zugeleitet vom obersten Gericht des Reiches, der objektivsten Behörde der Welt. Was sich jedoch eigentlich und wirklich mit ihm zugetragen hatte, das erfuhr er erst viele Jahre später, als Richter des Reichsgerichts mit ihm hinter denselben Gittern saßen . . .

Zur Verbüßung seiner Strafe wurde A. D. in das Zuchthaus in S. übergeführt. Er galt natürlich als «gemeiner Verbrecher», er wurde behandelt «wie alle anderen auch» – mit einem klei-

nen Unterschied: er kam nicht nur in Einzelhaft, wie für mindestens drei Jahre jeder Eingelieferte, sondern seine Isolierung war auch derart streng, daß er nicht, wie die anderen alle, gemeinsam zum Spazierengehen in den Hof geführt wurde. Sein Fall war geheim, auch hier.

A. D. wußte sich zu schicken. Seiner ganzen Natur entsprach das Bestreben, nirgends aufzufallen, sich still einzufügen; die anderen waren alle stärker; das war die einzige Lehre, die er aus seinem Urteil zog.

Hier saß er also, ein «Krimineller» — denn daß er dies war, ging doch wohl ausdrücklich durch die zehn Jahre «Ehrverlust» hervor. Er hatte bei alledem so gut wie keine Aussichten, irgend jemanden für seinen Fall zu interessieren oder auch nur zu Informationen zu gelangen, die ihm seine Verurteilung zu einer so hohen Strafe wenigstens verständlich machen könnten.

Was in A. D.'s Natur lag, nämlich das Naheliegende zu tun, das eben war ihm nun verboten: Er hatte keine Möglichkeit, sich mit Charlotte oder ihrem Vater in Verbindung zu setzen. Er wußte, daß über seine Verurteilung eine kurze, irreführende Notiz in den Zeitungen erschienen war, eine Art amtlicher Bekanntmachung, die nirgends kommentiert wurde. Womöglich sah Charlotte wirklich in ihm einen Hoch- und Landesverräter, ohne zu ahnen, daß sie selber es war, um derentwillen er nun vierzehn Jahre seines Lebens opfern sollte. Sei es darum: sie durfte es nie erfahren! Daß er ihr zu Liebe gehandelt hatte, spontan, ohne Überlegung, das blieb ihm der einzige moralische Wert, der sein Tun rechtfertigen konnte. Er mußte an der Version von dem «Schulkameraden» festhalten, dessen war sich A. D. sicher.

Es war das einzige, dessen er sich sicher war, und wirklich sollten dreißig Jahre vergehen, bis seine nunmehrige Frau und der Chronist die ersten Menschen waren, die von dem wahren Sachverhalt erfuhren.

A. D. bewegte in seinem unruhevollen Herzen, was sich zugetragen hatte. Er schaufelte immer wieder den Tatbestand um und um, wenn er an seinem Klapptischchen saß und das Licht aus seinem Fenster, durch die Gitterstäbe eingeteilt, schräge auf die Tüten fiel, die er klebte. Was ihn erleichterte und bedrängte zu gleicher Zeit, war manchmal die Überlegung, das Hohe Gericht, das ihn verurteilt hatte, hätte die Liebe als Motiv seines Handelns ebensowenig begriffen wie die Kameradschaft, die er als Motiv angegeben hatte. Liebe, das war ihm klargeworden, war kein Begriff, welcher den klugen und durchfurchten Köpfen der Herren vom Reichsgericht faßbar war.

Er klebte also seine Tüten, erfüllte sein Pensum, übererfüllte es sogar, es war gewissermaßen angenehm für ihn, mechanisch die geist- und seelenlose Tätigkeit auszuüben, es war gewissermaßen eine Probe für ihn, er war selber neugierig, ob ihn die absolute Leere seines täglichen Tuns umbringen werde oder nicht. Er glaubte nicht daran, daß er umzubringen sei. Er klebte seine Tüten zur vollen Zufriedenheit seines Werkmeisters, der ihm eines Tages sogar ein kleines Päckchen Tabak zuschob. Das Rauchen war natürlich im Zuchthaus streng verboten, ebenso natürlich rauchte jedermann heimlich; auf den verschiedensten, geheimnisvollen Wegen kam immer genügend Tabak in das so fest gesicherte Gemäuer, wie Wasser, das durch den festgefügten Deich sickert. Der Werkmeister – wohlverstanden – war kein Strafvollzugsbeamter; er war von der Firma angestellt, die ihre Arbeit im Zuchthaus von den

Strafgefangenen ausführen ließ. Er hatte ihm übrigens Tabak, aber keine Streichhölzer zugesteckt.

Jeder, der einmal in einem solchen Hause war – in einem Zuchthaus, Gefängnis oder auch einem Konzentrations- oder Kriegsgefangenenlager –, weiß, daß es sehr häufig kleine Umstände sind, die den Tag ausfüllen. A. D. war kein leidenschaftlicher Raucher, aber nun versteifte er sich auf das Rauchen, weil er nämlich Tabak hatte. Da es nichts anderes gab, was seinen Drang auf Tätigkeiten richtete, drängte es ihn zu Betrachtungen ökonomischer Art. Es erschien ihm dumm und unökonomisch, Tabak zu haben und keine Streichhölzer; sein Bestreben richtete sich auf den Besitz von Streichhölzern, da nichts anderes da war, auf das es sich richten konnte. Das tödliche Vakuum der Zelle zu füllen, ist der kleinste Umstand geeignet. Das Leben selbst meldet so immer wieder seine Ansprüche an.

A. D. hatte von vornherein eine starke Scheu, mit den Menschen, die dieses Haus bevölkerten, in Zusammenhang zu gelangen. Hier suchte er Gemeinschaft nicht. Er wußte, daß «Kameradschaft», daß selbst «Solidarität» in diesem Hause so wenig ein faßbarer Begriff sei, wie «Liebe» für das Reichsgericht. Wenn er es nicht gewußt hatte, so lehrte es ihn jedenfalls jeder Tag. Und jeder Tag lehrte ihn, daß das Zuchthaus eine Welt für sich war, eine zuerst fremde, unbegreifliche, schreckliche Welt, aber eine eigene Welt unter eigenen Gesetzen und schließlich vom Leben ebenso ausgefüllt und erobert wie jede andere Welt auch. Es galt nur, die Gesetze und Gebote jener Welt, in der er bislang gelebt hatte, radikal, bis zur Wurzel zu vergessen und sich in die Gesetze und Gebote dieser neuen, fremden Welt einzupassen, in eine Welt ohne Würde.

Anfangs glaubte er, ungestört in seiner Zelle zu sein. Dann ließ ihn das unbehagliche Gefühl, beobachtet zu werden, entdecken, daß mit einiger Beharrlichkeit in dem kleinen, konisch in die Tür eingeschnittenen Guckloch ein Auge erschien, das des Kalfaktors.

Nun ist die Gestalt des Kalfaktors, in allen Zuchthäusern und Gefängnissen eingeführt und wohlbekannt, das Öl im Getriebe dieser Anstalten. Kalfaktoren sind Gefangene, die bereits einen erklecklichen Teil ihrer Strafe abgesessen haben, und die, mit der Aussicht auf eine vorzeitige Entlassung, allen Grund haben, sich des Vertrauens, das ihnen die Anstaltsleitung gewährt, würdig zu erweisen. Sie sind bestallt, die Gänge sauber zu halten, die Kübel zu entleeren, das Essen auszuteilen und die Öfen zu heizen; sie unterstehen dabei nicht nur der Kontrolle der Beamten, sondern auch der anderen Gefangenen, die sich eines unbeliebten Kalfaktors mit jenen Mitteln erwehren, die ihnen als Waffe einzig übriggeblieben sind: mit denen der Tücke. Nur jene Kalfaktoren sind wirklich «brauchbar», die es verstehen, ausgewogen nach beiden Seiten zu hantieren. Der Kalfaktor ist für den Neuling, für den «Zugang», der Zugang zur Welt des Zuchthauses. «Zugang» und Kalfaktor beäugen und beschleichen einander lange Zeit, bevor sie zum Zeichen, daß sie geneigt sind, einander friedvoll zu begegnen, ihre Waffen niederlegen und die Friedenspfeife rauchen.

In dieser modernen Welt der Höhlenbewohner, im Zuchthaus, brachte der Kalfaktor unserem A. D. das prometheische Geschenk, das Feuer, in die Zelle. Er lehrte A. D., im Gang eng an A. D.'s Zellentür gepreßt, ein Auge auf das Guckloch, das andere auf das den Gang abschließende Gitter gerichtet, wie der

Gefangene vermittels eines Stahlknopfes, eines Zwirnsfadens, eines kleinen Feuersteins und eines Stückchen Zunder, Feuer schlagen kann. Dafür klebte A. D. die Hälfte seines Tabaks unter den Deckel des Kübels, den der Kalfaktor vor dem abendlichen Einschluß und nach dem morgendlichen Aufschluß zu entleeren hatte.

Es wäre bedeutend zuviel gesagt, daß sich aus diesem Troglodytenakt so etwas wie Freundschaft entwickeln konnte – dies war auch beiderseits nicht vorgesehen. Freundschaften sind tödlich innerhalb der kriminellen Kumpanei. Aber tatsächlich erhielt A. D. durch eben diesen Kalfaktor den einzigen brauchbaren Rat, der es ihm ermöglichte, aus der Zelle heraus in einen Kontakt mit der Welt zu gelangen, die für vierzehn Jahre – nach dem Urteil des Reichsgerichtes – nicht mehr die seine sein sollte.

Schon die ersten Versuche hatten A. D. erfahren lassen, daß es absolut fruchtlos war, die ihm vorgesetzten Behörden, den Anstaltsleiter, den Pfarrer oder Lehrer, die einzelnen Beamten in irgendeiner Form für seinen Fall zu interessieren. Gerade in jenen ersten zwanziger Jahren hatten lange Diskussionen zwischen den Fachleuten des Strafvollzugssystems endlich zu den ersten Versuchen geführt, das Strafvollzugswesen zu reformieren, es sozusagen auf den Stand der modernen Fortschrittstufe zu bringen. Aber die Strafvollzugsreform konnte sich nur langsam, Zug um Zug und im Banne der verschiedenartigen Erfahrungen vollziehen. Gegen sie wehrten sich zu allererst und am meisten eben jene unteren Beamten, die die nächste Fühlung mit den Gefangenen selber hatten. Für diese

war die erträglichste Form der Gefangenenbetreuung die absolute Gleichgültigkeit gegenüber den Einzelschicksalen; die unteren Ränge der Strafvollzugsbeamten waren nach Auswahl und Ausbildung einfach überfordert. Aber selbst die edlen und wohlmeinenden Bestrebungen der leitenden Beamten, die schließlich – und getrieben von edlen und wohlmeinenden Bestrebungen auch in den Länderparlamenten – zu jener Reform führten, die sich «progressiver Strafvollzug» nannte, führten im Endeffekt – bis auf den heutigen Tag – zu keiner wirklich brauchbaren Lösung. Der Strafvollzug, selbst in seiner modernsten Form, hat sich, kurz gesagt, bis heute in seinem Sinn noch nicht in unmittelbaren Konnex gesetzt mit dem Sinn der Strafe, die durch Urteil dem einzelnen Gefangenen auferlegt wird.

Der Richter, der mit leichter Hand Strafen von mehreren Jahren – es kommt auf eines mehr oder weniger nicht so recht an – verkündet, hält sich an das Gesetz. Er weiß gar nicht, was die Strafe dann im Strafvollzug bewirken kann, bewirken soll und wirklich bewirkt. Hatte zu den Zeiten des christlichen Abendlandes das Strafgesetz im Sinne von Schuld und Sühne operiert, Schuld festgestellt und Sühne vom Strafvollzug gefordert, so ging vom Kulminationspunkt des Humanismus an die Tendenz des Gesetzes, den fehlenden Menschen durch Strafe zu erziehen, ihn zum Bewußtsein der Forderung des Staates zum geordneten Zusammenleben zu bringen, ihn wieder auf den Weg zum vollwertigen Bürger zu bringen, ging in unserer neuesten Zeit gar der Gedanke um, den Rechtsbrecher als einen Fehlenden an der menschlichen Aufgabe zur Produktion zu betrachten, im Strafvollzug angehalten, durch Zwangsarbeit den von ihm verursachten Mangel zu ersetzen –

heute sind im System des Strafvollzuges stramme Rudimente aller drei Tendenzen unorganisch verbunden und erhalten.

A. D. sollte im Verlauf seiner langen Haftzeit, ausgeliefert an die Mächte und Tendenzen seiner Zeit, den Strafvollzug mit der Vorherrschaft sämtlicher Tendenzen nacheinander an sich exerziert sehen, begraben in einem Wald voller zerbrochener Tafeln, von denen jede einzelne durch Willkür präsentiert wurde. In Preußen wurde die Prügelstrafe erst im Jahre 1908 abgeschafft, in England soll sie heute noch im Schwange sein. Die Möglichkeit, als Disziplinarmaßnahme geprügelt zu werden, war eine echte Strafe. Schmerz und menschliche Entwürdigung mochten sehr wohl als Sühne wirken. Als A. D. eingeliefert wurde, hatte der Strafvollzug darauf verzichtet, durch Schmerz zu wirken, durch Entwürdigung nicht. A. D.'s Strafe bestand darin, vierzehn Jahre in seinem eigenen Klosett leben zu müssen, den Boden der Zelle täglich zu schrubben, sein Bett vorschriftsmäßig zu bauen, sinnlose, mechanische Arbeit zu verrichten, die in keinem Verhältnis zu den wirklichen Fähigkeiten eines normalen Menschen stand, sowie einem Beamtenwort unbedingt Folge zu leisten, ohne jemals zu erfahren, welchem Zwecke es diente. Die Schwere seiner Strafe bestand also im Verzicht auf unmittelbare Bedürfnisse des normalen menschlichen Lebens, dem Verzicht auf die Kunst also, auf Musik, Literatur, dem Verzicht auf Bildung, Liebe und Gesellschaft, also auf alles, was menschliche Würde verleiht. Kein Gefangener, auch A. D. nicht, vermochte jemals diese Strafe in einem Zusammenhang mit seinem Fehl zu erkennen.

Welchen erzieherischen Wert mochte diese Art Strafe haben? Welchen Wert für den vielleicht wirklich geschädigten Staat? Es hatte keinen Sinn, über diese Fragen mit den verant-

wortlichen Beamten zu sprechen, sie konnten selber keine Antwort geben. Sie konnten ihm auch keinen Rat geben in den Dingen, die mehr noch in den Nächten als am Tage der Zelle A. D.'s Seelenleben bewegten –, und schließlich ist eine Bewegung des Seelenlebens nach christlicher Auffassung wohl ein erheblicher Teil der Sühne. A. D. erhoffte ja im Grunde gar keine Milderung seiner Strafe, er wollte hinter ihren Sinn kommen. Er wollte hinter den Sinn des ihm vollständig unbegreiflichen Urteils kommen. Die Beamten des Strafvollzuges bezeigten ihm kein anderes Interesse als die Forderung, sich gut zu führen. A. D. führte sich gut. Er fiel nicht auf. Er entäußerte sich aller individuellen Regung. Er ballte die Faust nur in der Tasche. Mit den Zähnen knirschte er nur angesichts der Auswahl der Bücher in der Gefangenen-Bibliothek.

Der Kalfaktor, von A. D. in groben Umrissen informiert, gab ihm den Rat, sich nie an das Gericht zu wenden, sondern an den Oberreichsanwalt. A. D. schrieb also an den Oberreichsanwalt, daß er Ausmaß und Sinn der Bestrafung nicht begreife. A. D. bat um eine Urteilsbegründung. Und wirklich erhielt er rasch eine Antwort auf dem amtlichen Bogen des Reichsgerichtes, der mit großmächtigen Insignien geschmückt war. Der Oberreichsanwalt schrieb, die Verhandlung sei geheim gewesen; eine «Aushändigung» der Urteilsbegründung könne also nicht «erfolgen». Im übrigen könne A. D. damit rechnen, etwa Weihnachten 1930 frei zu sein.

In der Tat konnte A. D. damit rechnen: 1930 würde der Zeitpunkt erreicht sein, da er «bei guter Führung», gemäß den Bestimmungen des Strafvollzuges, einen Straferlaß erwarten

durfte, sofern die Beamtenkonferenz einwilligte. Der Anstaltsleiter nahm dies Schreiben des Oberreichsanwalts verblüfft zur Kenntnis und meinte säuerlich, dies sei ja wohl das erste Mal, daß sich ein Vertreter des Reichsgerichtes mit einer Terminierung der Strafe eines Häftlings befasse, die sonst nur der Beamtenkonferenz zustehe. Immerhin, A. D. schöpfte Hoffnung. Sieben Jahre Haft glaubte er abgehandelt zu haben.

Auf den Rat des Kalfaktors schrieb A. D. auch an die «Liga für Menschenrechte», legte kurz seinen Fall dar und fragte an, ob eine Möglichkeit bestände, ihm zu helfen. Auch hier kam die Antwort in einer verhältnismäßig kurzen Zeit. Die Liga bat ihn, die Urteilsbegründung einzuschicken. A. D. teilte der Liga mit, daß ihm eine solche nicht überreicht worden war und nicht überreicht werde. Im Namen der «Liga für Menschenrechte» schrieb daraufhin der Rechtsanwalt Dr. Kurt Rosenfeld, er sei beauftragt, sich mit A. D.'s Fall zu befassen. A. D. möge, wenn er einverstanden sei, beiliegende Vollmacht ausfüllen und zurücksenden. A. D. tat dies und wartete.

A. D. erfuhr, daß die «Liga für Menschenrechte» eine international gegründete Vereinigung humanistischen Geistes sei, ein Verein, dem sich bedeutende Männer und Frauen des öffentlichen Lebens angeschlossen hätten: eine schmale, sturmumtobte Insel menschlicher Würde und des Mitleids. Es sollte sich zeigen, daß A. D. richtig beraten war, als er sich an diese Liga wandte.

Der Rechtsanwalt Dr. Kurt Rosenfeld teilte A. D. mit, daß er zwar Gelegenheit gefunden habe, die Akten A. D.'s und die Urteilsbegründung einzusehen. Aber da das Verfahren gegen A. D. geheim war, sei es ganz unmöglich, das zu tun, was A. D. helfen könnte: nämlich einen Sturm in der Öffentlich-

keit zu entfachen. Aber die «Liga für Menschenrechte» werde den Fall im Auge behalten.

Die «Liga für Menschenrechte» behielt den Fall in einer recht wohltätigen Weise im Auge. Jegliche Unterstützung kam an den sonsthin so völlig verlassenen A. D. durch eben diese Liga; es kamen Pakete zu Weihnachten, es kamen aufmunternde Briefe und Botschaften von Menschen, die A. D. nicht kannte. Da war zum Beispiel ein gewisser «Dr. Adler», der ihm Bücher schickte. A. D. grübelte lange, bis er sich entsann, daß Charlottens Vater sich eifrig mit Individualpsychologie beschäftigte und sich einmal als Anhänger der Lehren eines Dr. Adler bezeichnet hatte. Aufmerksam geworden, konnte sich A. D. denken, daß ebenfalls der Name des Absenders «Fritz Geenig» eine Anspielung enthalte. Denn Charlotte hatte ihm erzählt, ihr Vater habe in den Umsturztagen telephonisch den König Friedrich August von Sachsen zur Abdankung aufgefordert, worauf der gemütvolle, witzige und in seinem Sachsenvolk ungemein populäre König mit den bekannt und klassisch gewordenen Worten geantwortet habe: «Nu, dann macht ihr euren Dreck alleene . . .!»

Charlotte und ihr Vater waren offensichtlich in Sicherheit, sie dachten nicht böse über unseren A. D., sie kümmerten sich um ihn. Freilich, einen Appell an die Öffentlichkeit zu richten, das vermochten auch Charlotte und ihr Vater nicht. A. D. war die Fliege, die sich im Spinnennetz eines Geheimverfahrens gefangen hatte. Es gab keine Rettung für ihn.

Während der siebenundzwanzig Jahre vermochte es A. D., sich aus tausend kleinen Einzelheiten, die er sich in Festungen, Gefängnissen, Konzentrations- und Internierungslagern von jeweilig gestürzten Größen zusammenholte, ungefähr ein

Bild zu machen, das geeignet war, zumindest das Parallelogramm der Kräfte zu errechnen, das A. D.'s Schicksal bestimmt hatte.

Es hat sich nämlich hier in aller Stille ein kleiner «Fall Dreyfus» abgespielt. Hier wie damals in Frankreich war ein harmloser und gänzlich unbedeutender Mann über einen Zwirnsfaden gestolpert. Das vergleichsweise harmlose Geschehnis wurde nur deshalb ein «Fall», weil höhere Mächte – damals die französische Armee, diesmal die deutsche – ihn brauchten. Hatte damals die französische Armee aus politischen Ablenkungsgründen einen Gipfel des Antisemitismus provoziert, so diesmal die deutsche einen Höhepunkt des Antikommunismus. Heute ist längst festgestellt, daß damals die Reichswehrführung, zumindest der General von Seeckt und sein Gehilfe, der Major von Schleicher, in Verbindung mit hohen Sowjetfunktionären getreten waren, um über konkrete Pläne einer – natürlich streng geheimzuhaltenden – gemeinsamen Aufrüstung gegen die Mächte des Westens zu konferieren. Es war noch nicht lange her, seit die Sowjetunion ihre blutigen Revolutionskämpfe gegen die «Weißen Armeen» (die samt und sonders von den Westmächten unterstützt worden waren) siegreich beendet hatte. Die Reiterarmee Budjonnys hatte Polen durchstoßen bis an die Grenzen Ostpreußens; die französischen Generäle Foch und Weygand aber hatten im Verein mit dem polnischen Staatsmann und Soldaten Pilsudski endlich das «Wunder an der Weichsel» vollbracht, hatten die Sowjets wieder aus Polen hinausmanövriert und den Frieden erzwungen. Dergestalt also waren die Westmächte, insbesondere Frankreich, die Feinde der Sowjetunion, wie sie, insbesondere Frankreich, auch die Feinde einer neuen und kräftigen Souve-

ränität Deutschlands waren. Die Reichswehrführung hatte darauf die Chance wahrgenommen, die ihr durch die beiden Sowjetfunktionäre Krassin und Radek geboten wurde: geheime Rüstung. Seeckt und Schleicher verhandelten also. Aber sie verhandelten so geheim, daß nicht einmal ihre eigene Reichsregierung davon eine Ahnung hatte. Eine Ahnung davon hatten aber die Polen; eine Ahnung hatte auch Frankreich, das sich soeben auf das Abenteuer der Ruhrbesetzung eingelassen hatte.

Als die Franzosen am 26. Mai 1923 Albert Leo Schlageter erschossen, einen der wenigen Nationalisten, die versuchten, den passiven Widerstand an der Ruhr in einen aktiven zu verwandeln, hatten die Blätter der Rechten einen Märtyrer gefunden. Die Kommunisten hatten bis dahin die Ereignisse an der Ruhr als Streitigkeiten innerhalb der kapitalistischen Welt, als Konkurrenzkämpfe zwischen den französischen und deutschen «Schlotbaronen» hingestellt und Albert Leo Schlageter als einen Abenteurer, Landsknecht und Arbeitermörder. Da erschien nach Schlageters Tod, in den deutschen kommunistischen Blättern und im amtlichen sowjetischen Nachrichtendienst ein Artikel Radeks: «Ein Wanderer ins Nichts.» Darin feierte der sowjetische Publizist plötzlich Schlageter als einen revolutionären Kämpfer und schrieb: «Wir werden alles tun, daß Männer wie Schlageter, die bereit waren, für eine allgemeine Sache in den Tod zu gehen, nicht Wanderer ins Nichts, sondern Wanderer in eine bessere Zukunft der gesamten Menschheit werden.»

Die Franzosen begriffen sehr wohl, was das zu bedeuten hatte. Vom gleichen Augenblick an beteiligten sich die deutschen Kommunisten, anfangs freilich etwas verwirrt, aktiv am

passiven Widerstand im Ruhrgebiet. Aber auch die Reichswehrführung begriff: Ihre gesamte Existenz, mühsam aufgebaut und raffiniert getarnt, hing allein vom guten Willen der Franzosen ab und von ihrer Einsicht, daß die Reichswehr das einzige Machtinstrument war, das imstande sei, die kommunistische Gefahr in Deutschland zu bannen. Es mußte der Reichswehr aber daran gelegen sein, sich gegen jeden Verdacht zu legitimieren, daß sie mit den Kommunisten im Einverständnis sei. In diesem Augenblick stolperte der kleine, blutjunge, harmlose Reichswehrleutnant A. D. über einen Zwirnsfaden. Da war er, der eklatante Fall! Der Mann hatte Verbindungen zu den Kommunisten! Da war er, der von den Franzosen so gefürchtete Kontakt! Da war die Gelegenheit, daß die Reichswehr zeigen konnte, was sie von den Kommunisten hielt ...

Das Weitere ging sozusagen automatisch vonstatten. Natürlich hatte Seeckt keine Ahnung von den privaten, persönlichen Zusammenhängen, die A. D. in sein Schicksal getrieben hatten; irgendein anonymer Sachbearbeiter, die Akten über A. D. vor sich auf dem Tisch, mußte den Fall natürlich bearbeiten. Er mußte ihn ebenso natürlich so bearbeiten, daß aus ihm Honig zu saugen war für das Amt. Geheime Reichssache! Hoch- und Landesverrat!

Aber das Reichsgericht? Das machte mit? Nun, das Reichsgericht bearbeitete, da die Reichswehr keine Kriegsgerichtsbarkeit haben durfte, diesen Fall. Kein Zweifel: die Reichswehr verlangte und erwartete ein Urteil, welches dem einer Kriegsgerichtsbarkeit entsprach — noch dazu in Zeiten eines nach Artikel 48 der Reichsverfassung zulässigen und verfügten Ausnahmezustandes. Die Reichswehr erwartete und verlangte ein Todesurteil. Das Reichsgericht entsprach dieser Erwartung

und diesem Verlangen nicht. Der Kampf ging juristisch gar nicht um Schuld oder Unschuld dieses belanglosen Knaben A. D., er ging schlicht um dessen Kopf. Diese geheime Sache war gar nicht geheim zu halten, wenn A. D. seine Haft überlebte. Das war das Handicap des Reichsgerichtes gegenüber der in Perfektion logisch denkenden Reichswehr.

Die Alternative zu einem Todesurteil war eine so lange Zuchthausstrafe, daß angenommen werden konnte, am Ende dieser Zeit existiere entweder das Reichsgericht oder die Reichswehr oder A. D. nicht mehr. Was wollte dieser Knabe A. D. eigentlich noch, dieser Mann, der in seiner hemmungslosen Geständnissucht die ganze Sache erst angerührt hatte? Das Reichsgericht gab ihm eine Chance, zu überleben.

So einfach war das? Es war so einfach!

In diesem Spinnennetz der politischen Interessen also zappelte A. D. Ihm hätte, wie im Falle seines französischen Leidensbruders, des Kapitän Dreyfus, tatsächlich nur der Appell an die öffentliche Meinung helfen können. Aber weil der Versailler Vertrag die deutschen Institutionen – nicht nur die Reichswehr – zwang, um ihrer Existenz willen ins Geheimnis zu flüchten, konnte die öffentliche Meinung nicht aufgerufen werden. Wenn es wahr ist, daß ein freier Staat nicht ohne freie öffentliche Meinung leben kann, dann darf es in ihm keine Geheimnisse geben. Denn in dem Vakuum, das durch die Einschränkung des Rechtes der freien Meinungsäußerung entsteht, nisten sich sofort die Geheimdienste ein, die Pest unseres Jahrhunderts.

A. D. mochte in seiner Zuchthauszelle zappeln, soviel er

wollte – Politik hatte ihn in diese Zelle gebracht; Politik allein konnte ihn befreien.

Der Artikel Radeks hatte praktisch und politisch keine Wirkung, er galt schließlich nur als eine Probe süperben literarischen Stils, der Bewunderung erregen konnte in Anbetracht, daß es eine Probe kommunistischer Literatur war. Von der Existenz einer «Schwarzen Reichswehr» hatten die Franzosen sicherlich schon vor dem Küstriner Putsch erfahren – wenn auch vielleicht nicht von den sogenannten «Feme»-Morden, die dort, Ergebnis strikter Geheimhaltung der Existenz dieser Hilfstruppen, geschahen, und die später, nicht ohne Zutun der «Liga für Menschenrechte», aufgedeckt wurden und erhebliches Aufsehen erregten –, nun hatte die Reichswehr ihre «schwarzen» Formationen abgeschafft. Die Tatsachen einer engen Verbindung der Reichswehr mit hohen militärischen Stellen der Sowjetunion sollten später öffentlich ausgesprochen werden, durch einen Journalisten namens von Ossietzky, der dann auch am eigenen Leibe erleben mußte, wie die Reichswehr (mit Hilfe des Reichsgerichtes) über die öffentliche Meinung dachte, wenn sie sich mit Dingen befaßte, welche die Reichswehr für geheim hielt. Die Reichswehr hatte sich hinreichend als zuverlässiges Instrument gegen den Kommunismus erwiesen, als sie die Reichsexekution gegen Sachsen durchführte – gegen einige, bis heute fast völlig unbekannt gebliebene kommunistische Minister, die legal zu ihren Posten gekommen waren. Der Widerstand an der Ruhr hatte der nationalen Bewegung in allen Kreisen der Bevölkerung einen großen Aufschwung gegönnt, bürgerliche Regierungen lösten einander ab, die National-Sozialisten in Bayern schienen wie von der politischen Bildfläche weggewischt, seit ihre Führer zu Fe-

stungshaft verurteilt in Landsberg saßen – die deutsche Justiz bewies in einigen Presseprozessen, die der Reichspräsident Ebert wegen schwerer Beleidigung seiner Person hatte einleiten lassen, ihre berühmte Objektivität, indem sie das Odium, beim Munitionsarbeiterstreik im Januar 1918 durch Unterstützung dieses Streiks Hoch- und Landesverrat getrieben zu haben, auf dem nunmehrigen Reichspräsidenten sitzen ließ – (A. D., wenn du in deiner Zelle davon hast erfahren können, wie war dir da?) – und dann starb der Reichspräsident Ebert, nach seinem Tode von allen Seiten als ein ehrlicher und rechtschaffener Mann gepriesen, an einer Blinddarmentzündung, und das deutsche Volk wählte zum Reichspräsidenten den ruhm- und ehrbeladenen Mann, den Feldmarschall von Hindenburg, der kurz zuvor noch auf der Liste der Alliierten als Kriegsverbrecher gestanden hatte – einen Mann, der nie ein Hehl daraus gemacht, daß er Monarchist sei. Kurz, eine schöne und liberale Zeit schien mit fester Währung und allgemeiner Beruhigung eingeleitet. Der neue Reichspräsident konnte es wohl wagen, eine großzügige Amnestie für alle politischen Verbrechen zu gewähren, die während der harten Zeiten und des schweren Lebens begangen worden waren.

A. D. wurde eines wirklich schönen Tages im Jahre 1925 zu seinem Strafanstaltsdirektor gerufen, der ihm mitteilte, A. D.'s Strafe sei in zehn Jahre Festungshaft umgewandelt. A. D. konnte seine Sachen packen – seinen kleinen Pappkarton – und konnte gehen. Er durfte allein, ohne Begleitung eines Beamten, wirklich ganz frei nach der Festung G. in Pommern fahren, um sich dort zu melden. A. D. wußte das Vertrauen, das in ihn gesetzt war, wohl zu würdigen. Er fuhr, allein und freiwillig und ohne jeden Umweg nach G. Was denn? Sein

Verbrechen war also nicht mehr kriminell, es war politisch? Auf der ganzen Fahrt nach seinem neuen Haftort dankte A. D. in seinem Herzen dem Oberreichsanwalt, der ihm versprochen hatte, daß er Weihnachten 1930 frei sein werde – anscheinend hatte dieser Mann sein Versprechen gehalten.

Aber nicht der Oberreichsanwalt hatte hier mitgewirkt, so wenig wie die Liga für Menschenrechte. Die Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten war ein Strich durch die Rechnung der Reichswehr, den sie unter keinen Umständen wieder ausradieren konnte. Der alte Herr war nun gleichzeitig wieder der oberste Chef des Heeres; diesem alten, ehrlichen Kriegsmann und Feldherrn konnte so leicht nichts von dem entgehen, was bislang die Reichswehrführung glaubte, im Geheimen treiben zu müssen; diesen alten Mann hatte der Vorwurf, gegen seinen Fahneneid gehandelt zu haben, als er Seiner Majestät riet, sich der Verantwortung zu entziehen, mächtig gewurmt – nun hatte er auf die Reichsverfassung geschworen, und er würde seinen Eid halten, des war er selber sicher, so unsicher er über die Wege seines neuen Amtes auch sonsthin sein mochte. Wer Hoch- und Landesverrat geübt hatte, der wurde erschossen. Das war klar. Wurde einer nicht erschossen, dann mußte er vor Gericht edle Motive, Motive aus Überzeugung, nachgewiesen haben, das war auch klar. Wenn Leute, wie dieser Adolf Hitler, politische und nicht kriminelle Verbrecher waren, so waren auch Kommunisten, die aus Überzeugung handelten, politische Verbrecher und nicht Kriminelle. Da gab es nichts zu rütteln und zu deuteln. Unter seine Amnestie fiel also auch unser A. D., von dessen Existenz der neue Reichspräsident weder vorher noch nachher eine Ahnung hatte.

Höchst zufrieden und fast glücklich fuhr unser A. D. zur Festung, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er nach dieser Amnestie nun aktenmäßig als das gelten würde, was zu sein er immer abgestritten hatte und auch nie gewesen war: ein Kommunist! Hätte A. D. das hohe Gericht davon überzeugen können, daß er aus Liebe gehandelt hatte, so wäre er zweifellos ein krimineller Verbrecher geblieben. Liebe war kein politisches, Liebe war kein edles, Liebe war überhaupt kein Motiv.

A. D. empfand den Umstand, nunmehr als Überzeugungstäter zu gelten, vorerst als sehr angenehm. Die Festungshäftlinge lebten in einem Hause, das der Landesstrafanstalt angegliedert war. Tagsüber waren die Zellen offen — sie wurden nur nachts geschlossen. Die Häftlinge erhielten sogar Urlaub. Sie konnten sich ihre Zellen einrichten, wie sie wollten. Sie durften — wenn sie konnten — ihre Verpflegung verbessern. Sie waren zur Arbeit nicht angehalten. Sie waren geradezu das «rote Tuch» sowohl für die kriminellen Häftlinge im anderen Bau als auch für die unteren Beamten, denen die Welt zu wanken schien, als sie sehen mußten, daß es Gefangene gab, die sich nicht unbedingt ihrem Bemühen, aus ihnen wieder anständige Menschen zu machen, zu fügen hatten — Leute noch dazu, die sich rühmten, ihre Verbrechen nicht etwa aus materieller Not oder aus dunklen Trieben begangen zu haben, sondern bewußt und mit vollem Willen!

Das Charakterbild der Überzeugungstäter schwankt in der Geschichte. Zu den Zeiten des christlichen Abendlandes war es klar: Sie waren Ketzer, die zwecks Rettung ihrer Seele verbrannt werden mußten — zu keinem anderen Zweck. Recht eigentlich entdeckte erst der späte Humanismus — das liberale neunzehnte Jahrhundert — den menschlichen Wert ketzerischer

Seelen. Zwar waren Königsmörder, nachdem sie noch zu Zeiten der Aufklärung aufs Rad geflochten, auseinandergerissen und verbrannt worden waren, späterhin doch unter konservativem Bemühen Männer, denen edle Motive die ganze Schwere der Strafe nichts abnehmen konnte: Die Attentate auf König Wilhelm I. und Bismarck wurden mit aller gesetzlichen Härte geahndet, der Mann, der den Erzherzog Franz Ferdinand ermordete, endete jämmerlich im tiefsten und feuchtesten Keller der Habsburger Monarchie ohne jeden Schimmer einer Hoffnung — seine Tat hatte den Weltkrieg entfesselt und sein Name lautete — ein Spiel des Schicksals: Gabriel Princip! Aber schon hatte der liberale Geist des neunzehnten Jahrhunderts in der Überzeugungstäterschaft, wenn sie sich gegen wirkliche oder angebliche Tyrannei richtete — wie zum Beispiel bei den Attentätern unter den Sozialrevolutionären Rußlands — Quellen menschlichen Aufruhrs gegen unmenschliche Politik entdeckt, letztes Hilfsmittel, wenn die Quelle der öffentlichen Meinung verstopft war. Für die Freiheit, so mag liberales Gebot lauten, soll man kämpfen — morden nur, wenn es gar nicht anders geht. Der Begriff der Freiheit, in der Politik als Kategorie angewandt, aber noch niemals zureichend definiert, richtete einige Verwirrung an: Er forderte vom Konservativen, liberal zu sein mit solcher Entschiedenheit, daß schließlich es nur dem Konservativen gegeben war, Liberalität zu zeigen. Ideen dürfen nach einem Wort Goethes niemals liberal sein, die Menschen müssen es sein. Liberalität ist demnach menschliche Stärke, nicht menschliche Schwäche. Stärke aber qualifiziert zur Macht. Jede Idee, zur Macht gelangt, muß notwendig konservativ sein.

Zweifellos ist die juristische und gesetzliche Anerkennung

einer Überzeugungstäterschaft das Zeichen einer politischen Stabilisierung, einer wohltätigen Atempause, in welcher sich die Reserven neu sammeln und gliedern überall da, wo es nicht um kleine taktische Erfolge geht, sondern um die Prinzipien. Und um die ging es allerorten, seit Gabriel Princip in Sarajewo seine Bombe geworfen hatte.

Die Kommunisten bildeten den weitaus größten Teil der Festungsgefangenen von G. Sie verbrachten die Zeit der Gefangenschaft genauso wie ihre Genossen in der Freiheit: Sie diskutierten.

Zu ihnen also stieß A. D., der «Kommunist», der keiner war und sein wollte. Er stieß sich sogleich wieder ab. Nicht, daß ihn seine Mitgefangenen nicht interessierten; er fürchtete sie. Sie kamen ihm offen und teilnahmebereit entgegen. Aber ihre Diskussionen waren ihm fremd; er verstand sie nicht; sie sprachen ein Idiom, welches man später «Partei-Chinesisch» nannte; sie waren mitten darin, sich ihre Ideologie zusammenzubrauen. A. D. verstand so wenig etwas von ihren Diskussionen wie die alten Germanen von den Reden hätten etwas verstehen können, die beim zweiten Konzil von Nizäa gehalten wurden. Er verstand ihre Sprache nicht und scheute sich, von ihnen als «Genosse» angesprochen zu werden. Immerhin, da er nun offiziell als Kommunist galt, hegte er den Wunsch, endlich einmal zu erfahren, was dies Ding eigentlich sei: Kommunismus.

Er bat sich von einem seiner ihm unbekannten Gönner, die ihm schon einmal Bücher gesandt hatten, jenes grundlegende Werk aus, von dem man ihm gesagt hatte, der ganze Kommu-

nismus sei auf dieser Basis aufgebaut. Er erhielt es und las «Das Kapital» von Karl Marx.

Auf die Frage, welchen Eindruck er von diesem Buch gewonnen habe, sagte A. D. mit verschmitztem Lächeln: «Das war eine harte Nuß.»

Er studierte das Werk um und um. Er gab nicht auf. Heute noch vermag A. D. ganze Absätze des Werkes zu zitieren. Er ging sozusagen, wie der Schulrat Dröge in Thomas Manns «Königliche Hoheit», mit dem Zeigefinger voran, er rückte von keinem Wort weiter, bis er es verstanden hatte. Er hatte ja Zeit. Er rechnete nach wie vor fest mit dem Termin seiner Freilassung, den ihm der Oberreichsanwalt aufgegeben hatte, mit Weihnachten 1930. Er hatte vier Jahre Zeit, er gedachte diese Zeit zu nutzen.

Gefangene haben die Wahl zwischen zwei entsetzlichen Zuständen: Immer allein – oder niemals allein zu sein. A. D. gelang es, einen dritten Zustand in seiner Haft herbeizuführen. Er meldete sich zu einer Arbeit, die gleichzeitig seiner Ausbildung diente. Gelernt hatte er nur das, was ihm die Schule und was ihm die Reichswehr vermittelte. Er war sich klar darüber, daß dies praktisch für seinen späteren Lebensunterhalt herzlich wenig war. An Können zeichnete ihn wenig aus, aber er besaß eine besonders gute Handschrift, schön geschwungen und klar. Er wurde in der Festung G., in welcher auch die Hauptverwaltung der preußischen Strafanstalten untergebracht war, in der Hauptbuchhaltung beschäftigt. Dort saß er tagsüber und lernte, rechnete und schrieb, nachts kehrte er in seine Zelle zurück. Über das «Kapital» von Karl Marx zu diskutieren, hatte er also nur Zeit, wenn er auf Antrag einen Stadturlaub bekam. Dieser Urlaub bestand in einem

Spaziergang durch die kleine Stadt und anschließend in einem Besuch im Café. Im Café, nicht in den Gemeinschaftsräumen der Festung, traf er mit seinen Mitgefangenen zusammen. Jetzt konnte er, geradezu trächtig von Karl Marx, mitdiskutieren, wie er dachte. Aber die Diskussionen seiner Mithäftlinge gingen gar nicht mehr um Karl Marx, sondern um Generallinien und Abweichungen, um Lenin, Stalin und Trotzki. Sie gingen um Kampftaktiken und Kaderwesen.

Es mußte in der Tat schwer für seine Mithäftlinge gewesen sein, mit A. D. zu diskutieren. Er war ja kein Gegner, zumal in den dort gepflegten Sparten der Diskussion nicht, er verstand einfach nichts davon. Er verstand, im Laufe der Zeit, Marx so zu zitieren, daß er seinen Mithäftlingen geradezu ein wenig zum Ärgernis wurde, mit seiner verzweifelten Verbissenheit eines Marxisten, der es noch nicht lange ist. Und in der Tat einigten sich A. D. und seine Mithäftlinge, sie nannten ihn einen Marxisten, und er akzeptierte das – sozusagen als scherzhafte Interpretation seiner Stellung, die mit Kommunismus vielleicht ebenso viel oder so wenig zu tun hatte wie mit dem Sozialismus der Sozialdemokratie.

Wirklich blieb es natürlich nicht bei dem «Kapital» für A. D. Er begriff sehr wohl, daß es mit dem «Kapital» von Marx und dem Kommunismus sich wahrscheinlich ähnlich verhalte wie mit dem Alten Testament und dem Katholizismus; offenbar handelte es sich um anerkannte Offenbarungen, die sich zum eigentlichen Wesen verhielten wie Stempelbild und Stempelstock. A. D. ließ sich weitere Werke schicken, erhabene Werke der kommunistischen Literatur – aber, gewissermaßen zum gerechten Ausgleich auch Werke, welche als grundlegend für eine neue und moderne Auffassung des Nationalismus galten.

Damals war außerhalb der Gefängnismauern gerade sehr viel die Rede von einer neuen nationalen Konzeption, welche sich «Das dritte Reich» nannte. A. D. ließ sich ein Buch schicken, «Das Dritte Reich» von Moeller van den Bruck. Kein Fühlender wird ihn verdammen, wenn A. D. zugibt, er habe sich nach der Lektüre dieses Buches ungemein erfrischt gefühlt, gab es ihm doch wirklich Argumente an die Hand, die bei seinen Mithäftlingen einen wilden Aufruhr gegen ihn erzeugten, weniger weil sie in deren Sprachgebrauch einfach falsch, sondern weil sie vielmehr unerwartet neu waren. In der Tat hatte dieser wohlmeinende, kluge und gepflegte Schriftsteller der Nationalen Rechten, der sich selber einen konservativen Revolutionär nannte, der früh verstorbene Moeller van den Bruck, mit diesem Buch eine Epoche innerhalb der nationalen Bewegung eingeleitet, die, wenn auch ausschließlich literarisch von Bedeutung, hoffen ließ, es werde die fürchterliche geistige Stagnation des deutschen Nationalismus überwunden werden.

Allerdings erlag A. D. einem bei ihm verzeihlichen Irrtum, als er den Inhalt des Buches «Das Dritte Reich» von Moeller van den Bruck mit der Konzeption der Nationalsozialisten gleichsetzte, welche die trefflich einprägsame Bezeichnung für sich usurpierten. Bei ihm verzeihlich: Ihm fehlte doch ausreichende Gelegenheit, zu erkunden, was sich «draußen» in den Jahren seiner Gefangenschaft wirklich zugetragen. Gerade jene Jahre waren insofern politisch bedeutsam, als sich in ihnen während einer kurzen wirtschaftlichen Scheinblüte politisch und geistig vorbereitete, was später zum Tragen kam.

Der Staat der Weimarer Republik schien insofern gefestigt, als eine wirkliche Bedrohung durch außerparlamentarische Gruppen im Innern kaum stattfand, außenpolitisch und wirtschaftlich durch zähes Verhandeln deutscher Exponenten, vor allem Gustav Stresemanns, des hervorragendsten Politikers der gemäßigten Rechten, eine Folge von kurzen, immer wieder neu ausgehandelten Atempausen in den Fragen der Reparation, alle Anstrengung darauf gerichtet werden konnte, zu normalen Verhältnissen im bürgerlichen Sinne zu gelangen. Für wenige Jahre schien es wirklich, als spielten sich die historischen Vorgänge vornehmlich im Parlament ab, als seien die Parteien die einzigen realen Kräfte in der Innenpolitik.

Aber die Atempausen, die eben diesen Kräften gegeben und gegönnt waren, wurden ebenso von den konsequenten Gegnern dieses «Systems» genutzt. Die Kommunisten traten, in den Parlamenten verhältnismäßig stark vertreten, als parlamentarische Partei notwendig in der Opposition auf, sie schienen also einzig durch das Gewicht der Wahlstimmen von politischer Bedeutung. Als revolutionäre Partei aber konnte sie ihren eigenen Schwerpunkt nicht in parlamentarischer Tätigkeit erblicken. Sie rang vielmehr um die innere Konsistenz, in einem langen, intensiven, von außen nur schwer zu begreifenden Kampf, dessen Früchte erst nach vielen Jahren reifen sollten. In der nationalen Bewegung aber, die sich nach und nach als eigentlicher Gegenpart des Kommunismus etablierte, vollzogen sich merkwürdige Wandlungen. Das Bedürfnis zu einer eigenen, inneren Konsistenz war mindestens ebenso stark wie bei den Kommunisten. Auch die nationale Bewegung erhob einen revolutionären Anspruch, auch sie empfand sich am Beginn einer neuen Zeit, war gewillt, neue Ordnun-

gen zu setzen, auch in ihr hatte eine echte Diskussion um die Grundlagen dieser Ordnung ebenso wie über ihre Methoden eingesetzt. Aber die innere Entwicklung dieser Bewegung wurde entscheidend gebrochen, als die politische Willensbildung innerhalb der nationalen Bewegung vom konservativen und liberalen Bürgertum auf das politisch vollkommen unartikulierte Kleinbürgertum überging.

Der Organisator dieser politisch noch nie mit eigenem Konzept hervorgetretenen Schicht, Adolf Hitler, füllte mit einer gewissen vehementen und suggestiven Beredsamkeit das geistige Vakuum, indem er kurzerhand die Diskussion innerhalb der nationalen Bewegung in ihren ersten, noch gärenden Anfängen abschnitt, gleichsam wie mit einem Hobel über das lebendige Relief der überall und mit verschiedenartiger Stärke emporschießenden Ideen fuhr und das nunmehr glatte, aber vollkommen wirre Bild einer noch embryonalen geistigen Erneuerung als unabdingbare Basis setzte für eine eigene Ideologie. Dieser Hobelschnitt war die erste Tat dieses Mannes, der immer die Tat über den Geist setzte, und der logisch nunmehr, ursprünglich als «Trommler» der Bewegung seine Mission begreifend, als Führer eine weitergehende Diskussion nicht dulden konnte – er betrachtete ja seine erste Tat als die eigentliche Legitimation seines Führertumes.

Damit bestimmte Hitler aber auch, allein durch seine Existenz, die weitere geistige Entwicklung der gesamten nationalen Bewegung. Jegliche Diskussion in den Reihen der nationalen, der «Vaterländischen» Verbände, selbst in deren Spitzen, selbst in Kreisen und Zirkeln, die sich unabhängig von den großen Formationen bildeten, in denen sich das Bürgertum weiterhin halb militant sammelte, endete notwendig zumin-

dest räumlich überall, wo sich der «Geist des National-Sozialismus» niedergelassen hatte. Es war offensichtlich, daß sich in den braunen Legionen, nicht in den grauen der halbmilitärischen Verbände, sofort der härtere politische Wille manifestierte; der politische Bildungsprozeß, der notwendig, je gründlicher er sich vollziehen sollte, desto entfernter in der Macht kulminieren konnte, mußte sich notgedrungen an seiner ersten Verfälschung orientieren. Das große Handicap der geistigen Entwicklung innerhalb der nationalen Bewegung, die Verfälschung der Diskussion durch ihre Etablierung auf der niedersten Basis, bestimmte ihren geistigen Kampf in viel stärkerem Maße, als es irgend sonstige Gegnerschaft des Nationalsozialismus vermochte. Das nationale Bürgertum wehrte sich lange Jahre heftig gegen die Barbarei der tabula rasa von 1923, vollzogen im kritischen Augenblick der ersten eigenen geistigen Pubertät – aber selbst seine Intelligenz, die den geistigen Verrat Hitlers am Nationalsozialismus sofort begriff und viel früher als etwa die Gegner des Nationalsozialismus überhaupt den Kampf gegen den Verfälscher aufnahm, muß es sich bis heute gefallen lassen, als Vorkämpfer des Nationalsozialismus betrachtet zu werden. Und Moeller van den Brucks «Das dritte Reich» gilt heute noch als ein Dokument, geeignet, harmlose Gemüter zu erschrecken mit der Behauptung, hier sei irgend etwas niedergelegt, was mit dem primitiven Sammelsurium unausgegorener Philosophien als bindende national-sozialistische Idee verkündet wurde, nur weil diese sonderbare Ideologie den Titel des Buches okkupierte, von seinem Inhalt aber keinen einzigen Satz.

A. D. also las dies Buch wirklich und es bildete sein einziges Gegengewicht in seiner sonstigen Lektüre. Besonders sorgfältig

studierte A. D. ferner die Marx-Biographien von Vogtländer und Otto Rühle. Vor allem interessierte ihn Rühles Buch, in dem der Versuch unternommen wurde, Charakter und Wesen seines Helden unter den Gesichtspunkten der Individualpsychologie zu deuten. Mit der Lehre Dr. Alfred Adlers beschäftigte sich A. D. überhaupt intensiv. Im übrigen bemühte er sich in seiner Arbeit, und heute noch ist A. D. stolz, mitteilen zu können, daß sogar von höchster amtlicher Stelle einmal die Anfrage an die Gefängnisverwaltung von G. kam, wer eigentlich in der Buchhaltung der Hauptverwaltung über eine so schöne Handschrift und saubere Berechnung und Buchführung verfüge. Er bemühte sich, ein guter Gefangener zu sein, gegen die Vorschriften in keiner Weise zu verstoßen, sich zielgerecht mit seiner politischen Bildung zu befassen und sich das Wohlwollen seines Strafanstaltsdirektors zu sichern, dessen Wort von großem Einfluß sein mußte in der Frage einer vorzeitigen Entlassung.

Wenn wir erfahren, daß A. D. während der Jahre seiner Festungshaft Tag für Tag um seine vorzeitige Entlassung kämpfte, schafft sich unwillkürlich der Gedanke Raum, daß es A. D. doch eigentlich während dieser Episode seiner langjährigen Haft im ganzen recht gut und wohl erging. Er kämpfte also intensiv um seine Freiheit zu einer Zeit, in welcher ihm in dieser Form seiner Haft eigentlich das höchstmögliche Maß an Freiheit gewährt worden ist. Das böse Wort vom Gefängnis als «Sanatorium», häufig angewandt von Menschen, die nie im Gefängnis waren – hier, bei den Überzeugungstätern der Festungshaft, scheint es einigermaßen angebracht. Viele, allzu-

viele Menschen im Vollgenuß ihrer bürgerlichen Freiheit müssen sich deren in wesentlich beschränkterem Maße bedienen. Auch die Einbuße an menschlicher Würde, die der Gefangene zwangsläufig erfährt, hier scheint sie in hohem Grade erträglich gewesen zu sein. Gefangene, befragt, worüber sie sich eigentlich zu beklagen haben, werden in den meisten Fällen Qualität und Quantität der Mahlzeiten zu bemängeln haben, oder – schon seltener – die Behandlung durch die vorgesetzten Beamten. A. D. in der Festungshaft hatte keinerlei Beschwerden solcher Art anzubringen. Das Essen war so gut und reichlich, als es den Umständen nach sein konnte, mit den Beamten hatte er keinerlei Streitigkeiten, über seinen höchsten Vorgesetzten, den verantwortlichen Leiter der Strafanstalt, spricht er heute noch mit Ausdrücken, welche man als solche der Verehrung betrachten kann. Da ist freilich noch etwas, ein sehr wesentlicher Umstand, von welchem Gefangene später eine gewisse Scheu haben, Näheres zu berichten – unter den «Leidensgenossen» aber Thema Nummer eins: Die Geschlechtsnot. Seinen Träumen kann der Mensch nicht wehren. Sicherlich hat A. D. – jung und in hohem Grade unerfahren auf diesem Gebiet – unter sexuellen Nöten gelitten wie jeder Gefangene. In den Büchern über Individual-Psychologie mögen manche erklärenden, verstehenden und verständigen Worte über das fragliche Thema gestanden haben, geholfen haben sie zweifellos nicht. Helfen sollte hier vielleicht die menschenfreundliche Bestimmung, daß Festungsgefangene jährlich vierzehn Tage nach beliebigem Ort Urlaub auf Ehrenwort nehmen konnten. A. D. hat, wie sich später erweisen wird, seinen Urlaub nicht zu solch edlem Zwecke verwandt. Er suchte, mit diesem für so viele so beherrschenden Umstand

der Geschlechtsnot innerlich fertig zu werden, indem er sich zu der Einsicht zwang, daß die eigentliche Problematik seiner Existenz erst da begann, wo die Überwindung der Phantasie durch Moral und Verstand vollzogen war.

Die eigentliche Problematik seiner Existenz aber war die durch seine Bestrafung gestörte Ordnung eines sinnvollen Lebens. Er kämpfte nicht um ein größeres Maß an Freiheit, sondern um eine sinnvolle Einordnung dessen, was ihm geschehen war, in sein Leben – die vorzeitige Entlassung konnte ihm nur ein Zeichen sein. Er mochte seinen «Fall» drehen und wenden, mit welcher Bereitwilligkeit zu allgemeinen Einsichten auch immer, es blieb ihm eben da ein Punkt, der mit der allgemeinen Ordnung nicht in Einklang zu bringen war. Sein Verhalten war der beste Beweis, daß er sich «unschuldig» fühlte. Gerade die zähe Verbissenheit, mit welcher er um seine Rehabilitierung kämpfte, das wußte er, konnte erfahrungsgemäß als ein Zeichen für Unverbesserlichkeit, für Verstocktheit, für Querulantentum ausgelegt werden. Er kämpfte trotzdem weiter. Er schrieb Eingaben, Gesuche, Berichte an alle nur möglichen, an alle irgendwie «zuständigen» Stellen – mit der kleinen Verschmitztheit im Hintergrund seiner Gedanken, wenn er dies nicht tue, sei ja auch nichts an seinem Schicksal geändert. Es war ihm durch seine Zähigkeit im Verfolg seines Verfahrens ja immerhin gelungen, die schreckliche Macht, die über ihn verfügte, zu gewissen Eingeständnissen zu bewegen, die bewiesen, daß diese Macht nicht im Vollgefühl des Rechtes ihm gegenüberstand. Diese Macht fürchtete die Öffentlichkeit. Also mußte er an Öffentlichkeit zu gewinnen suchen, was zu gewinnen war, wenn es nicht die öffentliche Meinung war, die sich im Schatten der Macht ebenso fürchtete, belangt zu

werden, wie er belangt worden war, so sollte es das öffentliche Gewissen sein, das schließlich auch jeder Macht zuzubilligen war. Er schrieb an den Strafrechtsausschuß des Reichstages, und er erhielt die Antwort dieses Ausschusses, er habe seinen Bericht an die zuständigen Behörden weitergeleitet. Er schrieb an hervorragende Männer und Einrichtungen des öffentlichen Lebens und erhielt prompt die Antwort, er möchte seine Urteilsbegründung einreichen. Dies, eben dies, daß er eine Urteilsbegründung niemals erhalten hatte, empfand A. D. als eines der Greuel, schwerer im Gewicht vor Gott und den Menschen, als körperliche Leiden durch Willkür einzelner — hier war freventlich der Sinn der Ordnung gestört.

Er richtete ein Gesuch an den Reichspräsidenten von Hindenburg, in der Annahme, dieser Mann, der ja A. D.'s «Fall» aus einem kriminellen in einen politischen verwandelt hatte, ohne von ihm darum gebeten worden zu sein, werde nun nicht nur die vermeintlichen Motive, sondern auch den Tatbestand untersuchen. Darauf erhielt er ein Schreiben vom Oberreichsanwalt, der Herr Reichspräsident habe einen Gnadenerweis abgelehnt. A. D. verdoppelte seine Anstrengungen, als ihm — im Jahre 1928 — bekannt wurde, daß im Reichstag über eine Amnestie aller politischen Straftaten verhandelt würde. Unter diese Amnestie mußte er fallen: dessen war er so sicher, daß die Hoffnung seinen Tag ausfüllte.

Die Amnestie wurde Gesetz; es kam der Tag, an dem in Scharen A. D.'s kommunistische Mithäftlinge die Festung verließen, frohen Abschied nehmend, mit dem Wunsch auf baldiges Wiedersehen. Der Tag verging, A. D. blieb in Gefangenschaft.

Er begriff nichts mehr. Er schrieb an das Reichsgericht und

fragte an, warum nicht auch er entlassen worden sei. Und das Hohe Gericht teilte ihm mit, daß die Amnestie nur für jene Verurteilten gedacht sei, die aus uneigennützigen Motiven gehandelt hatten. Der Ferienstrafsenat habe aber in den vorhandenen Akten festgestellt, A. D.'s Handeln sei nicht frei von Eigennutz gewesen.

Diese Mitteilung traf ihn wie ein Blitzschlag und verwundete ihn ebenso grausam wie die Urteilsverkündung im feierlichen Saale des Reichsgerichts. Und genau wie damals reagierte A. D. mit einem Kurzschluß. Er trat in den Hungerstreik.

Der Hungerstreik ist noch stets das letzte Mittel für den Gefangenen gewesen, sich ein vermeintliches oder wirkliches Recht zu erstreiten oder gegen ein vermeintliches oder wirkliches Unrecht zu protestieren. Kein Richter vermag es, so streng einen Menschen zu verurteilen, wie der Verurteilte den Richter. Und in der Haft, zur Einhaltung der Vorschriften angehalten, ist der Mensch sehr strenge in der Beurteilung der Beamten. Der Gefangene glaubt, sich in einer Art Notwehr zu befinden: in der Notwehr gegen ein Unrecht, das die Beamten ihm antun. Ganz klar tritt dies in Erscheinung, wenn der Gefangene im Gefühl, daß ihm das Recht vorenthalten wird, zum letzten und, wie er meint, durchschlagenden Mittel greift, zum Hungerstreik. Er ist sein letzter Appell an die Öffentlichkeit, die letzte Chance, sich noch im Leben verständlich zu machen. Dabei ist die Verpflichtung der Behörden einkalkuliert, daß sie den Gefangenen hindern muß, sich etwas anzutun. Gelingt dies der Behörde nicht, so hat sie sich – und dies ist der letzten Chance letzter Trumpf – eben mitschuldig gemacht.

In so langen Jahren seiner Haft hatte sich unser A. D. dagegen gewehrt, als das zu erscheinen, wozu ihn das Urteil gestempelt hatte: als ein verbrecherischer Charakter. Und jetzt war er so weit gelangt, sich eines Mittels zu bedienen, das sich nur dem Rechtsbrecher anbietet, denn Hungerstreik ist eine Art von Erpressung. Jetzt erst war A. D. wirklich ein Gefangener «wie alle anderen auch». Jetzt lieferte er sich auch innerlich der Gemeinschaft aus, die er bislang nicht als die seine anzusehen vermochte. Es war dies ein Akt, dessen Bedeutung nur nach dem Grade der Verzweiflung zu bemessen ist, die ihn gepackt haben mußte, will man nicht annehmen, daß es eben unmöglich ist, sich jahrelang in einer Gesellschaft zu bewegen, ohne sich schließlich doch deren Sitten und Gebräuchen zu unterwerfen.

A. D. kroch eines Morgens nicht aus seinem Bett und bedeutete dem Schließer, der seine Zellentür öffnete, er verweigere die Annahme jeglicher Nahrung. Offenbar glaubte der Beamte nicht an die Drohung des sonsthin so sanftmütigen Häftlings. Kurz, A. D. konnte mit einer gewissen Genugtuung feststellen, daß der Behörde der erste Lapsus passierte: Auf die Meldung, daß ein Gefangener das Essen verweigere, hatte, so war die Bestimmung, der Gefängnisarzt innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden bei diesem zu erscheinen, um den Fall zu untersuchen. Der Arzt kam aber erst nach zehn Tagen. Er vermochte dann seinen Schrecken nicht recht zu verbergen, als er feststellen mußte, daß bei A. D. eine gewisse Entkräftung bereits eingetreten war. Der Patient sagte alles das, was in solchen Fällen vorgebracht zu werden pflegt: daß er lieber Hungers sterben als unter solch niederträchtiger Verdächtigung weiterleben wolle. Er sagte dies mit dem üblichen Erfolg, daß

der Arzt dafür sorgte, ihm den Entschluß so sauer wie möglich zu machen.

Er ordnete an, daß dem Gefangenen A. D. die leckersten Speisen, zumindest Speisen mit dem anregendsten Duft in die Zelle gebracht würden. Aber A. D. hungerte weiter, obwohl ihn der Duft der auserwählten Speisen – wie er Jahrzehnte später mit verlegenem Lächeln zugibt – in qualvollen Stunden fast überwältigte.

Als nun der Arzt bei seinem nächsten Besuch – es ist dies die übliche Etappe in solchen Fällen – eine Andeutung machte, A. D. werde, wenn er weiter im Hungerstreik verharre, vermittels eines unangenehmen Schlauches künstlich ernährt werden müssen, passierte diesmal A. D. ein Lapsus, der einem geübten Gefangenen sonsthin nicht so leicht zustößt: A. D. erklärte, er werde sich gegen jeden solchen Versuch bis zu seinen letzten Kräften wehren.

A. D. wunderte sich sehr, als er daraufhin in eine Gummizelle geschleppt und in eine Zwangsjacke gesteckt wurde. Natürlich protestierte er, und zwar ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten «schallend». Das aber durfte als ein weiterer Beweis für die Ernsthaftigkeit seiner Drohung gelten, daß er «Widerstand» leisten werde. Und bei «Widerstand» war die «Verbringung in eine Gummizelle» eben Vorschrift. A. D. hatte sich in seiner Unschuld nunmehr nicht nur in eine Zwangsjacke, sondern auch in ein Netz von Paragraphen verstrickt.

Noch heute vermag A. D. es nicht, seine damalige Lage mit jener gelassenen Heiterkeit zu betrachten, wie etwa – nachträglich – der Chronist, der als gewiegter Kenner der in Gefängnissen üblichen Verfahrens- und Verhaltensweisen gilt.

unserem A. D. erscheint noch heute die Gummizelle – ein leerer Raum mit angenehm gepolsterten Wänden, an denen auch Tobsüchtige sich kaum verletzen konnten – als ein besonders ehrenrühriges Gemach. Diese Schande erweckte in ihm den Vorsatz, die Auszehrung seiner körperlichen und seelischen Substanz zu beschleunigen. Er verweigerte jetzt auch das Wasser. Er rechnete sich vor, daß Durst schneller zum Tode führe als Hunger.

Gegenüber einem zum Selbstmord entschlossenen Menschen gibt es eigentlich nur ein einziges stichhaltiges Argument, nämlich, daß er ja nicht wissen könne, was das Leben für ihn noch in petto habe. Es ist dies zugleich das banalste aller in solchem Falle möglichen Argumente, ein Appell an die Neugier. Diesen Appell hatte der Gefängnisdirektor bereits an A. D. gerichtet – ohne Erfolg. Aber jetzt nahte sich unserem A. D. in der Gummizelle – im sechsten Jahre der Haft – ein Mann, der selber durch die Neugierde getrieben wurde. Es war das ein junger Mann, der sich dem Studium der Sozialpädagogik widmete und mit Erlaubnis der zuständigen Behörden gleichsam Honig zu saugen suchte aus den Blüten der Erfahrung, die im Gefängnis und in dieser Festung gewissermaßen zu Sträußen gebündelt lagen. Dieser Intellektuelle verband die angenehmsten Formen des Umgangs mit einer echten Humanität – eine Verbindung, die viele bewußt jüdische Charaktere auszeichnet. Er hatte von dem absonderlichen Fall A. D.'s gehört und suchte nun den abgemagerten, den vom Schweiß der Erschöpfung gezeichneten Häftling auf. A. D. empfing ihn mit bösartigem Mißtrauen, da die Dekomposition seines Charakters inzwischen so weit vorgeschritten war, daß er sofort eine Art von gehässiger Intrige seines «Feindes», des wohl-

wollenden und weithin als besonders gutartig bekannten Anstaltsleiters, eines «Schergen» der «Hure Justiz», witterte.

Der volle Aufwand an Intelligenz und humanitärem Empfinden des Besuchers hätte nicht genügt, A. D. auch nur aufhorchen zu lassen; aber da erwähnte dieser, er nannte sich H. J., zufällig, daß er ein Schüler Adlers sei, des Individual-Psychologen. Und wie mit einem Schlage erwachte A. D. wieder zum Leben, zur Lust am Leben zumindest.

Er hatte Adlers Bücher gelesen. Er erinnerte sich, daß Charlottes Vater die Forschungen Adlers studiert hatte. War dieser Besucher am Ende im geheimen Auftrag Charlottes oder ihres Vaters zu ihm gekommen? Bestand da eine Verbindung? Jetzt war es A. D., der sich wie ein Blinder an den anderen vortastete.

Und war es danach nicht zu vermuten, daß der junge Herr H. J. gar ein Abgesandter der Kommunisten wäre? – A. D. faßte ein wenig mehr Vertrauen, als H. J. ihm lächelnd antwortete, nein, ein Kommunist sei er nicht. Dann konnte er immer noch ein Spitzel sein, abgesandt von der Behörde, um festzustellen, ob A. D. Kommunist sei oder nicht. Wenn er aber ein Spitzel war, dann mußte er als Kommunist zu A. D. kommen, in der Hoffnung, er werde sich einem Gesinnungsgenossen gegenüber entlarven. Er machte keinerlei Anstalten dazu, als Kommunist zu erscheinen. Also war er kein Spitzel.

So hörte ihn A. D. nach und nach ruhig an und gewann Vertrauen, zumal der Besucher es verstand, seine Hilfsbereitschaft, die er spontan anbot, mit praktischen Vorschlägen zu unterbauen. Er wollte A. D.'s Sache in die Hand nehmen, wenn dieser versprach, den Hungerstreik aufzugeben. A. D. gab ihn auf; H. J. machte sich an seine Arbeit.

Die Krise, in welcher sich A. D. befand – eine einfache Haftpsychose zweifellos, die jeden Gefangenen einmal mehr oder minder hart mitnimmt –, fiel zeitlich mit einer politisch-wirtschaftlichen Krise in Deutschland zusammen, der Stunde einer Massenpsychose großen und unvermuteten Ausmaßes. Sicherlich ist in dieser Gleichzeitigkeit kein ursächlicher Zusammenhang zu erblicken, aber sie hatte für A. D. die Wirkung eines solchen.

Die Jahre einer sozusagen normalen Entwicklung der Verhältnisse nahmen gegen Ende des Jahres 1928 ein wenn nicht unerwartetes so doch unerhofftes Ende. Die mühseligen Anstrengungen des größten Staatsmannes, den die Weimarer Republik hervorbringen sollte, Gustav Stresemanns, in immer neu erkämpften Atempausen in der Reparationsfrage der deutschen Wirtschaft die Chance eines Aufbaus nach den gewohnten und erprobten wirtschaftlichen Gesetzen zu gönnen, erlahmten gleichzeitig mit den gesundheitlichen Kräften dieses Mannes. Als Gustav Stresemann im Jahre 1929 starb, hatte es sich schon deutlich erwiesen, daß seine Politik, zwar nicht erfolglos, so doch am Ende ihrer Möglichkeiten angelangt war. Innenpolitisch hatte die Macht, welche eigentlich doch die Weimarer Republik in den Sattel gehoben und ihr die eigentümliche Prägung verliehen hatte, die deutsche Sozialdemokratie, sich selber in einen Zustand der Ermattung gebracht, in welchem sie sich darauf beschränken mußte, ihre Energien wesentlich auf eine Verwaltung der Länder und der Kommunen anzuwenden. Sie trieb nirgends mehr politische Entwicklungen voran; aus einem Staate, der, durch demokratische Impulse gespeist, nur als ein dynamisches Gebilde begriffen werden konnte, wurde ein «System», ein statisches Gebilde, welches

zwar verwaltet, aber nicht mehr über sich selbst hinaus ent-
wickelt werden konnte.

Der Gebrauch des Wortes «System» für die Weimarer Re-
publik wurde allgemein, es erhielt die Anrüchigkeit eines
Schimpfwortes. Besonders wurde dies deutlich im Kampfe des
schleswig-holsteinischen Landvolkes, das in der sogenannten
«Landvolk-Bewegung» danach strebte, in anderen Formen, als
ihnen ihre bisherigen Organisationen und Interessen-Verbände
geboten hatten, um ihre «Substanz» zu kämpfen. Die durch
die Reparationszahlungen bedingten hohen Steuerlasten konn-
ten bei den Bauern an der Westküste unserer nördlichen Pro-
vinz nicht mehr anders als durch Eingriffe in die Substanz der
Höfe geleistet werden. Den Bauern drohte der Verlust ihrer
meist seit Jahrhunderten im Besitz der Familien befindlichen
Höfe; sie wehrten sich durch Demonstrationen, dann durch die
Einrichtung sogenannter Notausschüsse, welche nun örtlich
und gelegentlich Kampfmaßnahmen gegen das «System» orga-
nisierten und dadurch ihre verfassungsmäßig gebundenen Be-
rufsverbände zu einer Radikalisierung ihrer Bemühungen
zwangen — am Ende aber durch spontane Aktionen, wie Ver-
hinderung von Zwangsversteigerungen, durch Boykott und
Steuerverweigerung sich gänzlich von der Politik ihrer Stan-
desvertretungen in Staat und Parlament loslösten.

Als es schließlich im Jahre 1929 zu Bombenattentaten auf
Finanz- und Landratsämter kam, mußte das «System» zu-
greifen. Die Gefängnisse und Zuchthäuser füllten sich nun mit
Überzeugungstätern anderer als der gewohnten Art, mit
Bauern, die ohne jede ideologische Anleitung, einfach im
Zwange der Not, im Kampf um die Existenz zu ungesetzlichem
Handeln gezwungen worden zu sein erklärten. Diese Land-

volk-Bewegung war somit das erste Anzeichen einer starken, inneren Erschütterung des «Systems» – es war klar, daß sich die radikalen Oppositionsparteien beeilten, im Schatten weiterer Anzeichen ihre Fahnen zu schwenken.

Tatsächlich war eine innere Erschütterung – und sicherlich nicht ohne Zusammenhang mit der Reparationsfrage – auch in der ganzen westlichen Welt zu spüren. Im Oktober 1929 kam jener «schwarze Freitag» in den Vereinigten Staaten von Amerika, ein Börsenkrach, der den «goldenen Zwanziger Jahren» auch drüben ein Ende setzte, ohne daß sofort deutlich wurde, wie sehr jener Krach die ganze westliche Welt in eine Krise stürzen mußte.

In der Weimarer Republik hatte sich die Reichswehr genau nach den Intentionen ihres Gründers, des Generals von Seeckt, entwickelt: zu einem Machtinstrument von Perfektion, welches allein durch seine Existenz alle anderen Mächtegruppen ständig zwang, sich in allen Plänen und Spekulationen politischer Art nach den Möglichkeiten der Armee zu orientieren.

Mächtiger als die Reichswehr war nur der Reichspräsident von Hindenburg, der gewissermaßen stellvertretend für den eigentlichen «Schild» einer Tradition suchenden deutschen Armee, für den «Obersten Kriegsherrn», einstmals der deutsche Kaiser, keinerlei Bedenken hatte, den in seiner politischen Verschlossenheit manchmal doch recht unbequemen General von Seeckt kurzerhand zu entlassen. Dieser General stolperte über einen Zwirnsfaden, sein Instrument aber wurde in keiner Weise durch dessen Sturz erschüttert, und folgerichtig über-

trugen sich die Spekulationen um die Reichswehr nun auf die oberste Spitze des Reiches.

Der Augenblick des Beginns der Krise gab auch das Signal zum Vormarsch der national-sozialistischen Bewegung. Zu den Spekulationen ihrer Führer gehörte sofort der Antrieb, sich über das Vertrauen des Reichspräsidenten selber nunmehr um dessen Instrument zu bemühen.

Tatsächlich war nach der Konstruktion Seeckts nicht mehr wie etwa die alte, kaiserliche oder früher die königlich preußische Armee eine «Repräsentantin der Nation», sie war, wenn auch die mächtigste, so doch eine Macht unter anderen Mächten geworden, wie etwa Großkapital, Großindustrie, Gewerkschaften, Landbund u. a. außerparlamentarische Mächte auch. Die «nationale Bewegung» hatte sich mit ihren vaterländischen Verbänden, die uniformiert und demonstrativ durch die Straßen paradierten, eine Art Macht geschaffen, die National-Sozialisten folgten ihrem Beispiel mit ihren schärfer radikalisierten und politisch klar akzentuierten SA- und SS-Verbänden, die ursprünglich vornehmlich dazu bestimmt waren, den Saalschutz für die Versammlungen der Partei zu stellen. Nun aber versuchten sich auch die Parteien der Linken mit halbmilitärisch aufgezogenen Verbänden außerhalb der parlamentarischen Tätigkeit ein demonstratives Air zu geben — und sich gegen die vorgebrachten Machtansprüche der Rechten auf dem gleichen Felde zu wehren —, die republikanischen Parteien zogen das «Reichsbanner Schwarz-rot-gold» auf, die Kommunisten paradierten mit dem «Roten Frontkämpfer-Bund». Der Klassenkampf schien sich ganz auf die Straße verlagert zu haben.

Alle diese Verbände suchten durch Zahl und kämpferische

Disziplin zu wirken – zahlenmäßig verschwand die Reichswehr mit ihrem Hunderttausend-Mann-Heer fast ganz hinter den Aufmärschen der streitbaren, aber wenn überhaupt so doch nur heimlich und ganz unzulänglich bewaffneten Verbände der verschiedenen Richtungen. Für echtes soldatisches Gefühl mußten alle diese Vereine mit ihrem militärischen Gehabe, mit ihren ständigen Aufmärschen, mit ihren Fahnenwäldern, ihren Parademärschen – bei schlechtem Wetter im Saal, mit imitiertem Zapfenstreich und anschließendem Schlachtenfeuerwerk, nicht anders als peinlich wirken. Mehr noch aus militärischem als aus politischem Instinkt suchte die Reichswehr allen diesen Verbänden gegenüber strikte Neutralität zu wahren, glaubte aber verächtlich, mehr oder weniger diskrete Angebote vornehmlich der vaterländischen Verbände, ihre Leute als «Menschenmaterial», als mögliche und bereite Reserven für die Reichswehr selber, dergestalt beachten zu müssen, daß sie Vorkehrungen traf, die es ihr ermöglichten, bezüglich ihrer Rekrutierung durch Freiwillige keine Sorgen mehr zu haben. Im übrigen aber hatte das Seecktsche Erbe einer geheimen Verbindung zur Sowjet-Union gerade in jenen Jahren endlich sehr reife Früchte getragen: In unkontrollierbarer Ferne geschah die Ausbildung an eben jenen Waffen, die der Reichswehr durch den Versailler Vertrag verboten waren, an Panzern, moderner Artillerie – und vor allem in der Luftwaffe. Die Reichswehr hatte allen Grund, die schärfste Anwendung des Landesverrats-Paragraphen im Deutschen Strafgesetz nach wie vor und mehr denn je zu fordern.

Jeder Versuch der National-Sozialisten aber, über die Person des Reichspräsidenten zu einer Art Bündnis mit der Reichs-

wehr zu gelangen, setzte voraus, daß diese, wie sie unentwegt betonte, revolutionäre Partei niemals in einem möglichen Bürgerkriege als Gegner der Reichswehr auftreten könnte. Er setzte also ein Bekenntnis der National-Sozialisten zum Legalitäts-Prinzip voraus, eine Abkehr von dem Gedanken, jemals durch einen Bürgerkrieg, durch eine Revolution zur Macht zu gelangen. Es war die Reichswehr, die Adolf Hitler die Gelegenheit bot, und wie im Falle A. D. war das Reichsgericht plötzlich mit im Spiel, wurde in seinem Ruf und in seiner Autorität mißbraucht, um das Feld zu stellen, auf welchem die Entscheidung fiel.

Drei junge Reichswehr-Offiziere — in die Armee eingetreten, weil sie hofften, diese werde die Vollstreckerin des Willens zur nationalen Revolution sein — hatten unter ihren Kameraden für den Gedanken geworben, im Falle eines durch die nationale Bewegung oder durch die National-Sozialisten entfachten Bürgerkrieges nicht diesen Brüdern im Geiste mit der Waffe in der Hand entgegenzutreten. Sie stießen bei ihrem im Grunde kindlichen Tun bei älteren Kameraden auf kategorische Ablehnung ihres Vorhabens, bei jüngeren auf große Zweifel des Gelingens. Sie suchten Verbindung zu Führern der vaterländischen Verbände, fanden dort völliges Unverständnis, und dann zu dem Führer der National-Sozialisten, der den Fall dilatorisch und mit halben Ermunterungen, jedoch ohne praktisches Zutun behandelte. Der Wirrnis der leutnantsjugendlichen Hirne und dem ganzen Spuk machte im Grunde eine freundliche Aussprache mit dem Kommandeur des Regimentes, dem späteren Generaloberst Beck, ein Ende.

Doch der neue Reichswehrminister Gröner, der Nachfolger

des Demokraten Geßler, glaubte ein Exempel statuieren zu müssen: Die drei Reichswehrleutnants wurden vom Oberreichsanwalt des Hochverrats angeklagt. Vor dem Reichsgericht wurde Adolf Hitler als Zeuge vernommen und benutzte die prächtige, die so hochwillkommene Gelegenheit, unter Eid sein Bekenntnis zum Legalitäts-Prinzip auszusprechen. Die jungen Offiziere wurden aus der Reichswehr ausgestoßen und zu mehrjähriger Festungshaft verurteilt. Einer von ihnen, der Leutnant Scheringer, kam auf die Festung G. – unser Freund A. D., der inzwischen schon so manchen hatte die Festung verlassen gesehen, A. D., der wußte, daß der Attentäter Techow, daß die zum Teil ursprünglich zum Tode verurteilten Leute der Feme, daß schließlich auch Max Hölz, der zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilte Räuberhauptmann aus dem Vogtlande, nunmehr begnadigt und in Freiheit waren, hatte neue Gesellschaft gefunden.

Rührig und unbefangen hatte indessen H. J. versucht, gemäß seinem Versprechen für A. D. zu wirken, das heißt, die Öffentlichkeit für A. D. und seinen Fall zu interessieren, also genau das zu tun, was die Reichswehr unter keinen Umständen dulden konnte. Mehr denn jemals hatte zu jener Zeit – und nach dem Verschwinden des überlegenen Kopfes Seeckt – die Reichswehr Ursache, eine öffentliche Diskussion über ihre Verfahrensweise zu fürchten. Wohin sich auch H. J. wenden mochte, er stieß auf eine Mauer des Schweigens, errichtet durch den Landesverrats-Paragraphen. Der Rechtsanwalt Kurt Rosenfeld, der in fast unglaubhaft fairer Weise versuchte, als ein am Reichsgericht bekannter und sehr geschätzter Jurist

und Anwalt, das ganze Gewicht seines Ansehens in die Waagschale zu werfen, trennte sich in diesem Falle von dem Auftrag der «Liga für Menschenrechte», welche sowieso und aus guten Gründen für die Reichswehr eine Art Schreckensgespenst geworden war. Aber er erreichte nichts.

Es existiert noch der Briefwechsel zwischen A. D. und dem Manne, der ihm helfen wollte aus jener Zeit verzweifelten Wartens. Man sieht daraus, daß A. D. sich schließlich nicht so sehr durch Paragraphen und Gesetzartikel umstellt fühlte, als vielmehr durch Menschen, durch alle Menschen, die sich überhaupt mit ihm befaßten. So packte ihn ein Mißtrauen, das ihn immer mehr in eine falsche Stellung drängte gegenüber dem, was er eigentlich erreichen wollte. Und so schreibt er, als er einmal etwas länger auf einen Brief warten muß, mit einer verletzenden Bitterkeit an diesen einzigen Freund, dieser hätte wohl auch Wichtigeres zu tun, als die banalen Briefe eines Gefangenen zu erwidern. Der andere wehrte solche Vorwürfe sanft und sachlich ab, berichtete getreulich, was er unternahm, und behutsam, was ihm mißglückte. Ihm mißglückte alles.

Es nahte schließlich jener Termin, an dem A. D. nach guter Führung damit rechnen konnte, freigelassen zu werden, Weihnachten 1930. So fest war A. D. davon überzeugt, daß er den Rechtsanwalt Dr. Rosenfeld bat, für ihn das diesbezügliche Gnadengesuch einzureichen. Er war soweit, daß er Gnade einer rechtlichen Klärung seines «Falls» vorzuziehen bereit war. Sein Anstaltsdirektor lebte in der gleichen Hoffnung mit A. D. Er hat denn auch – unterstützt von der Beamten-Konferenz der Anstalt – das Gnadengesuch mit warmen Worten unterstützt. Mehr noch: Dieser Anstaltsdirektor nahm überdies

Weihnachten 1930 nicht, wie sonst immer, seinen Urlaub; er blieb eigens für A. D. in der Anstalt, um sofort alle Schritte in die Wege leiten zu können, wenn endlich die Anweisung käme, A. D. sei aus der Haft zu entlassen.

Der Heilige Abend verstrich, ohne daß sich etwas ereignete, auch der erste und zweite Weihnachtsfeiertag. A. D. stand dicht vor einem neuen Zusammenbruch. Der Direktor riet ihm, einen Urlaub zu nehmen.

Jedem Festungsgefangenen stand ein vierzehntägiger Urlaub im Jahre zu, ein Urlaub auf Ehrenwort. A. D. hatte bislang diesen Urlaub nicht genutzt, weil er nicht wußte, mit welchem Gelde er sich wohin begeben sollte; er stand ja allein da. Diesmal aber griff der rührend tätige und beflissene junge Mann H. J. ein, der aus reiner Menschenliebe und mit ausgeprägtem Rechtssinn völlig uneigennützig handelte. Er hatte Verbindungen zu der Sekretärin eines der höchsten Beamten in der Justiz des Reiches angeknüpft. Dieser, der als Ministerialdirigent den Schlüssel zu noch bedeutend höheren Positionen nicht nur in der Weimarer Republik in den Händen hatte, schien, wie seine Sekretärin zu verstehen gab, nicht grundsätzlich abgeneigt, sich mit A. D. und seinem «Fall» zu befassen. Zu diesem Manne fuhr A. D. nach Berlin.

Wenn man ihn fragt, welche Gefühle ihn beseelten, als er sich zum ersten Male nach sieben Jahren Haft der Freiheit erfreuen konnte, muß A. D. bekennen, daß er so ausgefüllt gewesen sei von dem Gedanken, das Rätsel um sein Schicksal zu lösen, daß er über sonstige Empfindungen nicht berichten könne.

Der hohe Beamte empfing ihn – nicht wie ein Hochgestellter und Mächtiger, sondern wie ein Kavalier den anderen. A. D.

berichtet mit Entzücken, dieser Mann habe ihm nicht nur einen Stuhl, sondern auch eine Zigarre angeboten! Dieser Mann hörte sich A. D.'s Geschichte an, ohne daß sich sein Gesicht bewegte. Dieser Mann sagte, nachdem A. D. mit seiner langen Rede fertig war, mit ruhiger Stimme, er könne A. D. nur eines mitteilen: nämlich, daß die deutsche Justiz schon lange an A. D.'s weiterem Verbleiben in der Haft kein Interesse habe . . .

Voller Erregung, dem entscheidenden Punkt so nahe zu sein, brach A. D. aus: An welcher Stelle, welcher Behörde läge es denn nun, daß sein Fall nicht zu einer Klärung komme?

Der große Herr sah ihn lange und nachdenklich an. Er formulierte schließlich ein Meisterwerk juristischer Darlegungskunst: Wenn A. D. sich das nicht denken könne, so könne er ihm weiter nichts darüber mitteilen.

A. D. flehte: Also doch das Reichswehrministerium? Der große Herr lächelte resigniert, erhob sich und sagte: es tue ihm leid, darüber keine Auskunft geben zu können.

Erst als A. D. aus dem Reichs-Justizministerium in das gleißende Licht der Straße getaumelt war, wurde ihm — ein stechender Schmerz im Hirn — klar, welcher verborgene Sinn hinter den so wohlabgewogenen Worten des hohen Beamten gelauert haben muß. Er rekapitulierte jedes Wort, er suchte sich an jeden Tonfall zu erinnern — wie war das? Die deutsche Justiz hatte schon seit langem kein Interesse mehr . . . Was konnte dies anders heißen, als daß die Justiz seinen «Fall» gar nicht weiter verfolgen werde, daß sie ihn . . . ja, ihn selber nicht weiter verfolgen werde . . .? Sollte diese Bemerkung, konnte

diese wohlabgewogene Bemerkung bedeuten, daß ihm damit ein Freibrief ausgestellt sei?

Heute jedenfalls zweifelt A. D. nicht daran, daß damals die «Justiz» den Hinweis habe fallenlassen, die einzige Möglichkeit für A. D. sei schlicht und einfach, er kehre nicht mehr in die Festung zurück, sondern flüchte ins Ausland, wo die ihn verfolgende «Stelle» keine Möglichkeit habe, ihn weiter zu verfolgen! Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag. Er begriff, daß dieser treffliche Beamte der Justiz so weit gegangen war, wie er immer gehen konnte. Ein Gedanke, der ihn noch weitere zwanzig Jahre beschäftigen sollte, bis er Gelegenheit fand, jene hohen Beamten der Justiz als Mitgefangene im gleichen Gefängnis und unter dem Schatten eines gleichen Urteilstenors darüber zu befragen.

A. D. kehrte in die Festung zurück. Er hatte sieben Jahre lang um die Möglichkeit gekämpft, zu beweisen, daß er ein Ehrenmann sei. Nun konnte er es beweisen. Er hatte sein Ehrenwort gegeben, nach dem Urlaub in die Haft zurückzukehren. Er hielt sein Wort. Er hielt es auch, damit seine Mithäftlinge, die Festungsgefangenen, die sich der gleichen Wohltat des Urlaubs auf Ehrenwort erfreuten, künftig durch eine Flucht A. D.'s dieser Vergünstigung nicht verlustig gingen. Und er hielt sein Ehrenwort, weil die Gefahr bestand, auch der uneigennützige Freund, jener junge Gelehrte der Sozialpädagogik H. J., werde durch seine Flucht Unbill zu ertragen haben.

A. D. war über den Berg, sittlich und moralisch wenigstens. Er staunte selber, mit welcher Leichtigkeit er jetzt innerlich dem Gedanken nahetreten konnte, seine zehn Jahre abzusitzen: Weihnachten 1933 also, da biß die Reichswehrmaus kei-

nen Faden mehr ab! Weihnachten 1933 würde er frei sein! Es galt, die paar Jahre durchzustehen.

So traf es ihn zwar, wie ein Schlag zu treffen vermag, dumpf aber doch nicht niederschmetternd, als er auch die letzte Bemühung um ihn scheitern sah: Professor Dr. Kohlrausch, der Dekan der juristischen Fakultät an der Berliner Universität, der geschätzte Politiker der Rechten, hatte sich für sein Schicksal interessieren lassen. Er hatte Zutritt zum Reichspräsidenten von Hindenburg. Er hatte diesen glücklichen Umstand benutzt, um dem greisen Feldmarschall, dem Heros und Nestor des Reiches, die Geschichte des kleinen Reichswehrleutnants A. D. vorzutragen und um Gnade für diesen unglücklichen Menschen zu bitten. Aber der Feldmarschall, der Oberste Kriegsherr der Reichswehr, der Königsschild der Armee, hatte genug Ärger erleben müssen mit kleinen und törichten Reichswehrleutnants. Eben war doch diese dumme Geschichte mit dem Reichswehrleutnant Scheringer passiert – diese Leutnants hatten offenbar nicht begriffen, was Disziplin ist! –, der Feldmarschall hörte hart auf diesem Ohr. Gnade abgelehnt.

Der Reichswehrleutnant Scheringer, inhaftiert auf dem Festungsflügel der Anstalt in G., war freilich eine andere Gestalt als unser A. D. Das war kein Typ, bereit, sich der Konvention zu fügen, gewillt, sein kleines Recht penibel gegen das große Unrecht zu verteidigen, wie A. D. Dieser Scheringer stürzte sich in das Leben auf der Festung, wie er sich in das der Reichswehr und in das der nationalen Bewegung gestürzt hatte, laut, lärmend, lachend, impulsiv, rauflustig. Da waren auf der Festung auch kommunistische Gefangene, A. D. hatte die

«Wachablösung» miterlebt, diese Kommunisten waren um kein Haar weniger diskutierlustig als die vorhergehende Garnitur. Und Scheringer diskutierte mit ihnen bis zur Klopperei.

A. D. schnüffelte an diesem Trumm Wesen mit seinem fröhlichen Unwesen, dann zog sich A. D. erschreckt in sein Gehäuse der Buchhaltung zurück, blinzelnd wie ein Uhu, aus dem Schatten blickend in das Licht des hellen Tages, in dem dieser Scheringer da so munter wirkte. Das konnte niemals gutgehen, wußte A. D. Ihn trennten Welten von diesem Mann, obgleich die Ausgangslage bei beiden so ähnlich war! In den Tagen, da unser A. D. seine goldene Fähnrichszeit verbrachte, hatte Scheringer als Zeitfreiwilliger den Küstriner Putsch mit ausgefochten, in jener «Schwarzen Reichswehr», die so schrecklich geheim war, daß A. D. im Verdacht, über sie geplaudert zu haben, wegen Landesverrates verurteilt wurde, von dem gleichen Reichsgericht, welches Scheringer verurteilt hatte – wegen Hochverrat. Offenbar war Scheringer sozusagen qualifizierter Hochverräter, wie A. D. ein durchaus unqualifizierbarer Landesverräter war.

Schon mit fünfzehn Jahren war Scheringer zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden – von einem französischen Kriegsgericht in Koblenz –, weil er zusammen mit anderen Gymnasiasten eine separatistische Druckerei gewalttätig ausgeräumt hatte. Zur «Schwarzen Reichswehr» war Scheringer gestoßen, weil er gehofft, von dort werde die nationale Revolution vorgetragen. Der Putsch dieses Geheimverbandes der Reichswehr wurde durch die offizielle Reichswehr niedergeschlagen, mit militärischer Perfektion. Eben diese Perfektion berührte Scheringers Gemüt angenehm: Diese Reichswehr

schien das richtige Instrument, die nationale Revolution durchzuführen. Scheringer trat in die Reichswehr ein und ließ sich zum perfekten Leutnant ausbilden. Aber er merkte bald, daß sich der Sinn der Reichswehr in der Perfektion zu erschöpfen drohte. Diese so überaus merkwürdige Truppe nahm an nicht einem der zahlreichen Gefechte des Nachkrieges und der Nachkriegszeit teil – außer dem militärischen Spaziergang nach Sachsen –, der unserem A. D. so zum Verhängnis werden sollte. Dies militärische Machtinstrument war perfekt und da, sonst nichts. Es hatte keine Gegner und es hatte keine Verbündeten. Rund um die Reichswehr war ein Loch, ausgefüllt mit Nichts. Aber das Leben duldet kein Vakuum. Scheringers Versuch, die Reichswehr zur nationalen Revolution zu gewinnen, ihrer Existenz also einen politischen Sinn zu geben, führte zu seiner Verbindung mit der aktivsten der Bewegungen innerhalb der nationalen Bewegung, zu den National-Sozialisten. Das war der Hochverrat, den die Reichswehr durch das Reichsgericht ahnden ließ.

Dieser Scheringer war im Gegensatz zu A. D. weit davon entfernt, sein Delikt zu bestreiten oder zu leugnen, schuldig geworden zu sein. Zwar war in seinem Verfahren der Hauptzeuge Adolf Hitler mit seinem Legalitäts-Eid genau derjenige Mann, der den angeklagten Reichswehrleutnants die juristische Basis des Hochverrates wie durch einen Zaubertrick unter dem Hosenboden weg simsalabimte. Aber der lebfrische Leutnant Scheringer rächte sich prompt an seinem Hauptzeugen, indem er ihm und seinem Legalitäts-Prinzip mit keinem Wort glaubte; wie denn? – wenn das Reichsgericht dem Zeugen Hitler seinen Eid glaubte, dann konnte die Verbindung des Leutnants zu den National-Sozialisten auch kein Hochverrat sein, so aber

befand sich Scheringer, wegen Hochverrats verurteilt, in der guten Position, sich mit seiner Ansicht in der besten Gesellschaft zu befinden, mit dem Reichsgericht.

Dieser logische Hopser war die «Ausgangslage» für die Diskussionen Scheringers mit seinen kommunistischen Mithäftlingen in der Festung. Er studierte keineswegs wie A. D. mit dem Eifer eines Gerechtigkeitsfanatikers den roten Preußen aus Trier, Karl Marx, sondern stritt sich mit den in der historisch-materialistischen Dialektik geschulten Kommunisten herum, wer eher geneigt und fähig sei, die nationale Revolution durchzuführen. Daß faktisch eine nationale Revolution auch im internationalen Kommunismus beschlossen liegen konnte, bewies bis zur Evidenz das bolschewistische Rußland. Die Kommunisten waren in dieser Tage und Nächte währenden Diskussion in den Aufenthaltszellen der Festung in der sonderbaren Lage, Scheringer gegenüber die Ernsthaftigkeit des Hitlerschen Legalitätseides stabilisieren zu müssen wie einen rocher de bronce. Schließlich setzten sich die Kämpen der Revolution, gleich welcher Art auch immer, zusammen und formulierten eine Reihe von Fragen, die sich Scheringer von den National-Sozialisten beantworten lassen sollte. Und der Leutnant fuhr in Urlaub, und, da er Hitler selber nicht sofort zu erreichen vermochte, zu Dr. Goebbels, dem unheimlich begabten und fanatischen Propagandisten der Partei, und legte diesem mit verblüffender Promptheit die Fragen vor. Goebbels behandelte den netten, kleinen Leutnant mit aller Bonhomie, die ihm eigen war, also gemischt mit einer bestürzenden Portion gefrorenen Zynismus, dergestalt die ganze bodenlose Verlogenheit einer politischen Taktik enthüllend, die Dr. Goebbels für revolutionär hielt.

Scheringer kehrte mit ausgefülltem «Fragebogen» in die Festung zurück. Ein kommunistischer Abgeordneter verlas die delikaten Äußerungen des Dr. Goebbels zum ungemeinen Vergnügen der Abgeordneten des Reichstages, mit Ausnahme der National-Sozialisten, während Scheringer selber sich in einer öffentlichen Erklärung von der national-sozialistischen Bewegung lossagte, um sich dem Kommunismus in die Arme zu werfen, jedenfalls dem, was er dafür hielt — ein Mann, im Stande, wohl das Lager zu wechseln, niemals aber den Charakter und das Ziel.

Nun aber mußte Scheringer eine Erfahrung machen, die unser A. D. bereits hinter sich hatte: Es war gar nicht so leicht, Kommunist zu werden und es dann auch zu sein. Seit Karl Marx und Friedrich Engels im Jahre 1848 das «Kommunistische Manifest» mit den Worten beginnen ließen: «Es geht ein Gespenst um in Europa . . .» und damit den Eintritt der kommunistischen Bewegung in die Welt ankündigten, schien für jede Macht, nicht nur für jene des Kapitals, in der Tat eine latent gespürte Bedrohung der bislang gültigen Ordnungen eine bestimmte Gestalt angenommen zu haben. Fortan diente der Kommunismus — nicht anders als auf einer weit primitiveren Ebene für die national-sozialistische Bewegung das Judentum —, als Personifizierung jedes nur möglichen Übels. Nicht nur sehr reale Mächte mit bestimmten Zielen, auch ideologische Bestrebungen, die zur Macht gelangen wollten, fanden, wenn sie in leere Räume zu stoßen drohten, oder wenn es galt, Anhänger zu gewinnen, die weniger abstrakten Darlegungen zu glauben geneigt waren als bestimmten, fest umrissenen Figuren, symbolischen Gestalten der Gefahr, fortan im Kommunisten das Allround-Geschöpf der bösen Macht.

Analog dem Antisemitismus entwickelte sich der Antikommunismus dergestalt zu einer Moral, die sichtbar kriminelle Züge trug. Es wurde hier nicht so sehr der Kommunismus, wie im Antisemitismus auch das Judentum in der Substanz geschädigt, sondern die politische Willensbildung der reinen Anti-Bewegung auf ein totes Gleis geschoben, mit der Gefahr, bestenfalls auf einem Puffer zu enden. Sowohl der Antisemitismus wie der Anti-Kommunismus haben die Gefahr einer allgemeinen Bewußtseins-Verschleierung gemeinsam, sie führen zu den gefährlichsten Mißdeutungen der realen Tatbestände. Sämtliche Mächte der zum «System» erstarrten Weimarer Republik fanden, in ihren Kämpfen miteinander verstrickt, schließlich im Kommunismus den einzigen Feind, gegen den ungestraft die Fahnen getragen werden konnten. Im ganzen Reich ging ein Butzemann herumdibum, den zu bekämpfen alleweile niemandem ein politischer Vorwurf gemacht werden konnte. So wehten alle Fahnen plötzlich in einem einzigen Wind. Die wenigen eingeschworenen Kommunisten, die zu allen Zeiten, auch in jenen Jahren der hin- und herbewegten Wählermassen, sich bewußt darauf beschränkt hatten, statt den Aufstand voranzutragen, wozu sich der billigen Gelegenheiten genug boten, sich für den historischen Augenblick der gereiften Revolution zu rüsten, hatten zumindest in den langen Jahren der ständigen Alltagskämpfe unter dem Zwang der Umstände gelernt, strengste Disziplin zu halten und zu fordern. Wer zu ihnen stoßen wollte, mußte wissen, daß ein Bekenntnis nicht genügen konnte, es wurde eine Bewährung verlangt. Der Leutnant a.D. Scheringer, angehalten und beraten, in jenem Sektor zu wirken, den er genau kannte, verfaßte Flugschriften und Broschüren, in denen er sich an seine

früheren Reichswehr-Kameraden wandte, die guten Leute entsprechend aufzuklären. Die von Scheringer so entsetzlich brüskierte national-sozialistische Partei hatte es gar nicht nötig, die Verfolgung des «Abtrünnigen» auf sich zu nehmen; auf Veranlassung der Reichswehr erhob das Reichsgericht abermals Anklage gegen Scheringer, Anklage wegen Hochverrates, und verurteilte ihn erneut und zu einer erheblich längeren Freiheitsstrafe.

Angesichts dieser sich vor seinen Augen abspielenden Vorgänge blieb unserem A. D. nichts anderes übrig, als vor Entsetzen in sich zusammen zu schnurren. Ihm konnte, was da passierte, nur schaden. Ihm konnte auch nur schaden, als ein bekannter deutscher Publizist, jener unerschrockene Carl v. Ossietzky, zu veröffentlichen wagte, was ohnehin jeder auch nur einigermaßen politisch Orientierte schon lange wußte, nämlich die so schrecklich geheime Zusammenarbeit der Reichswehr mit den kommunistischen Russen, eine Symbiose, bei der offensichtlich die Möglichkeit, den Partner zu betrügen, bedeutend mehr auf seiten der Reichswehr lag. Dies perfekte Instrument des Reiches hielt sich stur in den schon so löcherig gewordenen Mantel des Staatsgeheimnisses gehüllt: Auch Herr von Ossietzky wurde wegen Landesverrates verurteilt.

Wenn die Richter des Reichsgerichtes den Eid Hitlers einigermaßen dilatorisch behandelten, so sicherlich in der Annahme, daß es diesem Manne niemals gelingen werde, auf legalem Wege zur Macht zu gelangen. Aber sonderbarerweise gelang ihm genau das.

Im Schatten der Festungsmauern löste der herannahende «Tag der Machtergreifung» eine merkwürdige Zerfaserung der Gemüter und der Gedanken aus. Die unendliche politische

Diskussion kulminierte jetzt um sehr nahe, um greifbar deutliche Situationen und Möglichkeiten. Die Kommunisten wußten genau, was ihnen bevorstand. Die Legalität Hitlers mochte sich auf Wege und Ziele beschränken, bei den Kommunisten werde sie aufhören, das war klar. Der so oft und eindringlich plakatierte kommunistische Aufstand war nicht gekommen, er stand in weiterer Ferne denn je. Mit einem einzigen legalen Federstrich konnte Hitler den Kommunismus in die Illegalität verweisen, wenn er es wollte, und er war nicht der Mann, dies nicht zu wollen und zu können. Den Kommunisten konnte es ziemlich gleich sein, ob sie legal oder illegal zerquetscht wurden, zerquetscht wurden sie, das war klar.

Aber unser A. D.? Er sah und hörte mit tiefer Trauer die Geschichte aus dem Schatten. Aber war nicht jetzt und eben der Schatten seine einzige Schutzmauer? Ganz heimlich und scheu beglückwünschte sich A. D. zu seinem Verhalten. Er hatte sich immer gegen die Behauptung gewehrt, Kommunist zu sein, er hatte jeden Anlaß, dies von ihm vermuten zu können, gemieden wie die Pest. Mit den National-Sozialisten hatte er nichts. Er war ihnen nirgends in den Weg getreten, er hatte während der «Kampfzeit» der National-Sozialisten still und bescheiden im Kittchen gesessen, er hatte sozusagen gefehlt. Nicht, daß er diese Leute mochte, daß er im innersten Herzen nichts gegen sie hätte. Er mochte sie ganz und gar nicht, aber er hatte niemals auch einen Anlaß gegeben, dies von ihm zu vermuten. Still saß A. D. und repetierte Moeller van den Brucks «Drittes Reich», im Glauben, dies Buch könne ihm wesentliche Einsichten vermitteln.

Nun dröhnte auch im Städtchen G. der Marschtritt der SA. Auch hier qualmten am 30. Januar 1933 die Fackeln. Die wahre

Bedeutsamkeit dieses Geschehens aber erfuhr A. D. erst am nächsten Tag.

A. D. hatte bisher im legeren Umgang mit seinen Gefängniswärtern manches freundliche Gespräch geführt. Er glaubte, mit ihnen auf gutem Fuß zu stehen. Am Tage nach der Machtergreifung mußte A. D. zu seinem Erstaunen bemerken, daß dieselben Beamten in SA-Uniformen erschienen. Und mit dem legeren Verhältnis zwischen den Beamten und dem Festungshäftling war nun Schluß. Von jetzt an wurden die Beamten von dem Gefangenen als Vorgesetzte gegrüßt; die Tür der Zelle wurde abgeschlossen, von Urlaub konnte nicht mehr die Rede sein. Auch wurde die offenbar überalterte Festungsbibliothek sogleich erneuert, und A. D. hatte nun Gelegenheit, Adolf Hitlers «Mein Kampf» ebenso aufmerksam zu lesen, wie er «Das Kapital» von Marx gelesen hatte.

Wenige Tage, nachdem in Berlin das Reichstagsgebäude in Flammen aufgegangen war, erschien in der Festung ein Oberregierungsrat und bat als ersten unseren A. D. zu sich. A. D. vermutete, es handle sich um den Nachfolger des nunmehr verabschiedeten alten Direktors der Strafanstalt und empfand es als gutes Zeichen, daß dieser sich sofort um ihn kümmerte. Aber das erste Wort, das dieser Beamte an ihn richtete, lautete: «Sie sind ein unverbesserlicher Marxist!»

Allmählich gewohnt, unvermuteten Angriffen mit einiger Fassung zu begegnen, erwiderte A. D., das zu beurteilen könne der Herr Oberregierungsrat wohl kaum in der Lage sein.

Darauf begann der Beamte, A. D. einige Stellen aus Briefen vorzulesen, die er im Laufe der Haft tatsächlich geschrieben hatte: «Haben Sie dies geschrieben? Ja oder nein?»

A. D., verblüfft, verwies darauf, daß diese Briefe Jahre zu-

rücklägen. Aber da waren Briefe von Stefan Großmann, dem Mitherausgeber des damals weitverbreiteten linksbürgerlichen Wochenblattes «Das Tagebuch», Briefe von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Paul Levi und anderen. «Haben Sie solche Briefe erhalten? Ja oder nein?»

A. D. hatte natürlich solche Briefe erhalten; sie waren Antworten auf seine vergeblichen Bemühungen, seinen «Fall» an die Öffentlichkeit zu bringen. Dann verwies der Beamte darauf, daß A. D. während seiner Haft sich ausschließlich habe Bücher schicken lassen, die «rein marxistisch» gewesen seien – Bücher über die Individual-Psychologie und eine «Kultur- und Sittengeschichte», und dies beweise, daß er sich regelrecht in den Marxismus «hineingefressen» habe. A. D. wagte schüchtern zu bemerken, daß er schließlich auch Moeller van den Brucks «Drittes Reich» gelesen habe; eine Antwort, die der Beamte mit einer Handbewegung aus der Diskussion wischte.

Drei Stunden kämpfte A. D. mit diesem Herrn, der schließlich zusammenfaßte: Seine Untersuchung habe ergeben, daß A. D. noch nicht reif sei für eine Entlassung. A. D. müsse erst noch «geschult» werden, und dies in einer Örtlichkeit, die dazu besser geeignet sei als die Festung. A. D. fragte fieberhaft, mit Schweiß auf der Stirn und sterbenselendem Gemüt: Wie lange könne das dauern? – Das käme ganz auf A. D. an, meinte der Beamte.

Drei Monate ...?

Voraussichtlich länger ...!

Im Höchstfalle ...?

Na, sagen wir ein Jahr ...! – Der Beamte reichte A. D. die Hand zum Abschied: «Viel Glück! Und geben Sie sich Mühe!»

A. D. taumelte aus dem Zimmer.

Das Zimmer hatte eine wohlgepolsterte Doppeltür. Als A. D. die zweite Tür öffnete, sah er dort vier Männer im Braunhemd und mit hohen, schwarzen Stiefeln stehen, Gummiknüppel in der Hand. Sie schlugen A. D. sofort nieder. Dann prügelten sie ihn wieder hoch und trieben ihn prügelnd den Gang entlang. A. D. suchte mit den Armen sein Gesicht zu schützen. Nach sechsundzwanzig Jahren wies A. D. dem Chronisten die noch deutlich erkennbaren Narben an den Händen, Armen und am Kopf vor. Die Männer, die ihn mißhandelten, trugen am Kragen eine Nummer, vermutlich die Nummer ihres SA-Sturmes: die Nummer 33.

Die Männer 33 prügelten also A. D. die Treppe hinunter. So lernte A. D. zum ersten Male die Methode kennen, der er nunmehr weitere zwölf Jahre seines Lebens unterworfen werden sollte: Alle Fortbewegung hatte im Laufschritt zu geschehen. Im Laufschritt und unter Schlägen gelangte A. D. in seine Zelle. Dort wurde A. D. angebrüllt, er habe alle seine Bücher – es waren etwa 250 Titel – in einen großen Waschkorb zu füllen. (Und in sächsischer Verschmitztheit erzählt er noch heute, daß auch die aus der Festungsbibliothek entliehenen Bücher von Adolf Hitler, Alfred Rosenberg und Gottfried Feder in den Korb gerieten.) Diese Last trug A. D. – im Laufschritt und unter Prügeln – in das Kesselhaus der Festung und schob die Bücher in das Feuer. Danach wurde A. D. auf einen Lastkraftwagen gejagt. Und das Auto rumpelte durch die Nacht einem fernen Ziele zu, nach Sonnenburg, einem alten Zuchthaus, das als sogenanntes «Konzentrationslager» eingerichtet werden sollte. Auf dieser Fahrt wurde A. D. nicht geprügelt, denn seine 33er waren müde.

A. D. hatte keine Ahnung, was ein Konzentrationslager war. Dies Los teilte er mit allen, die ins «Kazett» Sonnenburg eingeliefert wurden, unter ihnen viele «politische Gegner» der Nationalsozialisten, insbesondere Kommunisten, aber auch prominente Politiker der linken Parteien, Abgeordnete, Gewerkschaftsfunktionäre, Journalisten und Publizisten. Sie hausten in den früheren Arbeitssälen des einstigen Zuchthauses, die mit nichts ausgestattet waren als mit Bänken und Tischen und Schütten kurzhalmigen und staubigen Strohs zum Schlafen. Sie taten nichts, sie durften nichts tun. Ihre «Umschulung» bestand darin, daß sie jede Bewegung im Laufschritt vollführen mußten. Manchmal stürmten auch nachts die Bewacher in die Schlafräume und trieben die Gefangenen auf die Tische und wieder hinunter, mehrfach und mit Geschrei.

A. D. fand unter seinen Leidensgenossen manchen Mann, der, wie es sich erwies, zu jenen gehörte, die versucht hatten, sich für A. D. einzusetzen. Und er erfuhr, daß seine Charlotte und ihr Vater sich in Sicherheit befanden. Sie waren emigriert, unbekannt wohin.

Er lernte Herrn von Ossietzky kennen, den Mann, der es gewagt hatte, die öffentliche Meinung gegen die Manie der Geheimnisträgerei zu setzen, ein Mitglied der «Liga für Menschenrechte», für deren Menschenrechte nun niemand mehr willens und könnens war, einzutreten. Und er erhielt einen Brief von dem wackeren H. J. – jenem jungen, hoffnungsvollen, idealistischen Freund H. J., der ihm nun schrieb, jetzt werde es fast unmöglich sein, A. D. zu helfen, er, H. J. schäme sich, noch frei zu sein, sich noch frei in einem Lande bewegen zu können, in welchem solches geschähe, nicht bei jenen zu sein, die dächten wie er, und nun mit A. D. vereinigt seien.

Wackerer H. J.! Niemals wieder sollte A. D. von H. J. und seinem späteren Schicksal erfahren.

A. D., gewohnt und gehalten an seinem eigenen Gebot, sich allein zu halten, erlebte den furchtbaren Zwang, niemals, nicht für eine Sekunde, allein zu sein. Der Verlust der Würde, für den einzelnen Gefangenen in der Begegnung mit seinen Bewachern schon schwerer zu ertragen als der Verlust der Freiheit, wurde am allgemeinen Verlust der Würde geradezu zum schlimmsten aller Schmerzen, zur Taubheit aller Gefühle und Empfindungen. A. D. lernte die merkwürdig brennesselhaft stichelnde Kameradschaft der Verlorenen kennen, die es erlaubte, mit kleinen Tricks zu kleinen Vorteilen zu gelangen.

A. D. lernte die kleinen Tricks, die in dieser neuen Welt nützlich waren. Er lernte, sich rechtzeitig eine Eßschüssel zu verschaffen, sich auf dichtere Strohschütten zu wälzen, beim Marsch sich innerhalb des Marschblockes zu schmuggeln. Denn, wenn geprügelt wurde — und es wurde immer geprügelt —, dann bekamen die außen Marschierenden am meisten ab — er lernte also, sich unter dem Schatten einer pausenlosen direkten Bedrohung zu bewegen. Er lernte — und dies kam seinem Charakter sehr entgegen — niemals und unter keinen Umständen aufzufallen.

Nach seinen stärksten Eindrücken während jener ersten Jahre im Konzentrationslager befragt, erklärt A. D. einigermaßen verlegen, daß sich ihm diese Zeit, unter dem Druck der späteren Erlebnisse im Konzentrationslager Buchenwald, sozusagen im Gedächtnis verwischt, verwickelt habe: Er wurde nach einer gewissen Zeit nach Esterwegen im Emsland abtransportiert, in ein Barackenlager, aus dem die Gefangenen täglich zur Arbeit im Moor ausmarschierten. Nach einer langen

Zeit kam er nach Lichtenburg, ebenfalls einem ehemaligen Zuchthaus; Arbeit gab es dort nicht. War er in Esterwegen von SA-Leuten, eine Zeitlang auch von «Grüner Polizei», bewacht worden, so waren seine Wächter in Lichtenburg wiederum ältere Strafvollzugsbeamte, untermischt mit SS-Leuten.

Aber die Jahre im Moor, sie tauchen dann doch bei langen Gesprächen wieder plastisch aus seinem Gedächtnis auf: Sie marschierten in früher Dämmerung hinaus in die graue, nebelige, zähe Landschaft, an grauen, nebeligen, zähen Tagen, die sie, bis an den Bauch im Wasser stehend, verbrachten, bewacht von SA- oder SS-Leuten, die hohe Stiefel bis an den Bauch trugen, indes die «Moorsoldaten» in ausrangierten Militär- und Polizeiuniformen und alten «Gurken» von Schuhen staken. A. D. singt heute noch mit dumpfer Stimme das von Wolfgang Langhoff gedichtete Lied dieser «Moorsoldaten», ein Lied, das sich wie der Wind in den zahlreichen Lagern des Emsmoores verbreitet hatte, und das anfangs von den Bewachern sogar begünstigt, später allerdings verboten wurde.

Die «Moorsoldaten» rückten schließlich ab, als es erfindungsreichen Köpfen hoch droben im Nebel der Führung plötzlich einfiel, daß es den Häftlingen, den Staatsfeinden, den Untermenschen nicht vergönnt sein dürfte, deutschen Boden zur Ernährung für deutsche Menschen zu bearbeiten. Freiwilliger Arbeitsdienst hatte einst mit der Entwässerung und Urbarmachung der Moore begonnen. Nun war der Arbeitsdienst eine staatliche Einrichtung geworden. Er sollte die ursprüngliche Arbeit wieder übernehmen.

In der Tat mußte in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Regierung eine bemerkenswerte Unsicherheit über die Einrichtung der Konzentrationslager geherrscht haben. Die

Idee zu diesen Lagern ist wohl spontan entstanden: «Vorbild» waren in der «Kampfzeit» die Keller der «Sturm-Lokale», in welche die ersten Opfer dieses noch revolutionär empfundenen Bürgerkrieges geschleppt wurden: Folterkeller, von denen zu viel in der Öffentlichkeit gesprochen wurde, als daß sie lange «im Gebrauch» hätten sein können. Erst die Massenverhaftungen nach dem Reichstagsbrand, nach dem Verbot der Kommunistischen Partei und nach dem «Ermächtigungsgesetz», das den vorläufig noch als Revolutionserscheinungen behandelten Einrichtungen eine schreckliche pseudogesetzliche Grundlage gab, ließen die «Konzentrationslager» entstehen, in denen «Umschulung» stattfinden sollte. Ganze Gruppen von Menschen, kurzerhand als «staatsgefährlich» bezeichnet, konnten, seit das «Ermächtigungsgesetz» in Kraft getreten war, systematisch «erfaßt» und «eingeliefert» werden. Es begann mit der «Vorbeugungshaft» von sogenannten Berufsverbrechern, Staatsbürgern, die mehr als dreimal wegen des gleichen Deliktes vorbestraft waren, gleichgültig, ob sie sich mehr oder weniger lange Zeit korrekt verhalten hatten oder nicht.

Dann aber dehnte sich, als diese Maßnahme in der Öffentlichkeit keineswegs auf entschiedenen Widerspruch stieß, der Bereich der «Staatsgefährlichen» unkontrollierbar aus. Es folgten Gruppen, die durch ihre besondere Art innerhalb der Öffentlichkeit niemals großes Interesse beansprucht hatten, wie etwa die «Ernsten Bibelforscher», die Zeugen Jehovas, es folgten etwa die Homosexuellen, die ehemaligen Fremdenlegionäre, die Staatenlosen; es folgten Männer der Katholischen Kirche und der Bekenntniskirche, die sich innerhalb der Evan-

gelischen Kirche nicht bereit fanden, die offensichtliche Farce einer «deutsch-kirchlichen» Bewegung der «Deutschen Christen» zu unterstützen. Und mit jeder neuen Gruppe von Menschen, die «eingeliefert» wurde, ergaben sich neue Möglichkeiten, den Kreis der «Staatsfeinde» auszudehnen.

Die erbarmungslose «Logik» dieses Weges hätte vor der deutschen und ebenso vor der Weltöffentlichkeit nicht verschleiert bleiben können, wenn er nicht von der nationalsozialistischen Regierung Schritt vor Schritt, langsam und nicht ohne propagandistische Vorbereitung, begangen worden wäre. Die Regierung griff ja, nachdem sie einmal zur Macht gekommen war, keine der großen gegnerischen Mächte innerhalb des Staatsgefüges direkt und offen an: Sie betonte — außer im Falle der Kommunisten natürlich, die als erste völlig ausgeschaltet waren — niemals das Grundsätzliche; sie setzte immer bei schwächeren, konkurrierenden Gruppen ein. Sie splitterte die gegnerischen Mächte auf, indem sie die einzelnen, die sich widersetzten, absplitterte. Und es waren die einzelnen, die Widerstand leisteten, nicht die Mächte: Einzelne Gewerkschaftler widersetzten sich und mußten dafür büßen, die Institution der Gewerkschaften selber ließ sich an einem schönen Mai-Feiertag widerstandslos «gleichschalten». Einzelne Priester der Katholischen Kirche standen im Protest, die Kirche selber ließ sich auf Konkordatsverhandlungen ein. Einzelne Generäle und Offiziere der Reichswehr standen auf, die Reichswehr selber schaltete sich ein. Die großen Mächte also blieben in ihren Blöcken verschont, wenn auch nicht in ihrer Substanz.

Innerhalb der nationalsozialistischen «Bewegung» bahnte sich die Perfektion in der Methodik der Herrschaft ganz ähnlich an. Die sich so revolutionär dünkende SA, die unstreitig

ihrem Führer als stärkste Phalanx zur Macht geholfen hatte, verfiel dem Schicksal aller Pseudo-Revolutionäre. Sie konnte als Macht unter der Macht nicht geduldet werden. Ihr Schicksal vollzog sich am 30. Juni 1934. Nun verschwand die SA auch aus den «Konzentrationslagern», und «Grüne Polizei», ein Machtmittel des Staates, ersetzte sie, wenn auch nicht für lange. Als der fast zu mächtige Ministerpräsident von Preußen, Hermann Göring, nun einen Teil seiner Macht, nämlich die Polizei, an den bedeutendsten Vertreter der nationalsozialistischen Gewalt abgeben mußte, an den «Reichsführer SS», Heinrich Himmler, war der erste Akt der nationalsozialistischen Revolution vollzogen.

Dieser Mann – Heinrich Himmler –, um den sich trotz seiner unumstrittenen Schlüsselposition keine Legende bilden konnte, wie etwa um andere bedeutende Polizeimenschen der Geschichte, muß als ein besonderes Phänomen betrachtet werden: als eine höchst seltsame Personifikation des Unmenschlichen. Denn vor ihm versagt jede menschliche Beurteilung wie vor einem perfekten Instrument. Dieser Mann ging sofort daran, die ihm in die Hand gegebene Gewalt von allen Bindungen zu befreien, durch welche die Macht doch sonst ihren Sinn erhält: durch Recht, Gesetz, Moral, Aufgabe. In seinen Händen wurde die Macht zur fessellosen, nackten Willkür. Und die Polizei, als Macht geschaffen und nur denkbar als Instrument der Ordnung des Staates, wurde durch die perfekte Sinnentleerung, wie sie sich sonsthin in ihrer Vollständigkeit in keinem anderen Machtbereich vollzog, zum gleichen unmenschlichen Phänomen, wie es Heinrich Himmler selber war.

Einem solchen Phänomen gegenüber kann die Frage nach der Schuld nicht gerecht sein, denn Schuld und Gerechtigkeit sind menschliche Begriffe. Himmler aber, von dem nach seinem Tode sein einstiger Religionslehrer meinte, er sei sein bester Schüler in der Religion gewesen, ein «braver Bub», und von dem Adolf Hitler kurz vor dem Tode – vor seinem und vor Himmlers Tode – sagte, er sei der größte Verräter aller Zeiten, verstand bis zum Schluß nicht, daß er selber totgeschlagen werden könne wie ein toller Hund. Denn er hat ja allen Ernstes geplant, sich den Alliierten zur Verfügung zu stellen, weil er der einzige Mann sei, der eine Überführung der Gewalt an die Mächte in Ruhe und Ordnung vollziehen könne. Er nahm Gift. Es wäre wohl auch unmöglich gewesen, dies Phänomen der Unmenschlichkeit vor ein menschliches Gericht zu stellen.

In den nachgelassenen Schriften Schillers findet sich der Entwurf eines «Polizeidramas», in dem der tragische Held ein Polizeibeamter sein sollte, der, berufen, das Böse zu verfolgen, dazu gelangen mußte, in allem das Böse zu sehen. Hier war er vorausgespürt, der Polizeibeamte in Perfektion, wie ihn schließlich Himmler verkörpern sollte.

Da Himmler in allem das Böse sah, mußte er alles vernichten, am Ende sogar das von ihm geschaffene Instrument und sich selbst. Er schuf aus seiner SS, die ursprünglich eine kleine Saalschutztruppe war, gebildet aus besonders befähigten Raufbolden, bewußt und unter Anwendung aller ihm erreichbaren Methoden eine «Elite» . . . den kompletten Wirrwarr einer auf der niedrigsten Basis der Diskussion festgenagelten «nationalsozialistischen Weltanschauung» zusammenfassend und verpflichtend – die Elite selber aber an sich selber bindend durch

den Wahlspruch «Meine Ehre heißt Treue», ein grandioser Versuch, jede weitere Diskussion, jede weitere Entwicklung in geistiger Hinsicht also allein in der eigenen Person kulminieren zu lassen. Es war klar, daß somit Himmler mit einem solchermaßen auf perfekt getrimmten Instrument über alle anderen Machtbereiche hinauswachsen mußte, es konnte die Ausdehnung seines Konzeptes keine Grenzen haben außer denen der Natur, welche schließlich Unnatur nicht dulden kann.

Wenn also im Folgenden, das eigentümliche Leben unseres A. D. begleitend, von Schindern und Henkern die Rede ist, so ist nach einem ausdrücklichen Wunsch von A. D. auch da, wo es sich einfach um der Verständlichkeit willen nicht vermeiden läßt, von der SS zu reden, nur an jene Elemente gedacht, denen das Amenschliche des Vorgangs der Auslaugung von ethischen Kategorien wie «Ehre» und «Treue» und «Pflicht» der eigenen Unnatur besonders entgegenkam.

Wir müssen von Buchenwald sprechen und wollen gleich sagen, daß es einen Ort dieses Namens nicht gegeben hatte. Nordwestlich von Weimar erhebt sich der Ettersberg. Goethe pflegte gelegentlich diese höchste Erhebung in der Umgebung der musischen Residenz zu besteigen und unter einer mächtigen Eiche inmitten des Buchenwaldes auszuruhen. Und rund um eben diese Eiche sollte nach dem Willen Himmlers ein Massenlager entstehen, geeignet, Zehntausende von Insassen aufzunehmen.

In einem mächtigen Rechteck wurde der schöne und stolze Buchenwald abgeholzt. Und erst jetzt wurde dieses Stück Erde, das nun durchaus kein Buchenwald mehr war — o List der

Idee! –, Buchenwald genannt. Schon immer von Winden umtost, wurde der freie Fleck hoch droben am Abhang nun zum Fang der Stürme, von eisigkalten Winterwinden, die, von keinem lebendigen Wachstum mehr aufgehalten, auf Stein und Schotter prallten, in den engen Gassen zwischen den Baracken um die Ecken winselten, mit gefährlichem Pfeifen aber tobend auch über jenen großen, vollkommen freien, der Windseite zu leicht geneigten Platz, der als Appellplatz dienen sollte.

Als A. D. mit einer Gruppe von Leidensgenossen aus Lichtenburg in Buchenwald eintraf – es war dies im Frühjahr 1938 –, befand sich das Lager noch im ersten Stadium des Aufbaues. Es standen schon etwa achtzehn Baracken, die von Holzwerken fertig zum Aufbau angeliefert worden waren. Jede Baracke sollte 180 bis 200 Gefangene fassen. Die Bauarbeiten hatten jene ersten Gruppen von Gefangenen geleistet, die anfänglich noch mit ihren Bewachern zusammen in Zelten gehaust hatten. Nun mußten die ersten Steinbauten für Führer und Unterführer, ferner sogenannte «Hundertschaftshäuser» für die Wachmannschaften errichtet werden. Eine weitgeschwungene Postenkette umgab die Arbeitenden. Der endgültige Zaun war noch nicht errichtet. Am Lagertor wurde noch gearbeitet, einem langen, flachen Steinbau, der auf der einen Seite die Blockführerstuben und die Torwache, auf der anderen aber die Arrestbunker aufnehmen sollte. Über dem eigentlichen Tor des dergestalt in der Mitte geteilten Hauses erhob sich der erste und größte Wachturm, auf welchem die Posten vor den Maschinengewehren standen und in dessen Umgang Scheinwerfer und Signalanlagen eingebaut waren. Das schmale Tor selber bestand aus einem stählernen Gestänge, zwischen dessen Stäben in ver-

ziertem Metall der Spruch des Lagers eingelassen war. Er hieß: «Jedem das Seine.»

«Suum cuique» – so lautete einstmals der Helmspruch der preußischen Garde. Und nichts vermag besser die völlige Sinnentleerung der übernommenen Symbole zu kennzeichnen, als an dieser Stelle die Übersetzung dieses Spruches.

Die Steine für den Haus- und Straßenbau kamen aus einem das Lager begrenzenden Steinbruch. In ihm begann die erste Arbeit A. D.'s in diesem Lager. Der Steinbruch war von Posten umstellt. Anfangs gab es noch keine Loren, keine Schienen. Die unten gebrochenen Steine mußten in Mollen auf den Schultern nach oben befördert werden. Berufsverbrecher hatten zu dieser Zeit als sogenannte «Kapos» und Vorarbeiter die unmittelbare Aufsicht über die Arbeitenden. Jede Fortbewegung sollte auch hier im Laufschritt geschehen. Die Steine wurden schließlich auf schwere Eisenkarren geladen, die von den Gefangenen gezogen werden mußten. Dabei mußten diese menschlichen Zugtiere singen. Sie wurden «singende Pferde» genannt. Die unhandlichen, ungefügen Karren drohten immer wieder, den Händen der Ziehenden zu entgleiten. Es war aber den Gefangenen strengstens untersagt, die Knüppel loszulassen, an denen sie zu ziehen hatten. A. D. war noch nicht lange bei dieser Arbeit, als ihm einmal ein Posten die Mütze vom Kopf riß und sie weit wegwarf.

Unwillkürlich wollte A. D. loslassen und seiner Mütze nacheilen. Da zischte sein Nebenmann ihm zu, er dürfe nicht loslassen. A. D. verstand. Am Ausladeplatz angekommen, forderte ihn ein Posten auf, er solle sich seine Mütze holen. A. D. riß, ein wenig theatralisch, aber mit bitterem Ernst, sich das Hemd auf der Brust auseinander und rief, wenn man ihn

«fertigmachen» wolle, so solle man doch schießen, aber gleich und nicht von hinten. Der Posten fuhr mit dem Gewehr hoch, aber ein anderer Posten meinte gleichmütig: «Laß den, der weiß Bescheid!»

Die Posten erhielten für jeden «Fluchtversuch», der durch ihre Tatkraft gescheitert war, drei Tage Urlaub und eine Sondervergütung in Geld, außerdem wurden sie bevorzugt befördert. Der Beweis für einen Fluchtversuch lag immer dann vor, wenn der Häftling im Rücken getroffen war.

Der Nebenmann A. D.'s, der durch seine Warnung das Leben A. D.'s gerettet hatte, hieß Paul Schneider. Er war Pfarrer aus dem Hunsrück und einer der Menschen, die in diesem Lager durch ihr Beispiel zu den Hauptstützen des seelischen Widerstandes wurden. Er ist später ermordet worden, nachdem er vom Bunker aus, in welchem er gefoltert wurde, den auf dem Appellplatz angetretenen Gefangenen Trostworte des christlichen Glaubens zugerufen hatte.

«Kurz nach meiner Überführung von Lichtenburg nach Buchenwald, im März 1938», so berichtet A. D., «wurde ich beim Abendappell durch Aufruf meiner Häftlingsnummer nach ‹vorn› beordert, wo die Schutzhaftlagerführer, der Rapportführer und die Blockführer versammelt waren. Das ‹vorn› war damals nicht das spätere Torgebäude, dieses befand sich zu dem vorerwähnten Zeitpunkt noch im Bau, sondern war jene Schlammstraße zwischen den beiden ersten Barackenreihen auf der rechten Seite des Häftlingslagers, dessen Abschluß seinerzeit eine große Bretterbude bildete, in der provisorisch die Häftlingsküche untergebracht gewesen ist. Im Laufschritt eilte ich nach ‹vorn›, meldete mich beim Rapportführer, der mich neben einer Anzahl Häftlinge aufstellen hieß. Nach einer kleinen Weile wur-

de den ersten vier Häftlingen von einem Blockführer befohlen, den Prügelbock aus einem nahegelegenen Winkel herbeizuschaffen. Währenddessen durften die angetretenen Blocks wegtreten und in ihre Unterkünfte einrücken. Mit einer Liste in der Hand trat der Rapportführer vor die zurückbleibenden und in zwei Gliedern angetretenen Häftlinge und rief nochmals deren Nummern auf. Dann hieß es Nummer so und so vortreten und dieser Nummer wurde verkündet, daß sie mit 25 Peitschenhieben bestraft werde wegen Faulheit, wegen Rauchens während der Arbeitszeit und dergleichen mehr. Entsetzen packte mich, als ich in so unmittelbarer Nähe der Durchpeitschung zusehen mußte und mir klar wurde, was mir bevorstand, ohne zu wissen, wodurch ich mich strafbar gemacht hatte. Als ich vortreten mußte und der Rapportführer meine Bestrafung mit Frechheit und Verhöhnung eines Kommandoführers begründete, wagte ich zu bemerken, daß mir davon nichts bekannt sei. Wütend über meine ‹Frechheit›, die ich eben noch in Abrede stellte, sprangen auf einen Wink des Rapportführers zwei Blockführer auf mich zu, warfen mich auf das Marterinstrument, während andere meine Beine unten festschnallten. Schon verspürte ich auf dem Gesäß den ersten Schlag und mit äußerster Verbissenheit zählte ich laut bis fünfundzwanzig, um nicht weitere Schläge zu erhalten. Danach wankte ich mehr als ich ging zu dem einige Meter entfernt stehenden Schutzhaftlagerführer Weißenborn, von dem unter den Häftlingen folgendes Sprüchlein kursierte:

Gott erschuf in seinem Zorn
den Hauptsturmführer Weißenborn.

Diesem mußte jeder Häftling den Vollzug der Bestrafung melden, und obgleich mir vor Schmerz die Sinne zu schwinden drohten, brachte ich hervor: ‹Grundlos mit Fünfundzwanzig bestraft!› Daraufhin rief er den Rapportführer heran, dem ich nochmals erklärte, daß ich mich einem Kommandoführer gegenüber weder frech noch höhnisch verhalten habe. Zufällig war der SS-Scharführer, der die Anzeige erstattet hatte, anwesend, er wurde gefragt, ob er sich auf mich besinnen könnte, was er verneinte. Hierauf verglich der Rapportführer nochmals meine Nummer mit der auf der Liste stehenden und herrschte mich an: ‹Wie heißen Sie?› Wieder sah der Rapportführer auf die Liste und stellte kaltschnäuzig fest, daß die Nummern übereinstimmten, die Namen dagegen nicht. In einem weiteren Frage- und Antwortspiel wurde dann geklärt, daß ich bei der Einkleidung im vergangenen Februar die Nummer eines Entlassenen erhalten hatte, gegen den die Strafanzeige erstattet worden war, und als dessen Nummernnachfolger hatte ich nun die ‹Fünfundzwanzig› empfangen. Schutzhaftlagerführer Weißenborn hielt sich den Bauch vor Lachen, als sich dies herausstellte, pustend und sprudelnd meinte er zu dem Rapportführer: ‹Dann hat er für das nächste Mal eben Fünfundzwanzig gut›, und zu mir gewandt warf er die Worte hin: ‹Ab ins Revier!› Die Behandlung meines arg malträtierten Hinterteils war bitter notwendig, zwar war meine Sitzfläche nicht aufgeplatzt wie bei einigen meiner Leidensgenossen, aber sie schwoll immer mehr an und die leiseste Berührung bereitete unsagbare Schmerzen. Nahezu 14 Tage lang vermochte ich nur auf dem Bauche zu liegen, ehe es durch Sitzbäder und tägliche leichte Massage gelang, die Blutstauung zum Abklingen zu bringen.

Dieses Vorkommnis brachte mir seitens der Kameraden viel Mitgefühl ein und machte mich einem größeren Kreis bekannt. Vor allem ebnete es wesentlich den Weg zu meiner späteren Kommandierung als Schreiber ins Häftlingsrevier, als dieses vergrößert wurde.»

Es fiel A. D. weniger schwer als vielen anderen seiner Mitgefangenen, sich in die eigentümliche Welt dieses Lagers hineinzufinden. Die langen Jahre seiner Gefangenschaft hatten ihn manches gelehrt: er erfaßte schnell, unter welchen Bedingungen es am ehesten gelingen konnte, zu überleben. Man mußte versuchen, möglichst unbeachtet zu bleiben. Man mußte zugleich aufmerksam auf alles achten, was im Lager vorging.

Der Gesamtkomplex des Lagers unterstand einem Kommandanten, dem auch die Bewachungstruppe unterstellt war, wie der eigentliche «Schutzhaft-Lagerführer», dem Beherrscher des Häftlingslagers. Diesem wiederum war ein Stab von mittleren und unteren Chargen beigegeben: da war der Rapportführer, der Bunkeraufseher, da waren die Aufseher des Krankenreviers, der Effektenkammer, der Wirtschftsbetriebe und so fort. Unteren Chargen war die Aufsicht über die einzelnen «Blöcke» gegeben, sie wurden «Blockführer» genannt.

Das Gros der Bewachungsmannschaften hielt die Postentürme besetzt und bildete die «große» Postenkette um den Arbeitsbereich außerhalb des Häftlingslagers, hatte aber nichts mit der inneren Organisation des Lagers zu tun. Die im Vergleich zur Masse der Häftlinge wenig zahlreichen unteren

Chargen des inneren Lagerbetriebes bedienten sich der Lager- und Blockältesten sowie der «Kapos»; dies waren Häftlinge, die entfernt ähnlich den Kalfaktoren in den Gefängnissen und Zuchthäusern eine eigenartige Sonder- und Zwitterstellung ausfüllten. Sie hatten geradezu stellvertretende Befehlsgewalt, zumindest in den ihnen zugewiesenen Bereichen, in den Häftlingsunterkünften, in den Arbeitskommandos, zu denen auch verschiedene Handwerksbetriebe gehörten. Aber eine wichtige Rolle spielten auch die zahlreichen Verwaltungsschreiber, sowie die zum persönlichen Dienst für die Bewacher bestimmten Häftlinge. Es ergab sich wie von selbst, daß die für den inneren Lagerbetrieb so höchst bedeutungsvollen Stellen vor allem von Kräften besetzt wurden, die einmal gewohnt waren, sich in derartigen Organisationsformen zu bewegen, dann aber auch einen gewissen Zusammenhalt bewahrten — die Berufsverbrecher. Es ergab sich aber ferner auch wie von selbst, daß sich Bewacher und Berufsverbrecher oft recht schnell in einer Art von Ergänzungsprozeß zusammenfanden.

Die Kleidung der Häftlinge bestand ziemlich einheitlich aus blau-weiß gestreiften Drillanzügen. Die einzelnen Kategorien waren durch farbige dreieckige Winkel gekennzeichnet, unter welchen die Häftlingsnummer angebracht war. So trugen die Berufsverbrecher grüne Winkel, die «Politischen» aber rote. Vom ersten Tage an ging der Kampf um die Schlüsselpositionen zwischen den Roten und Grünen, ein Kampf, der zuzeiten hin- und herschwankte, in den letzten Buchenwalder Jahren jedoch dank der illegalen Lagerleitung gegenstandslos wurde. Anfangs aber war es ein Kampf um Leben und Tod. Die größere Gewandtheit, sich in dieser Welt zu bewegen, hatte zuerst den Grünen große Erfolge verschafft; bei den Roten gaben

oft die Sauberkeit der Gesinnung, die höhere Intelligenz und die klarere Zielsetzung die Möglichkeit, zu überstehen. Wer als politischer Häftling bereits die Gefängnisse oder Festungen der Republik kennengelernt hatte, dem waren die Gesetze des Gefangenenlebens vertraut; soweit es sich dabei um Kommunisten handelte, waren sie zusätzlich gewohnt, im illegalen Kampf Disziplin zu wahren. So zeigten sich die Kommunisten als erste befähigt, den Kampf gegen die Grünen auszutragen.

A. D. entdeckte im Lager einige Kameraden, die er aus Lichtenburg, aus Sonnenburg, aus Esterwegen kannte. Sie waren vor ihm nach Buchenwald gekommen und saßen bereits in den spärlichen Positionen, die sie den Grünen hatten abnehmen können. Einer von ihnen, Walter Krämer, ehemals kommunistischer Abgeordneter, saß im Krankenrevier. Er holte A. D. zu sich und beschäftigte ihn im Einverständnis mit dem Lagerarzt und der Lagerführung als Schreiber. Seine schöne, klare und runde Handschrift konnte A. D. über seine Befähigung ausweisen.

Der Kampf zwischen den Grünen und den Roten brachte es mit sich, daß derlei Posten, wenn sie einmal von den «Politischen» eingenommen waren, keine Ruheposten sein konnten; es galt, sie täglich neu zu erkämpfen. In diesem permanenten Gefecht unterlagen die Grünen, also die «Berufsverbrecher», meist eben dann, wenn sie versuchten, ihre Position skrupellos zu eigenem Vorteil auszunutzen. Die Korruption war ihre schwache Seite. Aber die Korruption der Chargen war auch die schwache Seite der Bewacher. Die Grünen, die Vorgänger der Roten im Häftlingsrevier, hatten in dem Rufe gestanden, daß sie kranke Häftlinge nur behandelten, wenn ihnen etwas zugesteckt wurde.

Es war den Gefangenen erlaubt, sich Geld in das Lager senden zu lassen. Die Verwaltung zahlte bis zu 30 Mark monatlich an die Häftlinge aus. Mit diesem Geld konnten sie sich in der Kantine zusätzlich Nahrungsmittel kaufen. Diese Nahrungsmittel wurden von dem Kasino der Bewacher, dem «Führerheim» geliefert, und zwar zu erheblich überhöhten Preisen. Als nach Beginn des Krieges die Lebensmittel immer knapper wurden, zeigte sich, daß der damalige Einkäufer für den Häftlingskrankenbau nicht das erforderliche Geschick besaß, bei den im «Führerheim» Beschäftigten eine Bevorzugung in der Belieferung für die Kranken zu erreichen. So bestimmte der Kapo Krämer A. D. auf Drängen der Kameraden zum Einkäufer. Und A. D. eröffnete für jeden seiner kranken Käufer ein korrekt geführtes Konto und bewerkstelligte nun im Laufe von Monaten die Einkäufe sozusagen «en gros», so daß weder vor noch nach seiner Tätigkeit als «Einkäufer» dieser Krankenbau besser versorgt worden ist.

Inzwischen war das Lager ausgebaut. Ein elektrisch geladener Zaun umgab, mit massiven Wachtürmen bestückt, das eigentliche Barackenlager der Häftlinge, auch die Kasernen für die Bewachungsmannschaften, die Villen für die Lageroffiziere, die Verwaltungsräume für den Kommandanten und die sogenannte «Politische Abteilung» – der Ansatzpunkt für die Gestapo-Leitstellen, deren Tätigkeit das Lager so reichlich mit Insassen belieferte –, fast alle diese Gebäude außerhalb der Lagerumzäunung waren fertiggestellt; zudem war ein neun Kilometer langer Betonweg zur Straße gebaut worden, die von Weimar zum Ettersberg führte. Die Häftlinge hatten ihn angelegt. Er hieß die «Blut-Straße». Hier warnten weiße Schilder mit einem schwarzen Totenkopf und schwarz

gemalten gekreuzten Knochen vor einem Betreten des Lagerkomplexes. Neben der Straße aber verlief – ebenfalls von den Häftlingen gebaut – eine eingleisige Bahnlinie, denn es hatte sich schließlich als notwendig erwiesen, die Transporte zwischen Weimar und dem Lager nicht über allgemein zugängliche Straßen und Bahnen zu führen. In großen Schüben wurden jedesmal, wenn eine Aktion gegen irgendeine Kategorie Menschen durchgeführt worden war, die Transporte in Lastwagen oder auf den Gleisen bis zu einem Schlagbaum gebracht. Von hier aus wurden die Gefangenen mit gellendem Geschrei in das Lager hineingeprügelt; dies Stück Straße wurde der «Karacho-Weg» genannt.

Als nach jener Novembernacht des Jahres 1938, in der mehr verbrannte als die Synagogen, mehr in Scherben ging als die Fensterscheiben, sondern in der das letzte Stück deutschen Ansehens in der Welt in den Schmutz gestampft wurde, als nach jener Nacht unverlöschlichen Brandes schlagartig Zehntausende von Juden über diesen Weg ins Lager geprügelt wurden, warfen diese, von panischem Entsetzen gepackt, alle ihre Habseligkeiten von sich, gleichsam wie um sich von ihrem Schicksal loszukaufen. Der Weg war besät mit Brieftaschen, Geldscheinen, Ringen, Uhren, Pretiosen verschiedener Art. Vorwiegend grüne, also aus Verbrecherkreisen stammende Lagerfunktionäre waren es dann, welche die Verzweifelnden innerhalb der Umzäunung auf dem Appellplatz empfingen, sie in die überstürzt aufgestellten Baracken seitlich des Appellplatzes trieben und der SS beim Auflesen der weggeworfenen Wertsachen halfen. Viele Waschkörbe füllten sich und wurden durch das Eingangstor geschleppt, jedoch nicht, ohne daß sich die grünen Helfer zuvor ihren Beuteanteil gesichert hatten.

Hinterher blieb das der Lagerführung nicht verborgen, und die Grünen spürten sich für eine längere Zeit in ihren Positionen zugunsten der Roten zurückgedrängt. Noch Jahre nach dem entsetzlichen Geschehen hob die SS bei grünen Blockältesten Geld- und Goldverstecke aus.

Mit dem Beginn des Krieges milderten sich, wie viele gehofft hatten, die Zustände im Lager nicht, sie verschärften sich.

Als die ersten Schübe polnischer Menschen im Lager eintrafen, wurden sie im «Rosengärtlein» untergebracht, einem Geviert aus Stacheldraht, in welchem beileibe keine Rosen blühten. Die Polen wurden in ihrer Masse in Zelten untergebracht. 104 Mann aber, von denen die Bewacher sagten, daß sie «Heckenschützen» gewesen seien, wurden dicht beisammen aufgestellt, von Stacheldraht noch einmal eng umzäunt und ohne Nahrung und Wasser den Winden preisgegeben. Nach zwölf Tagen waren alle tot, außer einem, dem es gelang, im Lager unterzutauchen. Es kamen Tschechen, Norweger, Holländer, Belgier, Franzosen, Jugoslawen. Und es kamen schließlich Russen, kriegsgefangene Soldaten der Roten Armee. Ein Pferdestall mit anschließender Reithalle, in welchem die Frau des Kommandanten bei schlechtem Wetter zu reiten pflegte, wurde zu einer primitiv-raffinierten Genickschuß-Anlage umgebaut. Tausende von Russen wurden eben dort «liquidiert».

Die menschliche Phantasie reicht ihrer Natur nach nicht hin, das Unmenschliche zu begreifen; selbst die Forderung, es zu glauben, stößt auf inneren Widerstand, einen Widerstand, der sich sogar einschaltet vor authentischen Bildern und selbst in der Erinnerung an die Vorgänge, besonders wenn sie sich an

namenlosen Massen vollzogen. So sieht sich auch A. D. nicht imstande, über die unbezweifelbaren Geschehnisse, die er miterlebte, plastisch zu berichten. Er lenkt immer wieder ab. Er rettet sich gewissermaßen noch nachträglich in die Gebiete der eigenen Verantwortlichkeit. Ihm hier zu folgen, scheint menschlich.

A. D. erklärt, daß der Zuwachs an Menschen so vielerlei Nationen die Roten vor stets neue Probleme und Aufgaben stellte. Anfangs wurden die Angehörigen der einzelnen Nationalitäten geschlossen in einzelnen Blocks untergebracht. Unter diesen einheitlichen Gruppen ragten bald Männer empor, Führernaturen, die sich erst in dieser fürchterlichen Daseinsnot in das Vertrauen schoben. Mit diesen Männern galt es, Verbindung aufzunehmen; es gelang über alles Erwarten.

Die Roten, also die deutschen «Politischen» aller Parteirichtungen, konnten langsam darangehen, ein geheimes Netz auszubauen. Es bildete sich eine illegale Lagerleitung, deren Existenz streng geheimgehalten werden mußte. Hatten die politischen Häftlinge bislang mit sogenannten «Fünfergruppen» gearbeitet — ein in die Absichten der illegalen Leitung Eingeweihter kannte immer nur fünf andere, mit denen er eng zusammenarbeitete —, so erwies sich nun das System von «Dreiergruppen» als praktischer. Wenn die Bewacher, die sehr wohl eine illegale, führende Macht innerhalb des Lagers ahnten, einen Mitwisser bis zur Grenze des physisch Erträglichen folterten, so war es angebracht, daß er höchstens zwei andere kannte, die mit ihm an einem Strang zogen. Nach und nach überzog sich das Lager tatsächlich mit einem Netz von kleinen Widerstandsgruppen, deren erstes Ziel es war, unmenschlichen Methoden zu begegnen, soweit dies möglich war. Letztes Ziel

war – so unglaublich es klingen mag – ein bewaffneter Aufstand zu gegebener Zeit.

Noch stets entpuppte sich die Masse der Grünen als der gefährlichste Feind. Es gab Schwache und Feige natürlich in allen Lagern, am wenigsten aber unter den Roten und vor allem unter den Blauen (den Bibelforschern und «Zeugen Jehovas», die Mann für Mann eher zu sterben bereit waren, als eine ihrer Überzeugungen zu opfern). Es hieß, die Schwachen und Feigen zu erkennen. Was aber, wenn ein zuverlässiger, ordentlicher, korrekter Mann durch hinterhältige Manipulationen seiner Gegner in Verdacht oder auch nur ins Zwielicht geriet? Einer solchen Intrige der Grünen fiel auch unser A. D. zum Opfer. Dieser Schlag war der Beginn einer Verstrickung, in der er lange Jahre gefesselt blieb, bis weit über das Ende des Lagers hinaus, und die sich heute erst zu lösen beginnt.

Zu den begehrtesten Posten gehörte das Amt eines Pflegers im Krankenbau. Hier hatten die «Politischen» das Übergewicht. Und demgemäß vermuteten die Grünen, die «Kriminellen», nicht zu Unrecht, hier sei das Zentrum ihrer und der SS Gegner. Sie eröffneten den Kampf gegen die vermeintlich führenden Köpfe, indem sie der Lagerführung die Nachricht hinterbrachten, im Häftlingskrankenbau bestünde eine kommunistische Zelle. Auch sollten dort mit Hilfe eines selbstgebastelten Rundfunkapparates Auslandssender abgehört worden sein.

Die Lagerführung schlug sofort zu. Krämer und Peix wurden durch die Lautsprecheranlage «ans Tor» geholt. A. D. sah sie niemals wieder. Kurz darauf wurden auch A. D. und ein anderer Kamerad, Adolf Schwarz, aus dem Krankenbau zum Tor beordert. Am Tor wurde A. D. von seinem Kameraden getrennt und in den Bunker gesteckt.

Der Bunker war ein langgestreckter roher Steinbau, zu dem nur eine Tür links vom Torweg hereinführte. Hinter dieser Tür befand sich das Zimmer des Bunkeraufsehers, eines Mannes, der im ganzen Lager gefürchtet war, selbst von seinen eigenen Kameraden; ein finsterer, verschlossener Mann, einem Mandrill nicht unähnlich.

Ein schweres stählernes Gitter schloß einen dunklen Gang ab, von dem zu beiden Seiten schmale und feste Türen mit Guckloch zu den Zellen führte; links vom Gitter aus waren die fensterlosen, dunklen Zellen ohne Inventar. Der Mandrill beförderte schweigend und mit einem Fußtritt A. D. in eine Dunkelzelle und schloß ab.

Um A. D. war schwarzes Dunkel, absolute Stille. Er wußte nicht, warum er hier sei; er wußte nicht, welches Los seine Kameraden getroffen hatte und ob und wie er es teilen werde. Er verlor jedes Gefühl für Raum und Zeit. Er bekam nichts zu essen. Er war einfach allein. Er wußte nicht, ob dies nun das Ende war: ein einfaches Dahindämmern bis zum Hinüberdämmern, oder ob vorher noch fürchterliche Gewalt an ihm geschähe. Er hatte freilich gehört, daß einer, der in den Bunker kam, noch irgendeinen Wert für seine Peiniger besitze. Sein kleiner Wert konnte vielleicht darin bestehen, daß seine Wächter hofften, von ihm noch Aussagen zu erpressen, die ihnen weitere Opfer in die gnadenlos zudrückende Faust lieferten. Jedermann in jenem verfluchten Lager wußte, daß niemand sicher sein konnte, wie und ob er Torturen bestand. A. D. war gleichwohl fest entschlossen, niemals den Namen eines Kameraden, der verdächtig schien, zu nennen. Und dabei

festigte ihn der Gedanke, daß er so oder so sterben müsse, so oder so unter entsetzlichen Qualen.

Er wußte nicht – und kann es auch heute nur ungefähr berechnen –, wie lange er so in Stille und Dunkel gelebt hatte, als ihn Geräusche belehrten, daß ein zweites Lebewesen zu ihm gestoßen war. Zwei Menschen betasteten sich.

A. D. vermutete mit dem Instinkt des nun seit achtzehn Jahren Gehetzten sofort, es mit einem Feind zu tun zu haben, mit einem vom Feind Gesandten zumindest, mit einem Lockspitzel. Dieser Mann hatte Brot. Denn A. D. hörte ihn kauen. Warum bot er sein Brot nicht an? Wenn es ein Spitzel war, der ihn aushorchen sollte, so würde er doch sein Brot anbieten? Erste leise Worte wurden getauscht. Der Mann war ein Pole, der deutsch sprach. Warum hatte man ihn in sein Verlies gesteckt?

A. D. tastete sich mit Worten vorsichtig an den anderen heran. Als dieser aber erfuhr, daß es A. D. war, der mit ihm sprach, der Einkäufer vom Krankenbau, verstummte er wieder. Der Pole wußte von einem im Lager kursierenden Gerücht, A. D. sei tot.

Sie begannen, wieder miteinander zu sprechen, leise, vorsichtig. Sie betasteten einander das Gesicht. Der Pole kannte A. D. vom Krankenbau. A. D. kannte den Polen nicht und wußte auch nicht, warum er in den Bunker geworfen worden war. Der Pole erhielt Wasser und Brot und mittags warmes Essen. A. D. hoffte insgeheim, sein Bunkergenosse werde ihm davon abgeben. Aber es geschah nicht.

Dann kam der Augenblick, da A. D. hochgerissen und in den Zellengang des Bunkers gestoßen wurde. Es war Tag. Welcher Tag es war, ersah A. D. mit blinzelnden Augen an dem Ka-

lender, der in der Bude des Aufsehers hing, neben dem Wandschrank, zur Seite des schön gemalten Spruches «Meine Ehre heißt Treue», unter welchem die Peitschen hingen, eine Auswahl von Peitschen, langen und kurzen.

Es war ein Mittwoch, als A. D. in den Bunker geholt wurde. A. D. hatte, wie er vermutet, 21 Tage im Dunkel gelebt, ohne Nahrung. Da stand er und blinzelte in die quälende Helle.

Der Aufseher wählte eine Peitsche aus. Es war ein Instrument, das aus vier Peitschen vierkant zusammengebunden war, ein halbsteifer Knüppel. Der Aufseher wendete, während er die Peitsche von der Wand nahm, den Kopf und sagte nur ein Wort: «Gesteh!»

A. D. senkte den Kopf. Er versuchte zu lächeln; er machte eine kleine, demütige Handbewegung; er flüsterte: «Bitte! Was soll ich gestehen? Ich weiß doch gar nichts.»

Der Aufseher holte aus und schlug ihm schweigend den Vierkant über den Kopf. A. D. sackte zusammen.

Er erwachte durch einen Guß kalten Wassers. Er taumelte hoch. Der Aufseher ergriff ihn und schleppte ihn zu dem stählernen Gitter, das den Bunkergang abschloß. Der Aufseher riß A. D. die Arme nach hinten und fesselte sie. Dann hängte er A. D. an dem Gitter auf. Augenblicklich setzte ein scharfer, stechender, bald unerträglich ziehender Schmerz ein, der A. D. fast wahnsinnig machte. Mit kläglicher Stimme schrie er: «Warum tun Sie das?»

Der Aufseher drehte seine Peitsche um und schlug mit dem Knauf auf A. D.'s Schienbeine, die wie aus Watte an dem schmerzverkrümmten Körper baumelten. Aber die Schienbeine waren nicht aus Watte. A. D. versank in einen Ozean von Schmerzen und ertrank in ihm.

Er erwachte im Dunkeln. Ein Mensch bemühte sich um ihn. Aber diesmal war es ein junger tschechischer Student. A. D. wußte nicht, ob er nun wieder in der gleichen Zelle war, in welcher er vorher vegetiert hatte. Er wußte nur, daß er bestanden hatte. Er hatte keinen Namen genannt, er wußte, daß keine Qual imstande sei, ihn zu einem Verräter zu machen. Und er wußte, daß dies auch der Aufseher nun wußte.

Der junge Tscheche sagte, er sei schon einmal im Bunker gewesen. Ihm begegnete A. D. nun ohne Mißtrauen. Er erfuhr, daß der Aufseher jeden Sonnabend durch die Zellen zu gehen und zu kontrollieren pflegte. Wenn er dabei eine Zigarre rauche, sei er erfahrungsgemäß guter Laune. Man könne in solchem Falle wagen, ihn sogar anzusprechen.

A. D. wartete auf seine Chance. Wieder versank ihm die Zeit ins Nichts. Aber dann mußte wohl ein Sonnabend gekommen sein, denn es rasselte an der Tür und die Lampe hoch oben an der Decke flammte auf. Der Aufseher betrat die Zelle, er rauchte eine Zigarre. A. D. nahm allen Mut zusammen und fragte leise, ob ihm eine Frage erlaubt sei. Der Aufseher stutzte, wandte ihm langsam den Kopf zu und knurrte etwas. Doch A. D. fuhr tapfer fort, er bäte um die Auskunft, warum er nichts zu essen bekäme.

Der Aufseher musterte ihn einige Augenblicke, paffte, sah ihn wieder schräge an. Dann rief er den Kalfaktor und brüllte ihn an: «Der Mann kriegt zu fressen, verstanden!»

Wie ein Schatten huschte der Kalfaktor davon, und wie ein Schatten kam er wieder, mit Brot in der Hand. Der Aufseher verließ die Zelle, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Von diesem Zeitpunkt an erhielt A. D. regelmäßig zu essen, mittags sogar warme Suppe. A. D. aß, eine große Erleichterung erfüll-

te ihn: Der Hungertod war ihm anscheinend nicht zugedacht. Welche Todesart aber würde dann für ihn bestimmt sein? Das Grübeln darüber hörte nicht auf. Um eine Probe aufs Exempel zu machen, sprach er den Aufseher am folgenden Sonnabend an und fragte, ob er nach so vielen Wochen in eine «helle» Zelle verlegt werden könnte. Wider Erwarten bemerkte der Aufseher ungewöhnlich mild, eine solche Zelle wäre gegenwärtig nicht frei. Wenige Minuten später wurde er aber doch in eine Zelle gebracht, in der sonst SS-Angehörige in Arrest saßen. Überrascht überlegte A. D., was das zu bedeuten habe. Ja, schon hoffte er, daß er mit dem Leben davonkommen werde.

Ebenso unvermutet, wie er ins Dunkel gestoßen worden war, wurde A. D. dem Licht wieder zurückgegeben. Blinzelnd und taumelnd kehrte er in das Lager zurück, und neben ihm, unvermutet aufgetaucht und blinzelnd und taumelnd, schritt auch Adolf Schwarz, sein Kamerad aus dem Krankenbau. Ihnen entgegen, erschrocken und aufgeregt, eilten die Häftlinge, um die Zurückkehrenden zu stützen. Denn A. D. und sein Kumpan schienen menschlichen Wesen nicht mehr ähnlich. Man sagte ihm, daß er an die sechs Wochen im Bunker gesessen habe. Und er erfuhr, daß Krämer und Peix bereits am zweiten Tag nach seiner Festsetzung hinterlistig erschossen worden waren.

So kam A. D. wieder in den Krankenbau zurück. Er bewegte sich in den ersten Tagen wie abwesend; er konnte dies alles nicht fassen. Er begriff nicht, wieso es ihm vergönnt war, wieder im Krankenbau zu sein, der geheimen Zentrale, wie er wohl wußte, dem Treffpunkt der illegalen Lagerleitung.

Er hatte nicht «gesungen», das wußte er. Aber wußten das auch die Kameraden? Der tschechische Student? A. D. suchte

im Geschäftszimmer dessen Karteikarte heraus und fand seinen Tod verzeichnet. Wie war dieser junge Mensch getötet worden? In den sechs Wochen seiner Bunkerhaft hatte A. D. nie einen Schrei oder andere Geräusche vernommen. Stets herrschte Totenstille. Mußten die Kameraden nicht denken, A. D. habe eben doch «gesungen»? Warum hatten Krämer und Peix den Tod erlitten und nicht er? War es nur Einbildung, die ihn empfinden ließ, als habe sich zwischen ihn und seine Kameraden eine Art gläserne Wand geschoben? Sie waren zu ihm, wie sie immer waren. Aber was dachten sie, was mußten sie denken? Fieberhaft wartete A. D., ob von seiten seiner Kameraden wieder ein Zeichen des Vertrauens käme, ein Auftrag, sei er noch so klein, von der illegalen Leitung, irgendein Zeichen, das ihm gestattete zu glauben, daß zwischen ihm und den Kameraden alles beim alten geblieben war.

Dies Zeichen kam. Einige Tage nach seiner Entlassung aus dem Bunker wurde A. D. zusammen mit einer größeren Anzahl politischer Kameraden zur «Politischen Abteilung» bestellt. Dort fragte ihn ein lagerfremder Mann in Zivil, vermutlich ein Gestapo-Beamter, ob er gesund sei. Sonst nichts. Nach seiner Rückkehr in den Krankenbau berichtete er seinen Kameraden über die geheimnisvolle Vernehmung. Im Krankenbau herrschte darüber große Aufregung. Der Lagerarzt, der zu rückhaltlosem Einsatz für die «Politischen» gewonnen worden war, brachte die Aufklärung der rätselhaften Befragung in der «Politischen Abteilung». Alle Befragten waren für einen Vernichtungstransport nach Bernburg in Anhalt bestimmt, darunter auch A. D.

Das Todesurteil der Lagerführung war der Freispruch der illegalen Lagerleitung.

Das Unbegreifliche ist das Unerträgliche. Dies Unbegreifliche schwebte über allen ferneren Jahren der Gefangenschaft, die A. D. zu erdulden hatte: Bis er in Landsberg, dem amerikanischen Gefängnis, einen Mann traf, dessen Schicksal wiederum auf eigentümliche Weise mit dem seinigen verknüpft war. Dieser Mann war ein hoher SS-Führer gewesen damals, als die unbegreiflichen Dinge mit A. D. geschahen: er hatte als Höherer Polizei- und SS-Führer des SS-Oberabschnitts Werra/Fulda Befehlsgewalt sogar über den Lagerkommandanten von Buchenwald gehabt. Später in Landsberg sprachen die beiden Männer über das, was geschehen war, über die Dinge, die der eine an höchster Stelle, der andere am eigenen Leibe erfahren hatte.

Es war alles ganz einfach gewesen. Es war ungeheuer logisch zugegangen. Vor dem Knäuel der Möglichkeiten hatte A. D. den einfachen Faden nicht zu finden gewußt. Nun also erfuhr er:

Der Lagerkommandant war nicht nur unglaublich korrupt, er war auch luetisch. Das durfte allerdings weder seine Dienststelle noch seine Frau erfahren. Er aber hatte erfahren, daß in seinem Lager auch Spezialisten waren, die ihn behandeln konnten. War er geheilt, so wußte er Mittel und Wege, daß der Mitwisser seiner Krankheit ewig schweigen mußte: Im Krankenbau war Walter Krämer, ein Mann von hoher Intelligenz, der im Laufe seiner langen Gefangenschaft sich mit brennendem Eifer der Heilkunde gewidmet und als Krankenpfleger einzigartige Gelegenheit gehabt hatte, sich mit der Behandlung von Krankheiten jeder Art praktisch vertraut zu machen. Krämer behandelte den Kommandanten und heilte ihn.

Eines Tages kam der Höhere und SS-Polizei-Führer zur Inspektion nach Buchenwald. Es bestanden gewisse Differenzen

persönlicher Art zwischen ihm und dem Lagerkommandanten: Der Höhere Führer wußte zum Beispiel, daß sich der Kommandant mehrfach abfällig über die Abstammung seines Vorgesetzten aus dem Hochadel geäußert hatte. Der Kommandant hatte also einigen Grund, dem Höheren SS-Führer gefällig zu sein. Als er nun erfuhr, daß dieser an den Folgen eines Autounfalles litt, empfahl er seinen trefflichen Heilkundigen, den politischen Häftling Krämer. Der Höhere Führer ließ sich von ihm behandeln und kam mit ihm ins Gespräch. Er wurde sodann nicht nur befreit von seinen Schmerzen, sondern auch von mancherlei falschen Vorstellungen über dies Lager. Seither lag dem Kommandanten noch mehr daran, den unbequemen Zeugen Krämer loszuwerden. Kaum, daß die Denunziation der Grünen eingelaufen war, hatte er die Gelegenheit dazu. Die Verhaftung von Peix, von A. D. und Schwarz war offensichtlich nur Tarnung gewesen; auf Krämer kam es dem Kommandanten an. Es scheint, daß Krämer und Peix, dessen bester Freund, nicht vernommen, sondern sogleich mit einem Lastwagen nach einem Flugplatz gebracht worden waren. Dort bekamen die beiden Häftlinge den Auftrag, umherliegendes Papier aufzulesen. Die Posten waren angewiesen, auf Krämer und Peix zu schießen, sobald diese ihnen den Rücken zukehrten. Wie immer hieß es auch diesmal: «Auf der Flucht» erschossen ...

Von diesem Vorfall hörte der Höhere Polizei-Führer durch den Routine-Bericht. Zwar waren Erschießungen bei Fluchtversuchen nicht außergewöhnlich in jener außergewöhnlichen Zeit. Aber hier fiel dem Polizei-Führer der Name Krämer auf. Den Mann kannte er. Und eins war sicher: Dieser Krämer war viel zu intelligent gewesen, zu einer Zeit, da die deutsche Nie-

derlage nahe war und er sich ausrechnen konnte, daß die Zeit seiner Gefangenschaft nicht mehr allzu lange dauern werde, einen so törichten Fluchtversuch zu unternehmen. Der Lagerkommandant mußte schon Gründe gehabt haben, diesen Mann durch einen privaten Mordakt aus dem Wege zu räumen. Der Höhere Polizei-Führer sandte also einen Untersuchungsrichter der SS. Das Ergebnis der langwierigen Untersuchung war, daß der Kommandant abgesetzt und verurteilt wurde.

Damals begriff A. D. weder die Absetzung des Kommandanten noch verstand er, wieso er selber in den «Bunker» gebracht und daraus auch wieder hervorgeholt worden war. In welchem Grade A. D. wieder im Vertrauen seiner Kameraden stand, erfuhr er mit Beglückung, als es gelang, ihn vor dem Vernichtungstransport zu bewahren und damit vor dem sicheren Tod zu retten.

Im Lager wurde trotz des Krieges mehr denn je gebaut. Immer neue merkwürdige Stationen mußten eingerichtet werden. Die Arbeitskraft des Lagers sollte bis zum letzten Tropfen Schweiß ausgequetscht werden. Außerhalb des Lagerzaunes an der «Blut-Straße» wurden große Werkhallen als Zweigbetrieb der sogenannten «Gustloffwerke» in Weimar errichtet und die Produktion von Waffen betrieben. Ferner ließ das Heereszeugamt Kassel in einer Baracke optische Geräte für die Luftwaffe und U-Boote reparieren. Aber schließlich mußte ein Krematorium gebaut werden mit sechs Verbrennungsöfen und einem großen Leichenkeller. Und endlich wurden Barackenanlagen hergestellt, von denen niemand wußte, welchen Zwekken sie dienen sollten.

Für die illegale Leitung war es von größter Wichtigkeit, auch in diesen Neuanlagen die Schlüsselpositionen der «Kapos» durch Rote einnehmen zu lassen. Um jede einzelne Stellung ging der unterirdische Kampf zwischen Rot und Grün.

Da war zum Beispiel die sogenannte «Isolier-Station», die eingerichtet werden sollte und später die offizielle Bezeichnung «Klinische Abteilung des Hygiene-Institutes der Waffen-SS» erhielt. Wochenlang tappten die Häftlinge im dunkeln, was oder wer da isoliert werden sollte. Aber dem Arztschreiber Rudi Gottschalk schien das eine günstige Gelegenheit, mehrere gefährdete Kameraden der Verfolgung durch die SS zu entziehen. Neben zwei anderen Kameraden schlug er dem Leiter der neuen Station A. D. als Hilfskraft vor. Dieser akzeptierte unbesehen Gottschalks Vorschlag, zumal er A. D. aus seiner früheren Tätigkeit als Lagerarzt in Buchenwald kannte. Die Lagerführung aber, die sicherlich darüber informiert war, welchen Zwecken die Isolierstation dienen sollte, erhob keinen Einwand, vermutlich in der Annahme, die vorgeschlagenen Häftlinge kämen als Versuchsobjekte dahin ... Viele Umstände trafen zusammen, bis A. D. endlich in verhältnismäßiger Sicherheit war: Als «Kapo» in der «Isolier-Station», Block Nr. 46.

Unter den verantwortlichen Ärzten des Lagers war der jüngste und zugleich eleganteste ein Mann, der einen bürgerlichen Doppelnamen führte, Ding-Schuler. Er galt unter den Häftlingen als eine hochbegabte, aber auch von fressendem Ehrgeiz erfüllte Natur. Ihn hatte offenbar seine Tätigkeit im Lager nicht befriedigen können; er meldete sich weg. Aber er kam wieder, diesmal mit einem besonderen Auftrag. Auf seine Anordnungen hin wurde die Isolierstation eingerichtet.

Ende 1941 hatte in Berlin eine Sitzung stattgefunden, in der die Durchführung von Versuchen an Menschen beschlossen wurde. Auf dieser Sitzung war Dr. Ding-Schuler mit der Aufgabe betraut worden, Tests in Buchenwald durchzuführen. Der Krieg im Osten hatte gezeigt, daß die deutsche Wehrmacht gegen einen gefährlichen Feind nicht gerüstet war: gegen die Fleckfieberseuche. Es galt, so schnell wie möglich einen wirksamen Schutzimpfstoff herzustellen. Bislang hatten Versuche an Tieren angeblich keine befriedigenden Ergebnisse gehabt. Jetzt sollten «Kazett-Häftlinge» an die Stelle von Tieren treten.

A. D. arbeitete ahnungslos mit seinem Kameraden Adolf Schwarz als verantwortlichem Pfleger und mit dem gescheiten Buckligen Karl Brauer als Laboranten an der Einrichtung der Isolierstation. Die Isolierstation in Block 46 wurde aus der Verwaltung der SS herausgetrennt, in ihr bestimmte allein Dr. Ding. Dieser Mann hatte den Ehrgeiz, eine «vorbildliche» Forschungsstätte einzurichten. Seine Helfer, das gesamte Häftlings-Funktionspersonal, erhielten die gleichen Sonderrationen in der Verpflegung wie die Versuchspersonen; sie wurden gut untergebracht, waren vom Stehen auf dem Appellplatz befreit. Durch diese handgreiflichen Vorteile hoffte Dr. Ding, deren Vertrauen zu erwerben.

Als die ersten Versuchsreihen anliefen, als von den Pflegern klar erkannt werden konnte, welchen Zwecken die Isolierstation dienen sollte, bemühten sich die Häftlinge, sämtlich «Rote», von dieser Station wegzukommen. Nachdem der Lagerkommandant nach Lublin abkommandiert worden war, hatten sich die Verhältnisse im Lager bezüglich der Gefährdeten wie A. D. und Adolf Schwarz einigermaßen beruhigt. Wieder be-

mühte sich der unermüdliche Häftlings-Arztschreiber Rudi Gottschalk, zu helfen, und nach einiger Zeit gelang es ihm tatsächlich, die beiden «Roten» Schwarz und Brauer nach dem Arbeitslager Watenstedt bei Braunschweig abzuschieben. Im Falle unseres A. D. aber ergab sich eine unerwartete Komplikation. Dr. Ding bestand auf einem politischen Häftling als Ersatz für A. D. Aber kein Politischer wollte als A. D.'s Nachfolger in den mysteriösen Block einziehen.

So überredete also die illegale Leitung, die ihr Zentrum im Krankenrevier hatte, den als zuverlässig erprobten A. D., zu bleiben, mit dem ausschlaggebenden Hinweis, Block 46 sei gerade wegen seines anrüchigen Charakters eine zu wichtige Position, als daß sie den «Grünen» überlassen werden könnte.

A. D. war einem Konflikt ausgesetzt. Blieb er im Block 46, so mußte sein Ruf notwendig leiden. Der Zwang, die Hintergründe seiner Tätigkeit streng geheimzuhalten, mußte alles, was er tat, in verbrecherischem Licht erscheinen lassen. Aber zum ersten Male in seinem Leben hatte A. D. eine Aufgabe. Und es war die schwerste Aufgabe, die einem Menschen gesetzt werden konnte.

Die Häftlinge, an denen die Versuche vorgenommen werden sollten, wurden bis Frühjahr 1943 durch Dr. Ding-Schuler im Einvernehmen mit dem Schutzhaft-Lagerführer und der «Politischen Abteilung» (also der Gestapo) ausgesucht. Ab Sommer 1943 erfolgte die Auswahl ausschließlich durch das Reichskriminal-Polizeiamt in Berlin, welches, da sich in Buchenwald nicht mehr genügend «Geeignete» für die Versuche fanden, Häftlinge aus anderen Lagern nach Buchenwald dirigierte.

Zu den Fleckfieber-Versuchen wurden anfangs Juden, dann nur deutsche Kriminelle bestimmt, und von diesen in erster Linie solche, die wegen Sittlichkeitsverbrechen, Zuhälterei und Brandstiftung vorbestraft waren. Da sich Vorbestrafte auch unter den «Roten» und den «Asozialen», den «Schwarzen», befanden, wurden vereinzelt auch diese Kategorien «herangezogen». A. D. entsinnt sich nicht eines Nichtkriminellen oder Ausländers, der Experimenten unterworfen wurde. Aber da wegen Überfüllung des Krankenbaues auch zahlreiche auf natürlichem Wege an Fleckfieber Erkrankte in die Isolierstation eingeliefert wurden, um dort gesund gepflegt zu werden, verbreitete sich sofort das Gerücht, auch diese seien den Versuchen zum Opfer gefallen.

Ausgesucht wurden Häftlinge im Alter von 18 bis 45 Jahren, entsprechend den Jahrgängen, die als Soldaten im Felde standen.

Die Versuchspersonen wurden im Block 46 untergebracht. Sie erhielten gute Betten und zusätzliche Verpflegung wie Weißbrot, Milch, Diät, bis sie sich in einem guten Kräftezustand befanden. Sie wurden zu keiner Arbeit herangezogen, konnten sich die Langeweile mit Spielen oder Bücherlesen vertreiben und waren absolut der so überaus gestrengen Lagerdisziplin entzogen; sie machten die stundenlangen Appelle nicht mit und waren dem mörderischen Steinbruch entronnen. Nach weiteren vier Wochen, wenn sie also den vorgeschriebenen Ernährungszustand erreicht hatten, wurden sie in Abständen von jeweils fünf Tagen gegen Fleckfieber geimpft. Wenn nach etwa vier bis fünf Wochen der Impfschutz wirksam war, wurden die Versuchspersonen – nachdem mancherlei andere Infizierungsmethoden unter grotesken Umständen ge-

scheitert waren – mit dem Blut eines an Fleckfieber Erkrankten infiziert. Während der Inkubationszeit, die bei Fleckfieber bis zu drei Wochen dauern kann, änderte sich an Verpflegung und Lebenshaltung nichts. Brach die Krankheit aus, wurde ihr Verlauf sorgfältig beobachtet: Die Pfleger waren unter der Oberaufsicht Dr. Ding-Schulers angewiesen, alles zu tun, was zur Heilung beitragen konnte. Dem SS-Hauptsanitätslager in Berlin war deshalb auch befohlen, mit Vorrang die «Isolation» mit Herz- und Kreislaufmitteln, Traubenzucker und so weiter zu versorgen.

Dabei erwies es sich, daß zwei der Schutzimpfstoffe, der eine französischer, der andere polnischer Herkunft, die beste Schutzwirkung besaßen. Beide bewirkten einen leichteren Krankheitsverlauf; nicht ein einziger starb bei diesen Versuchsreihen. Es gab aber auch andere Impfstoffe, die zum Teil, einen, der vollständig versagte. Dieser forderte unter 60 «Fällen» 53 Tote. Dr. Ding-Schuler behauptete, diesen Impfstoff hätte die Feindseite bewußt und in Kenntnis seiner Unbrauchbarkeit der deutschen Wehrmacht in die Hände fallen lassen. Dieses in seiner Entsetzlichkeit unfaßbare Geschehen bewog Dr. Ding-Schuler wieder einmal zu einer Ansprache an das auf das tiefste erregte Häftlings-Funktionspersonal, in der er «seine Leute» und vielleicht auch sein eigenes Gewissen damit zu beschwichtigen versuchte, daß es letzten Endes besser sei, es stürben 53 «Verbrecher» als aber Tausende deutscher Soldaten.

Zweifellos lernten A. D. und seine Kameraden in dieser Isolierstation sozusagen «wissenschaftlich» zu arbeiten. Ihre Karteien, ihre Kurven und Krankheitsgeschichten, die Auswertung der Versuchsreihen, aber auch ihre sich schnell verbessernden Therapiemethoden erreichten einen hohen Grad von Vollkom-

menheit. Dr. Ding-Schuler mußte sehr bald spüren, daß er sich in den Dingen, auf die es ihm ankam, auf seine Pfleger verlassen konnte; es war dies nicht möglich, ohne doch ein gewisses Vertrauensverhältnis herzustellen, welches absolut notwendig war für A. D. und seine Kameraden, um das durchzuführen, was ihr Tun recht eigentlich vor ihrem Gewissen und den Anordnungen der illegalen Leitung rechtfertigte. Dieser ehrgeizige Arzt Dr. Ding-Schuler war durch Leistung zu korrumpieren.

A. D. sagt heute mit einem verschmitzten Lächeln: Jetzt, da Dr. Ding-Schuler tot sei – er verübte 1945 Selbstmord – könne sich A. D. mit Fug und Recht als einen der besten Fleckfieber-Spezialisten bezeichnen, denn A. D. besaß die wohl einmalige Gelegenheit, die Entwicklung der furchtbaren Fleckfieberkrankheit vom Tage der Infektion an zu beobachten und entsprechende Feststellungen zu machen, was keinem Mediziner oder Fleckfieberforscher möglich ist.

Schließlich wurde die Herstellung des französischen Impfstoffes als des besten verfügt. Der polnische Impfstoff war freilich noch wirksamer, aber dieser wurde aus dem Darminhalt von Fleckfieberläusen in einer langwierigen und ungeheuer kostspieligen Prozedur gewonnen. Der französische Impfstoff dagegen wurde aus infizierten Kaninchenlungen hergestellt, die Produktion sofort im Lager Buchenwald aufgenommen. Gelehrte vieler Nationen wurden aus verschiedenen Lagern zusammengesucht und im Block 50 des Lagers Buchenwald beschäftigt. Übrigens hat der Umbau des Blocks 50, wie Dr. Ding-Schuler sagte, etwa eine Million Mark gekostet. Alle dort beschäftigten Häftlinge genossen mit Ausnahme der Verpflegung die gleichen Vorteile wie die in Block 46.

Im einzelnen berichtet A. D. über die «Menschen-Versuche»: «Bei der Planung des Rußland-Feldzuges war auf manchem Gebiet keine Vorsorge getroffen worden. Nicht allein das Fehlen der Winterausrüstung erwies sich als katastrophal, in gleicher Weise kosteten die verschiedenen Arten von Typhus Tausende das Leben. Die vorhandenen Mengen von Schutzimpfstoff reichten nicht aus, um sämtliche Ärzte der Feldlazarette gegen Fleckfieber zu impfen, geschweige das nicht weniger gefährdete Sanitätspersonal und die kämpfenden Truppen. Fieberhaft suchte daher die Sanitätsführung dem Mangel abzuhelfen. In der Eile, die geboten war, glaubte man sich offenbar nicht erst auf langwierige Tierversuche einlassen zu können, und beschloß in einer Sitzung, die gegen Ende des Jahres 1941 in Berlin stattfand, Versuche am Menschen durchzuführen. Mit der Ausführung wurde der SS-Sturmbannführer Dr. Ding-Schuler beauftragt, von dem die Anregung ausgegangen sein mochte, als Versuchspersonen Insassen der Konzentrationslager heranzuziehen. Als ehemaliger KZ-Lagerarzt war er ja mit den Praktiken der KZ's bestens vertraut, vor allem war die Geheimhaltung in einem KZ besser gewährleistet als an einem anderen Ort.

Der erste Versuch an rund 150 Häftlingen begann im Januar und endete im Juni 1942. In der Hauptsache waren Juden dazu bestimmt worden. Nach etwa acht Wochen, in denen je 30 der Versuchspersonen eine dreimalige Schutzimpfung gegen Fleckfieber von vier verschiedenen Herstellern erhalten hatten und in denen sie regelrecht ‹gemästet› worden waren, wurden sie künstlich mit dem Fleckfiebervirus infiziert. Der Präsident des Robert-Koch-Instituts in Berlin, Prof. Gildemeister, kam eigens zu diesem Zweck nach Buchenwald und brach-

te in einer Glasschale die in befruchteten Hühnereidottern gezüchteten Erreger mit. Prof. Gildemeister unterwies kurz Dr. Ding-Schuler im Infizieren und beide lanzettierten dann die Viren in den Oberarm eines jeden Häftlings, während ein Häftlingspfleger über die Impfstelle einen Streifen Leukoplast klebte.

Obgleich die Inkubationszeit bei Fleckfieber bis zu 21 Tagen beträgt, mußte für jede Versuchsperson sofort eine Fieberkurve und ein Krankenblatt angelegt werden, ferner wurde wöchentlich einmal ein Blutbild angefertigt und der Urin von jedem einzelnen untersucht, um festzustellen, ob und welche Veränderungen bereits vor Ausbruch der Krankheit erkennbar waren. So wurde im Blutbild eine sogenannte Linksverschiebung beobachtet und in bis zu 90 % aller Fälle eine mehr oder weniger ausgeprägte Gelbverfärbung der Handinnenflächen und an den Fußsohlen, bevor die Körpertemperatur anstieg und die Versuchspersonen sich unbehaglich zu fühlen begannen.

Dieser erste Großversuch scheiterte, weil die Infizierten entweder überhaupt nicht oder nur leicht erkrankten, so daß ein Vergleich der vier konkurrenzierenden Impfstoffe unmöglich war. Trotzdem wurden in dem Abschlußbericht nach Berlin Zahlen gemeldet, aus denen geschlossen werden mußte, daß der Impfstoff I und II, der von den Behringwerken in Marburg produziert worden ist, völlig untauglich war, während die 3. Versuchsreihe mit einem Impfstoff aus Riga etwas besser abschnitt und die 4. Versuchsreihe mit dem polnischen Impfstoff nach Weigl als beste erschien.

Über das Versagen des Infektionsmodus stellte man allerlei Mutmaßungen an. Einesteils hielt man den Stamm des Erregers für nicht mehr virulent genug, andererseits nahm man

an, daß die Juden, die zum größten Teil aus Polen gebürtig waren, wo das Fleckfieber heimisch ist, bereits einmal an demselben erkrankt gewesen sind und demzufolge gegen Fleckfieber immun waren. Um das Moment der Grundimmunität künftig von vornherein auszuschließen, wurde kurzerhand angeordnet, Angehörige von Ostvölkern zu Fleckfieberversuchen nicht mehr heranzuziehen.

Krampfhaft suchte man weiter nach einer sicheren Infizierungsmöglichkeit. Indessen führte weder eine Infektion durch Varification (Hautabschürfung) noch eine Übertragung der Krankheit durch Läuse zu dem gewünschten Erfolg.

Gegen das Ansetzen von Fleckfieberläusen, die in Käfigen zu je 150 Stück von einem Stabsarzt des Instituts für Fleckfieber- und Virusforschung des Oberkommandos des Heeres in Krakau überbracht wurden, bestand sowohl seitens des Häftlingspflegepersonals wie des Lagerarztes Dr. Hoven wegen der damit verbundenen großen Infektionsgefahr für das ganze Lager eine heftige Abneigung. Als daher Dr. Ding-Schuler plötzlich selbst an Fleckfieber erkrankte und Dr. Hoven als sein Stellvertreter fungierte, nutzte ich diesen Umstand, um Dr. Hoven entsprechend zu beeinflussen. Mit seinem Einverständnis verbrannte ich einfach die insgesamt 30 000 Fleckfieberläuse unter dem Vorwand, das Paraffin, mit dem die Läusekäfige verschlossen gewesen sind, habe sich während des Transportes losgelöst und diese seien dadurch undicht geworden, so daß nichts anderes übrigblieb, als die Läuse samt Käfigen zu verbrennen. Daraufhin sandte das Heeresinstitut in Krakau mit einem anderen Sanitätsoffizier eine zweite Sendung Fleckfieberläuse, der diesmal strenge Anweisung besaß, das Auspacken der Läusekäfige und das Ansetzen derselben

am Oberschenkel der Versuchspersonen persönlich zu überwachen. Da der Offizier die Rückreise mit einem bestimmten Zug antreten mußte, zögerten wir die Vorbereitungen so lange hinaus, daß er das Ende nicht abwarten konnte. Sofort nach seinem Weggang lösten wir die Käfige von den Oberschenkeln und verbrannten sie mit ihrem widerwärtigen Inhalt im Ofen. Infolgedessen konnten sie auch nicht ein zweites und drittes Mal angesetzt werden, wie es befohlen worden war. Es erkrankte deshalb abermals nur ein Teil der auf diese Weise Infizierten, die an sich die natürliche war, und der Krankheitsverlauf war weniger schwer. In dem abschließenden Bericht hierüber an den Obersten Hygieniker der Waffen-SS in Berlin wurde wieder mit falschen Zahlen operiert, und wenn wir Häftlinge hofften, die Versuche durch die lausige Angelegenheit endgültig für immer zum Scheitern gebracht zu haben, so sahen wir uns darin getäuscht.

Inzwischen war Dr. Ding-Schuler wieder genesen und in seiner Rekonvaleszentenzeit hatte er die einschlägige Fachliteratur durchgearbeitet und war dabei unter anderem auf die Geschichte von einem wahnsinnigen türkischen Arzt gestoßen, von dem berichtet ist, wie er eine ganze Anzahl Menschen heimtückisch mit dem Blut von Fleckfieberkranken infizierte. Hiervon angeregt erfolgte nunmehr die Infizierung zunächst versuchsweise durch Einspritzung von hochvirulentem Fleckfieberkranken-Frischblut auf subkutanem Wege, dann intramuskulär, und als das keinen Erfolg zeitigte, ging man zur intravenösen Verabreichung über. Anfangs betrug die Übertragungsmenge 2 ccm, später genügte das Fassungsvermögen einer Kanüle. Bei der Übertragung von Mensch zu Mensch steigert sich ja die Virulenz und die Giftigkeit des

Erregers, um nach sechs bis zwölf Passagen plötzlich jede Wirksamkeit zu verlieren, als habe er sich gewissermaßen verausgabt und so sich selbst ums Leben gebracht.

Nachdem ein sicherer Infektionsmodus gefunden war, erfolgte laufend die Erprobung von Fleckfieberimpfstoff der verschiedensten Herkunft, um auf diese Weise den wirtschaftlichsten und wirksamsten Fleckfieberimpfstoff zu ermitteln. Kein Land Europas ließ man aus, das Fleckfieberimpfstoff produzierte. Es waren das außer den Behringwerken in Marburg: Dänemark, Frankreich, Italien, Polen, Rumänien, Rußland, Lettland, die Schweiz. Ferner wurden mehrere Präparate der IG-Farben AG. erprobt, die diese gegen Fleckfieber entwickelt hatte, wie Nitroacridin, Methylenblau, Rutenol. Sie alle erwiesen sich ebenso wirkungslos wie jenes Mittel, das ein Flottenarzt namens Prof. Ruge unter der Bezeichnung ‹Persicol› herstellte. Lediglich ein polnischer aus dem Inhalt von Läusedärmen gewonnener Impfstoff, nach dem Forscher Weigl genannt, und ein französischer Impfstoff des Pasteur-Instituts aus Kaninchenlungen, den die Wissenschaftler Durand-Giroud entwickelten, zeigten eine hervorragende Wirkung. Beide schützten zwar nicht vor einer Erkrankung, aber sie gewährleisteten einen leichteren Krankheitsverlauf, so daß kein Patient starb. Als dieses Ergebnis feststand, wurde unverzüglich die Produktion des Fleckfieber-Impfstoffes nach dem Durand-Giroudschen Verfahren aufgenommen. Im Durchschnitt wurden monatlich 15 bis 20 Liter dieses Impfstoffes hergestellt.

Neben den Fleckfieber-Experimenten gelangte auch ein Versuch an 40 Häftlingen mit Bauchtyphus zur Durchführung. Ein Prof. Lockemann vom Robert-Koch-Institut in Berlin hatte

ein Heilmittel ‹Otrhomin› hergestellt und die Wirkung desselben wurde erprobt. Auch diese 40 Häftlinge wurden zunächst in einen guten Ernährungs- und Kräftezustand gebracht, ehe die künstliche bzw. unnatürliche Infizierung erfolgte. Die Typhusbazillen brachte Dr. Ding-Schuler aus Berlin in einer Literflasche mit und daraus goß er in 40 Eßschüsseln, die mit Kartoffelsalat gefüllt waren, nach Gutdünken mehr oder weniger der leicht getrübten Flüssigkeit. Kartoffelsalat stand sonst nicht auf dem Speisezettel, und da er in der Häftlingsküche besonders schmackhaft zubereitet worden war, löffelte jeder einzelne mit Genuß seine Schüssel restlos aus. Vermutlich infolge der ungleichmäßigen Verteilung der Typhusbazillen erkrankte der größte Teil nur leicht bis mittelschwer an Bauchtyphus und vier der Versuchspersonen gar nicht. Der wissenschaftliche Wert dieses Experimentes war daher ohne jede Bedeutung und das Todesopfer, das es forderte, schlechthin Mord.

Ferner wurde ein Heilmittel der Madaus-Werke in Dresden gegen Phosphor-Brandbomben-Wunden an vier Häftlingen erprobt. Diese Häftlinge wurden unter Narkose gesetzt und am Unterarm eine Hautfläche mit nassen Handtüchern in der Größe von 5 × 12 cm abgegrenzt. Diese Hautfläche bestrich Dr. Ding-Schuler mit dem Inhalt einer Phosphor-Brandbombe, die über Leipzig abgeworfen worden war, zündete die durchsichtige grünlichschimmernde Masse mit einem Streichholz an und ließ sie abbrennen. Die dadurch entstandenen Brandwunden 2. und 3. Grades am Unterarm wurden bei zwei Häftlingen in der herkömmlichen Weise behandelt und verbunden, bei den beiden anderen die Madaus-Salbe verwandt. Dabei stellte sich heraus, daß die Madaus-Salbe die Brandwunden um eine

volle Woche schneller heilte und fast keine Narbe hinterließ, wie es bei den zwei Kontrollpersonen der Fall war.

Monatelang wurden die Produktionsnummern von Gelbfieber-Impfstoff an jeweils fünf Häftlingen auf ihre Unschädlichkeit hin erprobt, bevor mit ihnen deutsche Truppen in Afrika geimpft wurden.

Ebenso wurde ein Impfstoff-Schema auf seine Verträglichkeit hin geprüft. Oftmals mußte ein Truppenteil aus der Kampfzone herausgezogen werden, um die Soldaten gegen die verschiedensten Infektionskrankheiten zu impfen, was mitunter Monate beanspruchte. Das neue Schema sah dafür nur 14 Tage vor. Die Erprobung an einigen Dutzend Häftlingen zeigte, daß es unbedenklich durchgeführt werden konnte.

Außer den üblichen Impfreaktionen kam es in keinem Fall zu einer ernsthaften Erkrankung oder gar Todesfall.

Insgesamt wurden in Buchenwald rund tausend Menschen Experimenten unterworfen, wobei etwa 100 Menschen ihr Leben lassen mußten.

Außer allen vorgenannten Versuchen waren noch solche mit Hepatitis epidemica, Gasbrand und Tetanus beabsichtigt. Es gelang mir aber, Dr. Ding-Schuler zu überreden, die Durchführung derselben für Buchenwald abzulehnen. Ich machte ihm klar, daß die vorhandenen Räumlichkeiten dazu nicht ausreichten, daß es immer schwerer sei, Hilfskräfte zu bekommen, das durchschlagendste Argument jedoch war meine Frage, ob er an Gasbrand oder Wundstarrkrampf sterben wolle, nachdem er beim Fleckfieber am Tode vorbeigekommen sei.»

A. D. gelang es in der Tat, mit Dr. Ding-Schuler in eine Art Vertrauensverhältnis zu gelangen, das darin gipfelte, daß dieser merkwürdige Mann und Arzt freimütig über seine Motive mit A. D. sprach. Dieser Mann war der uneheliche Sohn eines Arztes in der kleinen sächsischen Stadt Grimma, eines offenbar sehr lebfrischen Freiherrn von Schuler, der eine ganze Reihe von unehelichen Kindern in die Welt gesetzt hatte. Ding litt unter dem eingebildeten Makel seiner unehelichen Geburt; er unternahm vielerlei Versuche, um den Namen seines Vaters tragen zu können. Sein Name Ding war der seines Adoptivvaters, eines Leipziger Großkaufmannes.

Der ehrgeizige, nicht nur in landläufigem Sinne hübsche Mann mit den guten Manieren hatte gehofft, durch seinen Beitritt in die SS – die Eliteformation des Hitlerregimes – Verständnis für seine privaten Bestrebungen zu finden, zumal Himmler gelegentlich von einem «Neuadel aus Blut und Boden» träumte. Es gelang Dr. Ding-Schuler, in die unmittelbare Nähe des Reichsführers der SS zu gelangen und diesem von seinen geheimen Sehnsüchten zu sprechen. Himmler zeigte volles Verständnis für die Hoffnungen des jungen Mannes und wies ihm eine Möglichkeit, sich die Erfüllung seiner Wünsche durch Bewährungsproben zu verdienen. Dr. Ding-Schuler war sich vollkommen klar über die zweideutige Position, in die er sich in den Augen der Ärzteschaft der ganzen Welt durch seine Versuche an lebenden Menschen begab, aber sein sonderbar gesteilter Ehrgeiz war offenbar stärker als die ethische Forderung, die einst Hippokrates an die ärztliche Berufung stellte.

Ganz abgesehen von den Möglichkeiten, die sich A. D. unter diesem Vorgesetzten und den Umständen boten, im Sinne der

illegalen Leitung des Lagers zu wirken – etwa bestimmte Personen, bis zu zehn und zwanzig je Versuch, wegzulassen – abgesehen also von derartigen Taten, vermochte A. D. seine Position in verzweifelten Fällen entscheidend zu nutzen.

A. D. hatte sich in solchen Fällen von Bedeutung Aufzeichnungen gemacht. Hier seien diese wiedergeben:

«Im Winter 1943/44 wurden eines Tages vier russische Kriegsgefangene in Block 46 eingeliefert. Diese waren vom Reichssicherheitshauptamt in Berlin angefordert worden und kamen aus verschiedenen Stalags (Kriegsgefangenenlager) nach Buchenwald. Wie Ding-Schuler bemerkte, handelte es sich um zum Tode Verurteilte; sie sollten wiederholt flüchtig geworden sein und dabei Diebstähle, Einbrüche und Raubüberfälle ausgeführt haben. Durch Arthur Gadzinski, der über russische Sprachkenntnisse verfügte, versuchte ich, von den Kriegsgefangenen eine Bestätigung dieser Angaben zu erhalten. Aus ihren Worten ging hervor, daß einzelne tatsächlich bis zu sieben Malen geflohen und wieder festgenommen worden waren. Auf die Fragen, wovon sie auf der Flucht gelebt hätten und was das Ziel ihrer Flucht gewesen sei und ob sie nach der Wiedereinbringung bestraft worden wären, erklärten sie übereinstimmend, es sei ihnen durchweg von Landsleuten, die sie vielfach als freie Arbeiter in Deutschland antrafen, weitergeholfen worden. Nach ihrer Wiedereinlieferung in ein Stalag mußten sie viele Wochen lang gefesselt in Dunkelarrest zubringen. Von einer Verurteilung zum Tode besaß nach meiner vorsichtigen Sondierung in dieser Richtung keiner eine Ahnung. Alle vier machten einen sympathischen, intelligenten Eindruck. Nach dem Dienstgrad befragt, bezeichneten sich einer als Leutnant, zwei als Feldwebel und einer als Unteroffizier.

Die Einlieferung von Kriegsgefangenen in Block 46 war ein ungewöhnliches Ereignis und erregte deshalb ein um so größeres Aufsehen bei den politischen Häftlingen im Lager. Sofort erkundigten sich bei mir Mitglieder der illegalen Lagerleitung, was man mit diesen Kriegsgefangenen vorhabe, und forderten mich auf, alles daranzusetzen, um sie am Leben zu erhalten.

Einen Tag nach der Einlieferung der Kriegsgefangenen in Block 46 erschien in den Abendstunden SS-Sturmbannführer Dr. Ding-Schuler in Begleitung der SS-Hauptsturmführer Dr. M. und Dr. W., dieser nach Dr. Ding-Schuler ein Spezialist des Mord-Dezernates der Berliner Kriminalpolizei. In einer Aktentasche brachten sie Hunderte von Luminal- und Atropin-Ampullen mit. Sie verlangten das Apothekerhandbuch zwecks Feststellung der zulässigen Höchstdosierung und kamen überein, je zwei der Kriegsgefangenen das Siebenfache der im Apothekerhandbuch als Höchstdosis bezeichneten Menge Luminal beziehungsweise Atropin zu injizieren.

Die Durchführung erfolgte in Gegenwart der beiden SS-Hauptsturmführer, die beide entsicherte Pistolen in den Manteltaschen für den Fall eines Widerstandes bereithielten. Hinterher wies Ding-Schuler den Saalpfleger an, für jede Versuchsperson eine Fieberkurve anzulegen, halbstündlich die Körpertemperatur zu messen, die Pulsschläge zu zählen, die ‹Patienten› unausgesetzt zu beobachten und alle Wahrnehmungen genauestens aufzuzeichnen. Danach verließen die drei den Block 46. Ich suchte sofort den Krankenbau auf, um dort einige Kameraden von dem Geschehenen zu unterrichten und mit ihnen zu beraten, was dagegen unternommen werden könnte. Von dem Wissen und der Überlegung ausgehend, daß

Luminal auf den Organismus lähmend, Atropin dagegen erregend wirkt und die Wirkung des einen Giftes durch nachträgliche Verabreichung des anderen möglicherweise neutralisiert wird, wurde beschlossen, den verzweifelten Rettungsversuch zu wagen.

Den Saalpfleger entfernte ich unter dem Vorwand, ihn für zwei Stunden abzulösen. Zusammen mit Arthur Gadzinski ging ich dann ans Werk. Der Erfolg war überwältigend. Die mit Luminal Vergifteten wurden allmählich unruhig, die mit Atropin ruhiger. Nach etwa anderthalb Stunden boten alle vier den gleichen Anblick: Sie atmeten tief und schwer, wälzten sich im Bett umher, fuhren mit den Händen in der Luft herum oder versuchten, das Bett zu verlassen. Später kam es zu unvorstellbar starken Schweißausbrüchen.

Bei einem Kontrollgang um Mitternacht deutete nichts mehr auf den vorausgegangenen stundenlangen Kampf um Leben und Tod hin. Alle schliefen friedlich in ihren Betten. Der nächste Morgen zeigte normale Temperatur und Puls, nur fühlten sie sich sehr matt und begehrten, weiterzuschlafen.

Als Ding-Schuler und seine beiden Begleiter im Laufe des Vormittags nachschauen kamen, vermochten sie es nicht zu fassen, die Kriegsgefangenen lebend vorzufinden; sie führten das Wunder schließlich darauf zurück, daß Angehörige von ‹Naturvölkern› eben widerstandsfähiger seien als Westeuropäer. Ding schien jedoch diese Erklärung nicht zufriedenzustellen. Nachmittags sprach er mit Arthur Gadzinski und mit mir darüber und fragte, ob wir etwa irgendwie ‹gemogelt› hätten, was wir entschieden verneinten. Innerlich aber frohlockten wir: einmal über die geglückte Rettung, zum anderen hatten wir ja eine Erfahrung gemacht, über die wir spä-

ter zum Nutzen der medizinischen Wissenschaft berichten wollten.

Leider erlebten wir am darauffolgenden Tag eine niederschmetternde Enttäuschung. Die armen Kerle wurden nicht in das KZ-Verhältnis überführt, wie wir im stillen gehofft hatten und wie es mit zahlreichen anderen Kriegsgefangenen geschehen war, sondern sie wurden ‹ans Tor› befohlen – dort nahm sie der Arrestaufseher in Empfang, und im Bunker oder im Krematorium erlitten sie doch noch einen gewaltsamen Tod.

Einige Zeit später, im Spätsommer des Jahres 1944, suchte mich eines Nachts der Mithäftling Heinz Baumeister im Block 46 auf und sagte mir, im Lager befände sich ein Häftling, dessen Leben durch die SS unmittelbar bedroht sei und der unbedingt gerettet werden müßte. Da Baumeister sich weigerte, mir zu sagen, um wen es sich handelte, verhielt ich mich ablehnend und verwies ihn mit seinem Anliegen an das Häftlingsrevier. Um mich geneigter zu stimmen, sprach er hierauf unter anderem von mehreren tausend Pfund Sterling als Belohnung, was mein ursprüngliches Mißtrauen noch steigerte. Ich erwiderte ungehalten, auf einer solchen Basis sei mit mir überhaupt nicht zu verhandeln. Wenn sich ein Mensch in Todesnot befindet, dann werde ich helfen, ohne nach materiellen Vorteilen zu fragen. Aber niemand könne mir zumuten, in meiner ohnehin gefährlichen Situation mein Leben für jemand zu riskieren, dessen Namen man mir vorenthalte; jedenfalls müßte ich den Mann erst selbst einmal kennenlernen, um beurteilen zu können, ob und wie Hilfe möglich sei. Außerdem könne ich ohne das Häftlingsrevier bekanntlich niemanden in

Block 46 aufnehmen; es gäbe also Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, und deshalb sei es doch am besten, er wende sich an Busse oder Kipp vom Häftlingsrevier. Nein, wandte Baumeister ein, das Häftlingsrevier könne die Sache gegenwärtig nicht übernehmen, ich sei der einzige Mann im Lager, der dazu in der Lage sei und über den erforderlichen Mut verfüge.

Nach einigem Hin und Her hielt es Baumeister für geraten, mir reinen Wein einzuschenken. Er erzählte von einer Gruppe alliierter Offiziere, die in das Lager eingeliefert und von denen bereits eine Anzahl liquidiert worden seien. Um einen Offizier dieser Gruppe handle es sich. Von der Anwesenheit alliierter Offiziere im Lager hatte ich bis dahin nichts gewußt. Zuletzt schied Baumeister von mir mit dem Versprechen meiner Hilfsbereitschaft, sofern außer Eugen Kogon, in dessen Auftrag er gekommen war, niemand etwas erfahre.

Verabredungsgemäß brachte am nächsten Abend ein Stubendienst von Block 17, wo die Offiziere untergebracht waren, einen Häftling im Zebra-Anzug nach Block 46. Inzwischen hatte ich den Stationsschreiber Arthur Gadzinski und den Laboranten Jan Schalker ins Vertrauen gezogen, da ich das Geheimnis auf die Dauer doch nicht vor ihnen hätte bewahren können. Überdies besaßen diese beiden perfekte englische Sprachkenntnisse, die mir fehlten.

An diesem Abend fungierte, weil der Pole Gadzinski gerade abwesend war, der Holländer Schalker als Dolmetscher. Durch diesen richtete ich eine Reihe Fragen an den Häftling über seinen Namen, Alter, Herkunft, Beruf und erfuhr, daß er ein englischer Oberstleutnant namens Dodkin sei und in Paris durch Verrat eines Franzosen von der Gestapo verhaftet worden war. Dann ließ ich ihm sagen, daß ich ihm helfen wolle,

wenn er genau meine Weisungen zu befolgen bereit sei; er müsse gegen jedermann strengstes Stillschweigen bewahren und dürfe vor allen Dingen keinen Augenblick vergessen, daß von nun an die geringste Unvorsichtigkeit auch meinen sicheren Tod herbeiführen müsse. Dodkin dankte erleichtert mit festem Händedruck und versicherte, er habe unbegrenztes Vertrauen zu mir; ich könne mit ihm machen, was ich wolle.

Um die Aufnahme durch das Häftlingsrevier zu erreichen, mußte eine Fleckfiebererkrankung vorgetäuscht werden. Zu diesem Zweck verabfolgte ich Dodkin im Oberarm unter die Haut mehrere hundert Einheiten «Peryfer», das künstlich die Erzeugung von Fieber hervorruft, ohne sonst zu schaden, und empfahl ihm, sich am nächsten Morgen bei seinem Blockältesten krank zu melden, über heftige Kopfschmerzen, große Mattigkeit und Gliederschwere zu klagen, er werde dann sicher zum Häftlingsrevier geführt, wo ich mich gegen neun Uhr gleichfalls einfinden werde.

Am nächsten Morgen schaute ich zur verabredeten Zeit wie zufällig in den Behandlungsraum für innere Krankheiten, und sogleich erblickte mich ein holländischer Häftlingsarzt, mit dem ich flüchtig bekannt war. Er bat mich, ich möge mir doch einmal einen Patienten ansehen, dessen hohes Fieber ohne andere erkennbare Symptome Fleckfieber vermuten lasse. Pro forma untersuchte ich Dodkins Augenlider, ließ mir die Zunge zeigen, betrachtete die Handflächen, fühlte den Puls, ließ fragen, ob der Patient Läuse gehabt hat; das wurde bejaht. Danach hielt auch ich Fleckfieber für möglich und erbot mich, den Verdächtigen in Block 46 zu behandeln. Froh, einen Fall los zu sein, stimmte der holländische Arzt zu, und nach Erledigung aller Aufnahmeformalitäten nahm ich Dodkin mit nach Block

46, der berüchtigten Fleckfieber-Versuchsstation, die außer von Dr. Ding von keinem SS-Mann betreten wurde. Dort übergab ich Dodkin einem Pfleger zur Einbettung.

Bei der Visite am darauffolgenden Morgen berichtete mir der Pfleger, der Patient sei fieberfrei und entwickle einen außerordentlichen Appetit. Ich tat höchst erstaunt und äußerte nach Abschluß der Untersuchung, dann hätte ich mich eben geirrt; doch sollte Dodkin zur weiteren Beobachtung vorläufig im Bett bleiben.

Zwei Tage später meinte der gleiche Pfleger, übrigens ein ‹Sicherungsverwahrter›, Dodkin habe bestimmt kein Fleckfieber, er fühle sich frisch und munter wie ein Fisch im Wasser. Beiläufig erkundigte ich mich, was der Pfleger für einen Eindruck von Dodkin habe, und sagte ihm, uns fehle ein Kurvenzeichner, vielleicht eigne sich Dodkin dafür. Dodkin bestand natürlich die Prüfung als Kurvenzeichner vorzüglich, und ich veranlaßte seine Verlegung zu mir in das obere Stockwerk des Gebäudes.

Kurz darauf drängten Kogon und Baumeister im Verein mit Gadzinski auf die Hereinnahme von zwei weiteren Offizieren. Dagegen hatte ich stärkste Bedenken. Ein einzelner erregt wohl weniger Aufmerksamkeit, aber drei Personen müssen beim Pflegepersonal den Verdacht erwecken, daß hier etwas nicht mit rechten Dingen zugeht.

Trotzdem holte ich auch den Hauptmann Stephane Hessel und den Leutnant Harry Peuleve noch nach Block 46, weil ich schließlich verstehen konnte, daß es für Dodkin unerträglich sein mußte, vielleicht als einziger von seinen Kameraden gerettet zu werden. Ich beschloß vorsorglich, den unsicheren Kantonisten unter dem Pflegepersonal scharf auf die Finger zu

sehen, um einen Vorwand für ihre Entlassung aus der Isolierstation zu finden und sie nach und nach durch neue Kräfte zu ersetzen. Auch diese Aktion wickelte ich erfolgreich ab, wobei ich mir freilich manche neue Feindschaft zuzog.

Eines Sonnabendvormittags wird plötzlich vom Häftlingsrevier telephonisch angefragt, ob sich ein Häftling Peuleve in Block 46 befinde und ob dieser vernehmungsfähig sei. Ich bejahe die erste und verneine kurz entschlossen die zweite Frage. Zugleich bitte ich, erfahren zu dürfen, wer diese Auskunft verlange. «Die politische Abteilung», erhalte ich zur Antwort. Aha, denke ich, jetzt wird es ernst.

Ich bin äußerst beunruhigt. Sofort informiere ich Hessel, der fließend Deutsch spricht, und setze mich mit Kogon in Block 50 in Verbindung. Kogon, der mir schon die ganze Zeit in den Ohren gelegen hatte, den Leiter der Station, Dr. Ding-Schuler, einzuweihen, was mir zu riskant erschien, empfiehlt mir nochmals dringend, es endlich zu tun. Währenddem kommt Dr. Ding-Schuler nach Block 46 und fragt nach einem Häftling Peuleve.

Ich erkläre ihm, dieser liege in bedenklichem Zustand danieder. Dr. Ding-Schuler will Peuleve sehen. Ich führe ihn in einen der im Erdgeschoß liegenden Säle und weise auf einen fremden Franzosen, der unlängst von einem Kölner Transport mit Fleckfieber eingeliefert worden war. Er war nicht bei Bewußtsein. Gemeinsam kehren Dr. Ding-Schuler und ich nach oben zurück. Dort versuche ich, Dr. Ding-Schuler auszuforschen, was mit diesem Häftling sei: die «Politische Abteilung» habe sich bereits gleichfalls nach ihm erkundigt. Dr. Ding-Schuler erwidert: «Der Häftling ist ein englischer Offizier und soll exekutiert werden.» Man könne doch nicht einen

schwerkranken Menschen exekutieren, entgegne ich. Darauf bemerkt Dr. Ding-Schuler, es seien heute bereits eine Anzahl exekutiert worden, und der Vollzug sei versehentlich schon durch Funkspruch nach Berlin gemeldet. Deswegen pressiere es nun dem Kommandanten. Ich schweige und überlege fieberhaft. Ding entgeht nicht, daß mich innerlich etwas beschäftigt. Er fragt, was ich auf dem Herzen hätte. In denke an Kogons Drängen und wage in meiner Not, zu bekennen, was ich getan habe.

Zu meinem Erstaunen und zu meiner größten Erleichterung zieht Dr. Ding-Schuler nicht sofort die Pistole, wie ich halb und halb erwarte, sondern nimmt mein Geständnis auffallend gelassen hin, nennt mich einen «Teufelskerl» und fragt, ob ich schon mehr solche Sachen gemacht habe. Das bejahe ich nunmehr freimütig. «Und was soll jetzt geschehen?» fragt Dr. Ding-Schuler. Ich bitte ihn, bei der Kommandantur vorstellig zu werden und auf den angeblich schwerkranken Zustand des Deliquenten hinzuweisen. Nach kurzer Überlegung erklärt sich Ding dazu bereit. Bevor er geht, wünscht er aber die drei Offiziere zu sehen. Ich eile in den Nebenraum, in dem ich sie verborgen halte, unterrichte sie rasch von Dr. Ding-Schulers Wunsch und stelle sie ihm vor. Dr. Ding-Schuler spricht zunächst Englisch, dann Französisch zu ihnen, weil er diese Sprache besser beherrscht; ich vermag aber diesem Gespräch nicht zu folgen. Am Schluß verabschiedet sich Dr. Ding-Schuler von den dreien mit einem Händedruck. Hinterher äußern sie sich hochbefriedigt zu mir und glauben, es sei viel gewonnen. Ich bin skeptisch. Dr. Ding-Schuler kann und wird sich nicht exponieren.

Nach einiger Zeit kommt Dr. Ding-Schuler vom Komman-

danten zurück und sagt mir, er habe keinen Aufschub erreichen können, Peuleve werde nachmittags abgeholt. Jetzt frage ich Dr. Ding-Schuler, was ich tun soll. Dr. Ding-Schuler weiß keinen Rat. Er geht nachdenklich im Raum auf und ab, plötzlich verläßt er den Block 46 mit dem Bemerken, ich solle zusehen, wie ich meinen Kopf aus der Schlinge ziehe – er wisse von nichts.

Natürlich verständige ich die drei wieder und nehme Rücksprache mit Kogon. Es sind für uns alle überaus nervenaufreibende Stunden. Peuleves Haltung ist bewundernswürdig; er ist zwar totenbleich, gibt sich aber ruhig und gefaßt.

Zwischen zwei und drei Uhr nachmittags werde ich vom Blockpförtner an den Stacheldraht-Eingang von Block 46 gerufen. Dort steht ein geschlossener Kraftwagen mit zwei SS-Unterführern. In dem einen erkenne ich den SS-Hauptscharführer Fricke, der früher bei der «Politischen Abteilung» war. Ich melde mich vorschriftsgemäß zur Stelle. Fricke verlangt die Herausgabe Peuleves. Das sei unmöglich, bedaure ich, der Häftling liege im Sterben. Ich bitte Fricke, mit in den Block zu kommen, um sich davon zu überzeugen. Aber dieser Block wird wegen der Seuchengefahr von der SS peinlichst gemieden. Fricke berät sich mit seinem Kollegen, dann befiehlt er zu meiner Überraschung, ich solle den Häftling auf eine Bahre legen und heraustragen lassen. Ich wende erschrocken ein, die Bahre finde in dem Wagen ja gar keinen Platz. Die beiden schätzen die Größenverhältnisse des Wagens – dann steigen sie ein und fahren wortlos davon. Ich laufe nach oben und berichte. Dodkin, Peuleve, Hessel und der Stationsschreiber Gadzinski schöpfen neue Hoffnung. Aber ich dämpfe ihre Zuversicht: So leicht läßt die SS kein Opfer aus ihren Fängen.

Gegen vier Uhr erscheint der SS-Hauptscharführer Wilhelm vom Häftlingsrevier und läßt mich durch den Block-Pförtner auf die Straße vor Block 46 holen. Wilhelm kenne ich schon seit dem Jahre 1939 als einen im Grunde umgänglichen Mann. Ironisch frage ich ihn, was mir die Ehre seines hohen Besuches verschaffe. Wilhelm erwidert zögernd, er sei gesandt, den Häftling Peuleve — zu exekutieren. Ich nehme allen Mut zusammen und sage: «Aber Herr Hauptscharführer, warum wollen Sie Ihr Gewissen mit einem Mord belasten? Der Mann stirbt ja ohnehin!»

Offensichtlich ist Wilhelm von dem Wort «Mord» peinlich berührt, außerdem mache ich ihn darauf aufmerksam, so etwas könne in Block 46 nicht ohne Zeugen geschehen.

Wilhelm denkt nach. Dann fragt er zögernd, wann meines Erachtens der Häftling sterben werde. «Das kann morgen, übermorgen sein, das weiß ich nicht», antworte ich. Langsam wendet sich Wilhelm und spaziert gemächlichen Schrittes in seinem weißen Mantel mit der Tabakspfeife im Munde den Weg zum Häftlingsrevier hinunter.

Verborgen hinter den Gardinen am Fenster stehend, hatten mich die drei Offiziere und Gadzinski bei dem Gespräch mit Wilhelm beobachtet. Ich bin müde, abgespannt und voller Sorge. Unterdessen muß Wilhelm dem leitenden Lagerarzt, Dr. Schiedlauski, Meldung erstattet haben. Das Telephon klingelt. Eine mir unbekannte Stimme befiehlt mich ins Häftlingsrevier zu Dr. Schiedlauski. Dieser verlangt von mir Auskunft, wann nach meiner Ansicht der Häftling Peuleve sterben werde. Ich gebe ihm den gleichen Bescheid, den ich Wilhelm gegeben

hatte. Darauf fordert er von mir sofortige Meldung an ihn persönlich, wenn Peuleves Tod eingetreten ist . . .

Der Sonntag, der Montag vergehen; jeden Tag werde ich zu Schiedlauski zitiert. Ich bin ganz verzweifelt.

Am Dienstag, kurz nach dem Mittagessen, hat der Franzose, der annähernd das gleiche Alter besitzt wie Peuleve, ausgelitten, ohne vorher wieder zur Besinnung gekommen zu sein. Da ich befürchte, Schiedlauski wolle den Toten sehen und könne Vergleiche mit einem Photo anstellen, melde ich den Tod mehrere Stunden später, da ich sicher bin, daß sich Schiedlauski nicht mehr im Lager befindet.

Gleichzeitig trage ich dafür Sorge, daß die Leiche noch in der Nacht im Krematorium verbrannt wird. Als Schiedlauski am Mittwochmorgen im Häftlingsrevier seinen Dienst antritt, findet er auf seinem Schreibtisch die Totenmeldung von Peuleve vor. Im Laufe des Vormittags begibt er sich nach dem Leichenhaus des Krematoriums und soll recht enttäuscht gewesen sein, als er erfuhr, die Leiche wäre bestimmungsgemäß sofort verbrannt worden, da eine ansteckende Krankheit vorgelegen habe.

Peuleve aber lebte von nun an unter dem Namen des verstorbenen Franzosen Marcel Seigneur. Der Personalienaustausch ging verhältnismäßig einfach vor sich. An Stelle der Krankenkarteikarte des Marcel Seigneur gab ich im Geschäftszimmer des Häftlingsreviers die von Harry Peuleve ab, wo ahnungslos alle weiteren Formalitäten erledigt wurden.

Weit schwieriger war die Wiederholung der Manipulationen für Dodkin und Hessel. Beide saßen verständlicherweise wie auf Kohlen. Jeden Tag konnte ja auch für sie der Exekutionsbefehl eintreffen, und die Aufregung nach dem Erlebten steckte

uns allen tief in den Gliedern. Wiederum nötigten mich alle Eingeweihten daher, das Erforderliche schnellstens zu tun. Das war aber leichter gesagt als getan. Zwar waren zufällig in letzter Zeit viele Fleckfieberkranke zur Einlieferung gelangt, doch hatte bei den meisten die Behandlung guten Erfolg, und bei den wenigen letal verlaufenen Fällen konnte ein Austausch wegen zu großen Unterschiedes im Alter und in der Größe nicht vorgenommen werden. Es vergingen infolgedessen eine Reihe von Tagen, ehe ich Dodkin und Hessel einen Zettel zu überreichen vermochte, auf dem die neuen Personalangaben vermerkt waren, damit sie sich dieselben fest in das Gedächtnis einprägten und an ihrer Kleidung die Nummern und Abzeichenwinkel auswechselten. Im Falle Dodkin geschah es an dem Tage, da der Exekutionsbefehl für ihn eintraf, was Dr. Ding-Schuler, der sich nicht mehr um die Offiziere gekümmert hatte, zum Anlaß nahm, Dodkin besonders zu beglückwünschen.

Im Lager, wo man in politischen Kreisen das Schicksal der Offiziersgruppe aufmerksam verfolgte, löste das «Ableben» von Peuleve, Dodkin und Hessel aufrichtiges Bedauern aus. Namentlich der Blockälteste von Block 17, Otto Storch, zeigte mir gegenüber ein abweisendes Wesen und glaubte, ich hätte es bei der Behandlung an der nötigen Sorgfalt fehlen lassen. Um so erstaunter war ich, als er mich eines Tages wieder ansprach, wobei er mir auf die Schulter schlug und sagte: «Du hast da aber ein Ding gedreht . . .!» Ich fragte ihn, was er meine, und ich war entsetzt, als er mir strahlend erzählte, er habe Dodkin vor ein paar Tagen am Block 46 die Treppe herabgehen sehen. Natürlich behauptete ich entschieden, er müsse sich irren.

Aufgeregt und verärgert kehrte ich aus dem Lager nach

Block 46 zurück, wo ich die drei Offiziere abermals ermahnte, um Gottes willen ja nicht leichtsinnig zu werden. Auch Kogon unterrichtete ich davon, denn wenn auch von Storch nichts zu befürchten war: es durfte kein Gemunkel im Lager entstehen, von dem die Lagerführung erfahrungsgemäß durch ihre Spitzel stets Kenntnis erhielt. Kogon hatte es schon für zweckmäßig erachtet, Peuleve und Hessel in einem Außenlager untertauchen zu lassen. Jetzt gab es kein Zögern mehr. Mit Kogons Einverständnis suchte ich den Kapo der Arbeitsstatistik auf und bat ihn, zwei Franzosen, die in Block 46 beschäftigt seien, in einem Außenkommando unterzubringen, beide seien durchaus grundanständige Kerle, ich könnte sie aber nicht mehr länger in Block 46 halten. Wenige Tage später brachte ich Peuleve und Hessel vorsichtshalber selber zu einem abgehenden Transport nach Schönebeck bei Magdeburg.

Das gleiche geschah später mit Dodkin, der nach Rehmsdorf bei Zeitz als Hilfskraft für das dortige Häftlingsrevier ging. Dodkin war das wenig angenehm. Er fühlte sich im Block 46 geborgener, aber er verschloß sich nicht der Einsicht, daß im Interesse aller über die ganze Sache etwas Gras wachsen mußte. Wir versprachen ihm, wenn er sich in Rehmsdorf nicht hinreichend «wohl fühlte», ihn zurückholen zu lassen. Beim Abschied erklärte er mir, daß er nicht Dodkin heiße, sondern Forest Yeo-Thomas.»

*

Soweit die Aufzeichnungen A. D.'s, jene Episoden aus seiner Haft im Konzentrationslager betreffend, die sich später wiederum als entscheidend für sein Schicksal herausstellen sollten.

Eines Tages – es mochte der Wehrmachtsbericht nicht be-

sonders erquicklich gelautet haben – fragte Dr. Ding-Schuler unseren A. D., wer nach dessen Meinung wohl den Krieg gewinnen werde. A. D. erwiderte sofort mit strahlender Miene: «Wir!» Dings Antlitz leuchtete auf: «Wir?» Aber A. D. lächelte von allen seinen Lächeln das Verschmitzteste, er deutete mit dem Finger auf seinen roten Winkel auf der Brust und wiederholte beziehungsreich: «Wir!» Ding-Schuler verstand. Er blickte trübe drein.

A. D. begriff die Situation dieses Mannes: Der hatte, zusammen mit den geretteten Möbeln, der Wäsche und der Kleidung aus seiner ausgebombten Wohnung in Berlin, die nach seiner Meinung im Isolierblock am sichersten aufbewahrt seien, auch ein Rundfunkgerät mitgebracht. Im Zimmer A. D.'s konnten fortan die Nachrichten abgehört werden, auch die der Feindsender. In die Isolierstation kam die SS nie, A. D. war in der Lage, nicht nur Dr. Ding-Schuler zu informieren – der es nicht wagen konnte, in seiner Wohnung Feindsender einzustellen – wie auch die illegale Lagerleitung.

Fortan konnten die Entschlüsse der illegalen Leitung durch die politischen Ereignisse in der Welt mitbestimmt werden. Schon hatte die Häufung der Fliegeralarme gemahnt, an die kritischen Tage zu denken, in denen die Haltung der Bewachungs-SS gegenüber den Häftlingen umschlagen mußte, zum Besseren, oder, wie anzunehmen war, zum Üblen, wobei es schwer war, sich vorzustellen, inwiefern sie noch übler werden konnte, als sie schon war. Ja, es gab Fliegerangriffe nicht nur auf die deutschen Städte, sondern auch auf das Lager selbst, wobei die alliierten Bomber sich freilich bemühten, nur die Baulichkeiten außerhalb des Zaunes in Schutt und Asche zu legen. Obwohl innerhalb der Umzäunung nicht eine einzige

Bombe fiel, hatten die Angriffe aus der Luft doch viel Bitteres im Gefolge. Bei dem Fliegerangriff auf den Bereich der Lagerkommandantur wurden Hunderte von Häftlingen, die in den Industriewerken arbeiteten und zu deren Schutz keine Vorkehrungen getroffen waren, getötet oder verletzt. Lebensmitteltransporte, die nicht mehr durchkamen, fielen ohne Ersatz aus. Der Hunger, bis dahin eine Art Strafmaßnahme, verschärfte sich. Gleichzeitig trafen immer mehr Häftlinge ein.

Es gab daneben auch «Todestransporte», die das Lager selbst nicht berührten, sondern sofort in die Keller neben dem Krematorium geschleust wurden. Die sture Bürokratie und das merkwürdig verfitzte ökonomische Denken der Lager-SS sorgte nicht nur dafür, daß dann den Toten die Goldzähne ausgebrochen wurden: jedes Kleidungsstück wurde sorgsam registriert, das nun durch den Zerreißwolf zerkleinert und dann der Textilindustrie als Material zur Erzeugung neuer Stoffe zugeführt wurde.

Nach dem 20. Juli 1944 konnte A. D., wenn ihn der Weg zur Effektenkammer führte, fast neue Hosen betrachten, die zum Teil mit den ponceau-roten Streifen der Generalität, zum Teil auch mit den himbeerroten Streifen des Generalstabes geschmückt waren. A. D. konnte sich ausrechnen, daß seine Kameraden vom gleichen Jahrgang, mit dem Patent von 1923, jetzt wohl der Generalität angehören mußten. Am 18. August 1944 aber wurde auch der Führer der Kommunistischen Partei Deutschlands, Ernst Thälmann, vom Zuchthaus in Bautzen, wo er bis dahin gefangengehalten wurde, nach Buchenwald gebracht.

Ein polnischer Häftling, der zur Gruppe der im Krematorium arbeitenden Gefangenen gehörte, konnte so schnell, wie

es befohlen war, nicht dem Befehl, daß er sofort die Krematoriumsanlage mit den anderen zusammen zu verlassen habe, folgen: er bemerkte, daß er schon abgeschnitten war, und versteckte sich. Er sah, wie sich das Tor zum Krematoriumshof öffnete, wie aus einem Wagen ein einzelner Mann in Zivil sprang und, getrieben von SS-Bewachern, in den Hof trat, direkt auf die Schütte zu, die vom Hof in den Leichenkeller unter den Verbrennungsöfen führte. Hinter dem Tor aber hatten sich zwei SS-Leute postiert, die nun den Mann, einen muskulösen Mann mit glattem, rundem Kopf, in dem der polnische Häftling den Kommunisten Ernst Thälmann zu erkennen glaubte, mit einer Salve aus Maschinenpistolen erschossen und den Zusammensinkenden sofort durch die Schütte in den Leichenkeller stießen. Die Leute aus dem Wagen traten hinzu, begutachteten die schnelle Arbeit, und der polnische Häftling hörte, wie die fremden SS-Leute den beiden Henkern erzählten, daß es sich bei diesem Manne um den «deutschen Kommunistenhäuptling» gehandelt habe.

Im Lager versammelten sich die kommunistischen Häftlinge in der Nacht zu einer Totenfeier, im Keller der Effektenkammer. Der Kommandant erfuhr davon. Es wurden neue Terrormaßnahmen gegen das Lager, insbesondere gegen die kommunistischen Häftlinge, eingeleitet. Offiziell aber wurde verkündet, Ernst Thälmann sei bei einem Fliegerangriff der alliierten Bomber ums Leben gekommen.

In den ersten Monaten des Jahres 1945, als die Feinde von West und Ost gleichmäßig stark auf die sich zerfasernden deutschen Fronten drückten, mußte erwartet werden, daß baldige Beschlüsse über das Schicksal der Häftlinge entscheiden würden. Eines Tages kam Dr. Ding-Schuler zu A. D. und for-

derte ihn auf, ihm behilflich zu sein, alle Unterlagen über die in der Isolierstation ausgeführten Versuche zu vernichten. A. D. mußte dem Arzt Stück für Stück des Materials, das sich zu Haufen angesammelt hatte, zureichen; dieser steckte die Akten und Tabellen in den Ofen, stocherte erregt in der Asche und prüfte schon verbrannte, aber noch im Stück erhaltene Papiere, ob sie noch lesbar seien. A. D. versuchte, mit leisem Bedauern dem Arzt klarzumachen, daß mit diesen Aufzeichnungen schließlich doch auch die Resultate der Forschung, die, wenn sie nun einmal ermittelt waren, doch trotz der angewandten Methoden für die internationale Wissenschaft von einigem Wert sein konnten. Doch Dr. Ding-Schuler war wie besessen von dem Gedanken, es dürfe von seiner Tätigkeit nicht das geringste Indiz übrigbleiben, und forderte nachdrücklich auch die Herausgabe des Geheimtagebuches, welches A. D. vorsorglich versteckt und in dem er eifrig in langen Nächten studiert hatte. A. D. mußte auch das Geheimtagebuch hergeben. Dr. Ding-Schuler steckte es in den Ofen und versicherte, es sei strenger Befehl, alles zu vernichten, was jemals gegen die Tätigkeit in der Isolierstation zeugen könne. Auf einen dunklen Blick A. D.'s hin begriff der Arzt, daß sein Gehilfe sofort kombiniert hatte, damit sei also auch sein eigenes Todesurteil beschlossen, und in ein fürchterliches Schweigen hinein gab schließlich A. D. diesem Manne zu verstehen, daß dann auch der Arzt, daß auch der Mann, auf dessen Initiative hin und unter dessen Führung die Versuche unternommen worden waren, in den Vernichtungsbefehl eingeschlossen sei. Aus dem ganzen Verhalten Dr. Ding-Schulers wurde A. D. klar, daß der Arzt, der genauso gefährdet war wie sein Gehilfe, versuchen werde, ihrer beider Leben zu retten. Tatsäch-

lich bemühte er sich fortan, in allen Fällen, wo er nun den Häftlingen behilflich sein konnte, dies auch zu tun, aber er stand derart unter dem Schatten der eigenen Angst, daß es eigentlich immer A. D.'s Initiative war, die ihn bewog, den einen oder anderen Schritt zu unternehmen; A. D.'s Initiative nach Direktiven der illegalen Leitung, die nun darangegangen war, tatsächlich einen Aufstand des Lagers vorzubereiten.

Für die illegale Leitung war es klar, daß die mit so schwerer Schuld beladene SS des Lagers sich bis zum letzten Augenblick alle Möglichkeiten vorbehielt, die eigene Haut zu retten oder alles in den eigenen Untergang mitzureißen. In den letzten Stunden vor der Befreiung durch die immer näher heranrükkende Front der amerikanischen Truppen mußte sich das Schicksal der Häftlinge entscheiden. Schon langten Häftlingsströme aus anderen Lagern an, die bedroht oder schon genommen waren. Es blieb fraglich, ob eine Evakuierung des Lagers Buchenwald noch möglich war. Allmählich hatten sich im Lager kleine Waffenbestände angesammelt, die sich in den Händen der Roten, der politischen Häftlinge also, und der ausländischen Häftlinge befanden. Die Waffen stammten vornehmlich aus den Rüstungsbetrieben, in denen die Häftlinge arbeiteten.

Es gelang deutschen Formationen, den Vormarsch der Amerikaner bei Eisenach für etwa eine Woche aufzuhalten. Innerhalb dieser Woche begann der fürchterliche Kampf zwischen SS und illegaler Leitung in Zug und Gegenzug. Häftlingsgruppen wurden evakuiert, aber neue stießen in das Lager. Gruppen, die schon evakuiert waren, mußten zurückkehren; die SS hielt eisern die Disziplin aufrecht, der Terror wuchs, er wurde aber offenbar blind.

A. D. hörte im Auftrag von Dr. Ding-Schuler atemlos die Nachrichten ab, die davon Kunde gaben, daß der Vormarsch der Amerikaner im Raum von Eisenach wieder aufgenommen worden war. A. D. meinte, nun sei es aber Zeit für Dr. Ding-Schuler. Und Dr. Ding-Schuler entschloß sich. Er verabschiedete sich von A. D., sogar mit einer gewissen Rührung. Er ging. A. D. mußte nun daran denken, wie er sich ohne seinen SS-Vorgesetzten einrichten sollte. Er war schon im Begriff, sich zur illegalen Leitung zu begeben, da sah er Dr. Ding-Schuler vom Tor her zurückkommen. A. D. machte erschrocken dem Arzt Vorwürfe: Nach einer alten Gefangenenregel geht ein Mann, der sich schon verabschiedet hatte und nun doch noch einmal zurückkehrte, in sein Unglück.

Dr. Ding-Schuler erklärte, warum er noch einmal umgekehrt sei. Am Tor war er beim Rapportführer eingekehrt, und der hatte ihm eine Liste gezeigt, auf der er an zweiter Stelle den Namen A. D.'s erblickt hatte. Als er sich vorsichtig erkundigte, erfuhr er, daß ein Häftling eines Außenlagers, ein gewisser Duda, der vorher längere Zeit in der Isolierstation gearbeitet hatte, einen Fluchtversuch unternommen habe. Der Mann war wieder geschnappt worden und hatte in seiner Angst nicht weniger als 46 Namen von Häftlingen genannt, die nach seiner Behauptung einer illegalen Verschwörung angehörten. Offenbar war Duda der fürchterlich irrtümlichen Hoffnung erlegen, er könne durch diese Angabe sein Leben retten. Er wurde sofort hingerichtet, der Liste mit den Namen aber wurde der Befehl hinzugefügt, die dort genannten Häftlinge unter allen Umständen sofort zu erledigen.

Dr. Ding-Schuler wollte A. D. retten. Aber auf die Frage, was nun zu geschehen habe, zuckte der Arzt zurück, erklärte,

er könne nicht mehr tun als warnen. Nun müsse A. D. selber zusehen, wie er sich fünf Minuten vor Zwölf rette. Und damit ging Dr. Ding-Schuler endgültig. Am Ende seines Weges stand übrigens der Selbstmord.

A. D. eilte zur illegalen Leitung. Die Hiobspost schlug ein wie ein Blitz. A. D. wußte auch nicht mehr, als daß sein eigener Namen auf der Liste stand. Aber die sture Bürokratie der SS ermöglichte das weitere: Auf dem üblichen Wege gelangte eine Liste mit 46 Namen an die Häftlings-Schreibstube mit der Weisung, die dort genannten Häftlinge hätten beim nächsten Morgenappell an Schild 2 anzutreten. An Schild 2 wurden gewöhnlich Häftlinge zwecks Entlassungsbefragung durch die «Politische Abteilung» bestellt. Inzwischen hatte der illegale Apparat gearbeitet, und in der Häftlings-Schreibstube erwartete man mit Spannung, ob der Rapportführer eine Liste mit 46 Namen schicken oder ob die 46 Häftlinge beim nächsten Morgenappell durch den Lautsprecher aufgerufen würden. Alles atmete nun auf, als die Liste kam und man endlich wußte, wer die 46 waren. Es handelte sich größtenteils um «alte Lagerhasen», jene Garde, die schon seit langen Jahren inhaftiert waren und als Mitglieder Widerstandsgruppen angehörten.

Sofort wurden alle auf der Liste aufgeführten Häftlinge benachrichtigt. Es wurde beschlossen, daß diese «untertauchen» mußten. Sie traten beim Appell nicht an; sie verschwanden. Niemand kam zum Schild 2. Anfragen vom Tor konnte der Lagerälteste nur mit dem Hinweis beantworten, die einzelnen Zettel mit dem Befehl seien von der Schreibstube routinemäßig auf die einzelnen Blocks überbracht worden. Wo die genannten Häftlinge geblieben seien, sei unbekannt.

A. D. versteckte sich zunächst zusammen mit Otto Kipp,

dem zweiten Revierkapo, Arthur Gadzinski und Jan Schalker unter einer Baracke im Häftlingskrankenhaus. Sie rissen den Dielenboden auf und ließen in einer ‹Häftlingspflegerstube› sich hinunter, bewaffnet mit Eisenstangen. Hinterher wurden die Dielenbretter wieder festgenagelt, so daß nichts zu erkennen war.

Unterdes ging das Tauziehen zwischen SS und Lagerleitung hin und her. Die SS ordnete Evakuierung an, die Blocks traten an, und einzeln mußten die Häftlinge an den Bewachern vorbeimarschieren. Da es sich bei den auf der Liste Bezeichneten ausschließlich um alte, den Bewachern durchaus bekannte Häftlinge handelte, glaubten die Blockführer, ihre Leute auf jeden Fall erkennen zu können. Aber so viele auch vorbeimarschierten, die zum Tode Verurteilten waren nicht dabei.

Am meisten aber wurden die Bemühungen der SS gestört durch die pausenlosen Luftalarme. Die Bewacher setzten eine Suchaktion nach der anderen an, aber kaum eine konnte wirklich gründlich durchgeführt werden, weil immer wieder die Sirenen heulten und alles Leben innerhalb wie außerhalb des Lagers erstarb.

Für A. D. bestand die besondere Gefahr, daß nun, da Dr. Ding-Schuler verschwunden war, die Isolierstation, der sagenhafte Block 46, der für die SS bislang verboten war, nunmehr Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit werden mußte. Die KZ-Bewacher hatten eine feine Witterung für Leute ihrer Kaste, die sich dem der SS allgemein zugedachten Schicksal zu entziehen suchten: Ein Mann wie Dr. Ding-Schuler hatte von seinen «Kameraden» keine Gnade zu erwarten.

Von ihrem Versteck aus horchten die vier Häftlinge unab-

lässig angestrengt nach draußen, ob Ungewöhnliches vorgehe. Nach unzähligen Stunden bemerkten sie tatsächlich eine sonderbare Unruhe. Plötzlich wurden in der zweiten oder dritten Nacht über ihnen die Dielen losgerissen, und sie glaubten schon, sie wären in ihrem Versteck entdeckt worden. Durch die Öffnung aber erschien der Kopf des Häftlingspfleger-Kameraden, der sie davon unterrichtete, das ganze Lager würde evakuiert; er selbst mache sich zum Abmarsch fertig und er könne sich infolgedessen nicht mehr um sie kümmern. Daraufhin beschlossen die vier Todeskandidaten, dieses Versteck zu verlassen und sich einzeln zu «verkrümeln».

A. D. fand im «Wäldchen», einem kleinen von der allgemeinen Abholzung noch übriggebliebenen Waldstückchen, einen, wie ihm schien, geeigneten Platz. Er schlich sich nach dem Isolierblock und holte von dort zwei als Kalfaktoren beschäftigte junge Polen, die ihm ergeben waren, weil sie ohne A. D. wahrscheinlich das Lager nicht überstanden hätten, und ließ sich von diesen braven Jungen in der gleichen Nacht zwischen den Bäumen eingraben. Er lag in geringer Tiefe lang hingestreckt in der Erde, von Humus und faulendem Laub zugedeckt. Er atmete durch einen kleinen Schlauch.

Er lag dort drei Tage und drei Nächte. Er mußte sich darauf verlassen, daß seine beiden Polen ihn rechtzeitig herausholten; nur diese beiden Jungen wußten von seinem Versteck.

Als A. D. durch seine beiden Getreuen dem Leben wiedergegeben worden war, befand sich das Lager in der Hand der Häftlinge. Das Lager Buchenwald blieb das einzige Konzentrationslager, das sich selber durch einen Aufstand der Häft-

linge befreite, zwar nur Stunden, bevor die Amerikaner kamen, aber diese Stunden waren entscheidend. In der Kommandantur wurde der Befehl Himmlers gefunden. Er umfaßte 15 bis 20 Schreibmaschinenzeilen. Die entscheidende Stelle lautete wörtlich: «Kein Häftling darf lebend in die Hände der Alliierten fallen!»

A. D. ging durch das Lager, aber er wurde von niemandem erkannt. Er hatte die letzten Tage in seinem Kot gelegen, der Bart war ihm gewachsen, er war halb verhungert und verdurstet. Er wankte durch die Reihen der tobenden und jubelnden Häftlinge zum Häftlingskrankenhaus, um dort seine Kameraden zu treffen.

Vom Chronisten befragt, über welche seelischen Vorgänge A. D. berichten könne, die ihn doch überwältigt haben müssen, als ihm klar wurde, daß er nun frei war – wirklich frei! nach einundzwanzig Jahren frei! –, lächelte A. D., und es war das erstemal, daß der Chronist bemerken mußte, er verfüge auch über ein anderes Lächeln als jenes einer sächsischen Verschmitztheit. A. D.'s Augen wurden unter seinem Lächeln sehr dunkel. Er wischte einmal mit der Hand durch die Luft und erwiderte: «Seelische Vorgänge ...? Ja, ich kam mitten in eine Gruppe von Häftlingen, die da standen, sie hatten Gewehre in der Hand und standen um eine Gruppe von entwaffneten SS-Leuten. Wie ich so in die Gruppe hineintaumelte und keiner erkannte mich, da sah ich die SS-Leute, und da schrie ich: ‹Schlagt sie doch tot!› Da sagten die anderen: ‹Nur Ruhe! Es besteht strenger Befehl: Keinem von der SS darf ein Härchen gekrümmt werden!› Und da sah ich rot. Ich schrie: ‹Ihr Feiglinge! Ich leg' sie alle um, alle! Ich habe dazu mehr Recht als ihr. Ihr alle habt ja immer nur kleine Brötchen gebacken und

nie was riskiert!› Und dann habe ich einem das Gewehr entrissen und bin auf die SS los.

Aber da packte mich von hinten ein jüdischer Häftling von hünenhafter Gestalt, umschlang mich und sagte: ‹Das darfst du nicht! Wir müssen doch zeigen, daß wir besser sind als die . . .›

Und da stand ich nun, verdreckt von oben bis unten, und da sah ich dem jüdischen Häftling ins Gesicht, ich kannte ihn, und ich wußte, was der alles zu leiden gehabt hatte, und da war es zu Ende mit mir. Ich ließ mir das Gewehr abnehmen, und dann hatte ich nur den einen Wunsch – zu baden.»

A. D. lächelte unter trüben und dunklen Augen und setzte fort: «Daß ich wirklich frei war, das merkte ich erst, als ich imstande war, mich bei dem jüdischen Häftling zu bedanken. Er hatte mich vor dem Schrecklichsten bewahrt. Diese SS-Männer da, das waren gar keine richtigen SS-Männer. Das waren ältere Leute, die sehr gegen ihren Willen aus den Luftwaffen-Felddivisionen herausgeholt und zur SS gesteckt wurden, Leute, die sich dagegen wehrten, solange sie konnten, mit der SS gleichgesetzt zu werden, und auch tatsächlich mit den ganzen Kazettgreueln nicht das mindeste zu tun hatten.»

Tatsächlich hatte sich das Lager Buchenwald – als einziges aller Konzentrationslager – selber befreit.

Kleine bewaffnete Trupps hatten wenige Stunden, bevor die Amerikaner kamen, das Lagertor gestürmt und die Wachtürme besetzt. Das war ihnen gelungen, weil die Bewachungsmannschaften ohnehin im Begriff waren, sich zurückzuziehen. Als die amerikanischen Panzer hereinrollten, wurden deren

Besatzungen zwar von den Häftlingen begeistert begrüßt, sie hatten es aber eilig, weitere militärische Aufgaben zu erfüllen. Sie brausten wieder ab, nachdem die Häftlinge ermahnt waren, selber tunlichst im Lager zu bleiben, bis es die Amerikaner endgültig besetzen könnten. Natürlich hatten sich, als nun endlich amerikanische Soldaten eintrafen, schon Teile der Konzentrationäre eigenwillig entfernt. Es meldeten sich beim großen Schlußappell etwa 21 000 Mann.

Die Amerikaner arbeiteten eng mit den beiden Komitees zusammen, die sich bei den Vorbereitungen zum Aufstand immer klarer als illegale Leitung herausgebildet hatten, dem deutschen Komitee und dem internationalen. Natürlich konnten sich von nun an die Häftlinge frei im Lager bewegen, im ganzen Lager, nicht nur in der Umzäunung.

Nach wenigen Tagen wurde der stellenweise zerstörte Stacheldrahtzaun, der das Häftlingslager umgab, plötzlich repariert und wieder unter Strom gesetzt, auf den Wachtürmen Maschinengewehre in Stellung gebracht; daneben bezogen amerikanische Soldaten Posten. Am nächsten Morgen mußten sämtliche Lagerinsassen auf dem Appellplatz antreten und Mann für Mann die Waffen abliefern, soweit sie welche besaßen. Danach durfte kein Häftling mehr das Lager verlassen; auf Antrag, der entsprechend begründet sein mußte, wurde jedoch für einen Tag von 6 Uhr bis 18 Uhr Urlaub gewährt.

Die soeben Befreiten waren nun wieder Gefangene.

Fast sogleich mit der Befreiung des Lagers kamen schon Sendboten des Auslandes, und die Norweger, Holländer, Belgier, Franzosen und Engländer, die als Häftlinge im Lager waren, fuhren jubelnd ab. Die Russen sorgten dafür, daß ihre Leute schnell erfaßt wurden; so auch die Tschechen, die Un-

garn. Über die Heimführung der Polen konnten sich die Russen und die Amerikaner offenbar nicht so schnell einigen. Die polnischen Häftlinge sollten gerade in Buchenwald aus allen Teilen des Landes zusammengeführt werden. Dann konnten sie sich entscheiden, ob sie nach Polen zurückgeführt werden oder in Deutschland bleiben wollten. Die Ukrainer gehörten größtenteils zu denen, die, sobald sich das Lagertor geöffnet hatte, mit Beschleunigung einzeln oder in kleinen Trupps das Weite suchten.

Um die Deutschen kümmerten sich die Amerikaner, und dies in einer besonderen Art.

Jeder deutsche Häftling sollte mit einem gültigen Ausweis versehen werden. Zu diesem Zweck wurden im Lager Fragebogen verteilt, die von jedem einzelnen auszufüllen waren. Die ausgefüllten Formulare mußten beim deutschen Lagerkomitee abgegeben werden, das die Angaben überprüfte. Dieses deutsche Komitee leitete die Fragebogen an das internationale Lagerkomitee weiter, das sie dann der zuständigen amerikanischen Dienststelle vorlegte, die schließlich entschied, ob einer zu entlassen sei oder in ein Gefängnis oder in eine Heil- und Pflegeanstalt gebracht werden solle.

A. D., der natürlich mit einem amtlichen Ausweis versehen sein wollte, wartete im Lager seine ordnungsgemäße Entlassung ab. Im übrigen hatte er keine Ahnung, was er beginnen und wohin er sich wenden sollte. Aus diesem Grunde benutzte er einen Tagesurlaub dazu, sich in Weimar nach einem Unterkommen umzusehen. Unterwegs begegnete er einem ihm bekannten, schwer vorbestraften Berufsverbrecher in der funkelnagelneuen blauen Uniform eines Gendarmerie-Hauptwachtmeisters und ließ sich von diesem auf seine verblüffte

Frage, wie er dazu komme, erzählen, es sei schon immer sein Traum gewesen, Polizeibeamter zu sein, und nun habe er es glücklich erreicht.

Auf dem Rückweg über Hottelstedt wurde er am Dorfende von einem Bauern, der sich vor ihm auf die Knie warf, bestürmt, ihm zu helfen. Kazettler standen im Begriff, ihm die letzte Sau aus dem Stall zu holen, eine trächtige Zuchtsau. Diesmal handelte es sich um Ukrainer.

A. D. war bestürzt über die Erlebnisse dieses Tages. Mußte die Bevölkerung nicht glauben, was die braunen Machthaber ständig behauptet hatten: im Kazett befänden sich ausnahmslos schwere Verbrecher? Zu alledem mußte er ohne Erfolg ins Lager zurückkehren; nirgends hatte sich eine Aussicht eröffnet.

Er unterrichtete Kameraden vom Lagerkomitee, denen so wenig wie ihm an einer Diskriminierung gelegen sein konnte. Das Lagerkomitee wurde daraufhin bei der amerikanischen Kommandantur vorstellig.

Die Amerikaner hatten das ganze Land Thüringen besetzt. Sie gründeten ein «Treuhänderamt für die beschlagnahmten Vermögen im Lande Thüringen». Die Männer, die dies Amt verwalten sollten, mußten nach der Diktion der amerikanischen Dienststellen Leute sein, die als zuverlässig gelten mochten, keine Nationalsozialisten also, sondern entschiedene Gegner. Wie praktisch, daß sich solche Männer in reicher Anzahl im Lager Buchenwald unter den politischen Häftlingen fanden!

Durch Kameraden, die mit ihm jahrelang im Lager gewesen waren, wurde A. D. zum Treuhänderamt empfohlen. Er wurde beauftragt, Materiallager im Lande Thüringen aufzuspüren und sicherzustellen, Lager der Wehrmacht also, der Luftwaffe, des Arbeitsdienstes, der Organisation Todt, kurz aller Orga-

nisationen des Reiches, des Landes oder der Partei. Vor allem hatte er dafür zu sorgen, daß die Plündereien aufhörten und die restlichen Lagerbestände listenmäßig erfaßt wurden. Dieser Aufgabe widmete sich A. D. mit um so größerer Hingabe, als die in den Lagern vorhandenen Materialien dazu dienen sollten, die Wirtschaft des Landes wieder in Gang zu bringen. A. D. erhielt zu diesem Zweck einen alten Wagen zugewiesen, den ein Bauer in seiner Scheune unter Stroh verborgen hatte. Da er keinen Anzug erhielt, fuhr A. D. in seiner Häftlingskluft mit dem roten Winkel los, um seine Aufgaben zu erfüllen. Es gelang ihm mit viel Erfolg.

Im Laufe des Krieges war sehr viel in die als absolut sicher geltenden Gegenden Mitteldeutschlands verlagert worden. Der üble Geheimhaltungsfimmel, der nach und nach sämtliche Ämter und Organisationen ergriff, hatte nicht nur zur Folge, daß diese Lager zum Teil unterirdisch oder in gewachsenen Höhlen eingerichtet worden waren – jedes Lager sorgte durch seine Verwaltung auch ängstlich dafür, daß keine andere Formation oder Organisation von den so mühsam organisierten Beständen erfuhr. War es ursprünglich Pflichtbewußtsein, das einen Lagerverwalter immer einen Schmerz empfinden ließ, wenn er von seinen Beständen etwas abgeben sollte –, gegen Ende des Krieges hatte sich dieser Geist oftmals in den lockenden Gedanken verwandelt, im Besitz großer Bestände könnte einer mit einer gewissen Leichtigkeit den Absprung in ein neues und hoffentlich besseres Leben finden.

A. D. fand wohlerhaltene deutsche Panzer verlassen wegen Treibstoffmangels am Straßenrand; keine tausend Meter ent-

fernt war mitten im Walde ein unterirdisch angelegtes Benzinlager, groß genug, um ganze Panzerarmeen in Fahrt zu versetzen. Er fand wohlbehaltene Platzverwalter, die ihm auf Befragen erklärten, zu einer Abgabe von Beständen sei ihnen von ihrer Dienststelle kein gültiger Befehl zugekommen.

Durch lange Jahre mit einem gewissen Spürsinn für geheimgehaltene Vorgänge, Tatsachen und Vorräte ausgestattet, fand A.D. Lager mit Gummireifen und Ölen aller Art, Werkzeugersatzteilen, Maschinen und anderem mehr in oft unvorstellbaren Mengen. Die im Laufe von fünf Wochen entdeckten, erfaßten und beschlagnahmten Lager besaßen nach einer rohen Schätzung von Sachverständigen einen Wert von nahezu einer Milliarde Mark.

In den meisten Fällen genügte es zur Sicherung der Lager, rundum ähnliche Schilder aufzustellen, wie sie sich auch im Umkreis der Konzentrationslager befanden, Schilder, versehen mit einem Totenkopf und gekreuzten Knochen: «Achtung! Todesgefahr! Betreten streng verboten!» Diese Schilder also, sie blieben bestehen. Wo sie fehlten, wurden Hilfspolizisten angestellt. Verordnungen der amerikanischen Militärregierung kamen hinzu: Plünderungen würden mit dem Tode bestraft!

So war also aus unserem A. D. plötzlich ein großer Mann geworden? Ein Herr über Millionenwerte, ein Herr über Leben und Tod?

Aus unserem A. D. war vielmehr ein tiefunglücklicher Mann geworden. Er kam aus dem widerlichen Dunst des Lagers nicht heraus. Er kam aus der Welt nicht heraus, in welcher er nun über zwanzig Jahre so sinnlos und verzweifelt gelebt hatte. Er trug immer noch seinen Häftlingsanzug mit dem roten Win-

kel, nunmehr freilich ohne Nummer, und mußte die tolle Erfahrung machen, daß der Anblick dieses Gewandes auf die Leute, mit denen er zu tun hatte, auf die Bürgermeister und Gemeindebeamten, auf die Landpolizisten und Lagerverwalter, schließlich aber auch auf jeden, dem er begegnete, einen ähnlichen Schock ausübte, wie früher etwa die so gefürchtete Uniform mit den Siegrunen und dem Totenkopf. Er war plötzlich der Repräsentant einer ungewollten und über Leben und Tod entscheidenden Macht, die nicht eine deutsche, die eine Siegermacht war, eine Feindesmacht, man drehe es, wie man wolle.

Er wollte nicht Vertreter einer solchen Macht sein, er wollte Vertreter überhaupt keiner Macht sein; aber er war nicht frei. Er vermochte seine Sehnsucht nach Freiheit in kein anderes Bild zu fassen wie in das eines Lebens in einem von Krieg und Gewalt unzerstörten Ort, in welchem der Friede und die Gesetzlichkeit in einem ähnlichen Maße herrschten, wie etwa zur Zeit, als sein Vater seinen Sohn zeugte, in der durch nichts zu erschütternden Gewißheit, daß es diesem durch Erbe und Erziehung zu Glück und Frieden und Wohlstand gereiche.

Durch eine amerikanische Dienststelle wurde ihm in der postlosen Zeit ein Brief übermittelt, der sehr zu seiner Absicht beitrug, sich dem Lager zu entziehen. Es war ein Brief «Dodkins», des britischen Obersten Yeo-Thomas, in dem dieser mitteilte, daß es ihm wie seinen beiden anderen Gefährten gelungen war, zu überleben – und Yeo-Thomas wollte auf jeden Fall einmal nach Weimar kommen, um A. D. zu besuchen. A. D. war glücklich. Sicherlich würde es Yeo-Thomas gelingen, durch seine Beziehungen A. D. aus seiner Stellung zu lösen, einer Stellung, die von Tag zu Tag, eben mit dem Wachsen von Macht und Tätigkeit A. D.'s, unerträglicher wurde.

Die ehemaligen Beamten und Intellektuellen unter den Häftlingen — und es gab deren viele — verschwanden in ihren früheren Bereichen; die letzten aber bissen die Hunde; sie kamen in Stellen, die für sie nicht zugeschnitten waren; sie mußten sich bewähren in Positionen, die sie nicht beherrschen konnten, durch nichts anderes legitimiert als durch ihren guten Willen, aber völlig unvorbereitet und ausgewählt, einfach, weil im Augenblick niemand da war, der diese Positionen übernehmen konnte. Die politischen Konzentrationäre selber waren es, die aus diesen Positionen immer wieder wegdrängten — ihr allmähliches Verschwinden aber verstärkte die Ansicht der deutschen Bevölkerung über das Wirken der Konzentrationäre überhaupt, ohne daß es möglich wurde, sie eines Besseren zu belehren. In jenen Monaten vollzog sich die eigentliche Tragik der Häftlinge, die um ihre Leiden wie um ihre erwiesenen Qualitäten im Leiden geradezu schicksalhaft betrogen wurden.

A. D. wartete voller hoffnungsfroher Spannung auf den Besuch Yeo-Thomas'. Aber als die Amerikaner aus Thüringen abzogen und an ihrer Stelle die Russen einrückten, wußte A. D., daß der britische Oberst nicht mehr kommen konnte.

Die Russen übernahmen die Ämter, die die Amerikaner eingerichtet hatten. Zugleich gingen Gerüchte in den Buchenwalder Kreisen um, er, A. D., sei ein englischer Agent. Warum war es ihm, dem es doch gelungen war, die drei britischen Offiziere zu retten — nicht gelungen, die vier kriegsgefangenen Russen vor dem Tode zu bewahren?

Nicht die Perfidität dieser Anschuldigung war es, die für A. D. den Ausschlag gab, die russisch besetzte Zone zu verlassen, sondern das raffiniert servierte Wort «Agent». Wenn es etwas gab, das A. D. zu meiden gelernt hatte wie die Pest, dann war

dies alles das, was in irgendeiner Form mit Geheimdiensten im Zusammenhang stand. Er hatte wahrhaftig genug von allem, was geheim war oder sein sollte. Das Geheime stand immer seinem Wesen nach außerhalb der allgemeinen Ordnung. A. D. besaß nichts, was er hätte mit sich tragen müssen als das Gefühl seines Stolzes, seines höchst persönlich erstrittenen Stolzes, und so schritt er eines Tages, völlig unbeschwert, mit jedem Schritt, wie er meinte, sich entfernend von Lagerdunst und Haftbedrängnis, westwärts, immer noch in seiner Häftlingskleidung. Von den Millionenwerten, die er zu verwalten hatte, war nicht einmal ein gewöhnlicher Zivilanzug an ihm hängengeblieben. Irgendwo im deutschen Vaterland wollte er einen Ort suchen, der von Kriegsgewalt verschont geblieben und wo er ein Leben in Frieden und ehrlichem Tun führen konnte, zum ersten Male in seinem Leben.

Und er fand eine vom Kriege verschonte Stadt, die er vorher nie gesehen hatte, und von der ihm nur ein Lied bekannt war, ein altes Lied, in welchem es hieß, es sei dies eine wunderschöne Stadt, darinnen ein — nur ein! — Soldat!

Er marschierte an einem wunderschönen Tage ein, die Sonne lachte und sein Herz lachte auch, als er die Stadt sah. Dies war die Stadt seiner Träume.

So unberührt war die Stadt durch Krieg und Wirrnis gegangen, daß sie nicht einmal ein Wohnungsamt im üblichen Sinne besaß. Wohnungsfragen wurden vom Verkehrsamt mit erledigt. Nun aber wurde es notwendig, eines einzurichten. Und wer konnte besser geeignet sein, ein solches Amt aufzubauen und zu verwalten, als ein Mann, der durch keinerlei freund-

schaftliche oder verwandtschaftliche Bande, durch keine Cliquen und keine Verbindlichkeiten gebunden war? Man bot A. D. dieses Amt an, und er war einverstanden. Er begriff, daß er nicht gleich das erste Angebot, sich ins bürgerliche Leben der Demokratie einzufügen, zurückweisen konnte; es galt, das Beste zu tun. Und als eines Tages ein britischer Oberst erschien, angetan mit viel Orden und Ehrenzeichen, mancherlei goldenen Arabesken auf dem Schirm der Uniformmütze, und unseren A. D. kräftig umarmte, da waren die Angestellten des Amtes sehr erstaunt. Es war aber Oberst Yeo-Thomas, alias Dodkin, und A. D. hätte den prächtigen Mann fast nicht wiedererkannt.

Im übrigen tat A. D. seine Pflicht. Aber es wäre übertrieben, zu behaupten, daß es für ihn eine angenehme Pflicht war. Mit seinem Amt waren ärgerliche Aufgaben verbunden. Er mußte Wohnraum beschlagnahmen; ihm gefiel es nicht einmal, wenn er gezwungen war, alten Nazis Wohnungen wegzunehmen. Unrecht blieb Unrecht, auch dann, wenn es an Leuten begangen wurde, die selber Unrecht getan hatten. So hatte A. D. einen anderen Posten vorgezogen, eine stille Behörde, geschaffen zu jedermanns Wohl und zu niemandes Leide: die Post! A. D. bewarb sich also bei der Post. Und er war glücklich, als er vernahm, daß dort zunächst eine Ausbildung gefordert wurde. Die Ausbildung! Das war es, was A. D. sozusagen als eine Garantie für die Möglichkeit des bürgerlichen Lebens begriff. Er gab die Stelle als Amtsleiter des Wohnungsamtes fröhlich auf, um sich für einen Beruf ausbilden zu lassen, den er nun als den eigentlichen Beruf seines Lebens zu erhoffen sich erkühnte, den Beruf eines Postbeamten.

Die Zeit dieser Ausbildung schien A. D. die bislang schön-

ste Zeit seines Lebens. Alles schien sich wunderbar gefügt zu haben. Klar und einfach lag die Zukunft vor ihm. Kein Grund mehr, mit dem Schicksal zu hadern!
Das Schicksal kam in Gestalt zweier amerikanischer Offiziere, die während der Dienststunden den Amtsraum betraten. Sie forderten A. D. auf, «mitzukommen». A. D. ging mit. Er fuhr mit den Offizieren ins Sennelager, einst Truppenübungsplatz, nun Platz für sechs oder sieben Interniertenlager der britischen Militärregierung.

Der Jeep fuhr schnurstracks zur englischen Lagerkommandantur. Kein Brite ließ sich sehen. A. D. stieg aus dem Wagen, und die Amerikaner fuhren wieder ab. Ein herbeibeorderter deutscher Wachtposten brachte A. D. zum sogenannten Campound IV.

Da war doppelter Stacheldrahtzaun, da waren die Baracken, da waren Nissenhütten, da war gefrorener Dreck, Schlamm, Fäkaliengestank — da waren die Gefangenen. A. D. war «heimgekehrt».

Kein Engländer ließ sich sehen. Aber es sprach sich schnell im Lager herum, daß ein «Kazettler» hereingebracht worden war. Der «Kazettler» war eine Sehenswürdigkeit. Die Gefangenen kamen, ihn zu besichtigen. In der Tat, A. D. befand sich in einer Gesellschaft, mit der er nie zuvor in Berührung gekommen war. Einer der ersten Gefangenen, die er sah, war der greise Hugenberg, der Führer der Deutsch-Nationalen, Reichsminister unter Hitler, Herr über Ufa und Scherl-Konzern. Da waren etwa vierzig andere Großindustrielle. A. D. lernte die Fürsten des Geldes, die Könige des Stahls, der Kohle und der Schiffe kennen, Minister und höchste Beamte. Und da stand er mitten unter ihnen und war genauso viel oder so wenig wie

sie. Er fand übrigens, daß sie sympathisch waren, nun, da er sie einzeln kennenlernte und in dieser Lage. Da standen und lagen sie herum, unter hygienischen Umständen, die sie zweifellos in unserem modernen und aufgeklärten Zeitalter nie für möglich gehalten hätten, und sie erschienen angesichts der Verbrechen, deren sie beschuldigt waren, ebenso fassungslos wie seinerzeit unser A. D., als ihn seine Verurteilung wie ein Blitzschlag traf – es waren nur schon einige zwanzig Jahre danach vergangen.

A. D. hatte nun ein wenig Gelegenheit, sich in der faszinierenden Gesellschaft so hochmögender Leute, der Mächtigen unserer Erde und der Creme der Gesellschaft und des Staates, als Gleicher unter Gleichen umzutun. Aber schließlich hatte er sich auch in Buchenwald unter Menschen bewegt, die es im Leben der Völker zu einigem Ansehen gebracht hatten, bis der Hobel der Gestapo sie alle gleichmachte. Doch allzubald erkrankte A. D. Er lag in einer eiskalten Nissenhütte; eine Nierenentzündung, die er sich in Buchenwald zugezogen hatte, brach hier erneut und heftiger aus. Dabei gab es keine Pflege, keine Medikamente. Es gab schlimmeren Hunger, als er sogar im Kazett erlitten hatte.

Und dann waren eines Tages wieder die beiden Herren da mit ihrem amerikanischen Jeep und sagten: «Mitkommen!»

A. D. fragte nicht, als der Jeep Richtung nach Norden nahm. Er fragte nicht, als sie, nach einer Übernachtung in Hameln, Richtung nach Bremen nahmen. Aber auf dem Flugplatz in Bremen war er beinahe sicher, daß er «über den Teich» transportiert werden sollte. Er freute sich dessen und bestieg eine amerikanische Militärmaschine. A. D. hoffte, recht bald eine schöne Wasserfläche unter sich erblicken zu können, aber er

sah nur beschneites Land. Es ging südwärts, nicht westwärts. A. D. landete auf dem Flugplatz Riem bei München und wurde nach Dachau transportiert, in das ehemalige Konzentrationslager. Das Eingangsgebäude mit dem Tor in der Mitte ähnelte dem in Buchenwald. Über dem Tor ein Schild: SS Campound. Die Arrestzellen befanden sich in einem besonderen Bau, nicht am Tor, wie in Buchenwald, sondern dreihundert Meter entfernt. In eben eine dieser Zellen kam A. D. Und da blieb er sitzen, wochenlang.

Das Konzentrationslager Dachau hatte den gleichen fürchterlichen Ruf gehabt wie Buchenwald. Diesmal war das Lager Dachau ein Internierten-Camp. Die Amerikaner brachten hauptsächlich SS-Leute hierher, die Chargen der Allgemeinen SS, der Waffen-SS, Chargen und Mannschaften der Totenkopf-Verbände und der Kazettbewacher. Daß A. D. mit den übrigen Insassen des Lagers nicht in Verbindung kam, ließ ihn vermuten, er sei als Zeuge hier. Eines Tages fand er sich tatsächlich im Zeugenflügel des Nürnberger Gerichtsgefängnisses wieder.

In diesem Flügel waren tagsüber die Zellen- und Abteilungstüren nicht versperrt. Die inhaftierten Zeugen konnten miteinander verkehren. Und A. D. erlebte mit den anderen Zelleninsassen in Nürnberg das gleiche wie im Campound IV mit den Großindustriellen: Einstmals hochmögende Leute kamen nun, ihn, den «Kazettler», zu besuchen und zu befragen. Wieder war er sozusagen der weiße Elefant. Man bestaunte ihn und sein Schicksal, und er gab Auskunft, nach bestem Wissen und Gewissen, Zeuge unter Zeugen.

Seine Zelle teilte A. D. mit einem der obersten SA-Gruppenführer, der fassungslos von seinen Erzählungen Kenntnis

nahm, ungläubig zuerst, dann schwer bedrückt, als A. D. schlicht von jenen Männern des Sturmes mit der Nummer 33 berichtete, seine Narben vorwies und seine Glaubwürdigkeit durch eine genaue Darstellung von Details bewies. Schließlich gab dieser Obergruppenführer dem «Kazettler» zu verstehen, er würde es als höchst achtenswert empfinden, wenn A. D. sich im Prozeß gegen die SA nicht als Zeuge melde – es habe doch keinen Zweck, im Schmutz herumzurühren. Nun, A. D. hatte keinerlei Ambition, sich als Zeuge zu melden. Für den Fall, daß er als Zeuge befragt werden sollte, wollte er jedoch nicht «im Dreck», aber in der Wahrheit herumrühren. Pech oder Glück für Anklage oder Angeklagte, wenn sich die Wahrheit als Schmutz herausstellte oder nicht.

Tatsächlich war A. D., welcher natürlich annahm, als Zeuge für die Anklage verhaftet worden zu sein, wie es sich herausstellte, Zeuge für die Verteidigung. Gegen verschiedene, in der Zeit der nationalsozialistischen Regierung hochgestellte Mediziner war die Anklage erhoben worden, von den Fleckfieberversuchen des Dr. Ding-Schuler gewußt zu haben oder gar an ihnen beteiligt gewesen zu sein. Zeugen hatten ausgesagt, solche Personen seien in Buchenwald gewesen und gesehen worden. A. D. konnte der Verteidigung versichern, daß die genannten Personen tatsächlich nicht in der Isolierstation des Blockes 46 aufgetaucht waren; auch waren von Zeugen einige Ärzte benannt worden, die an der entscheidenden Sitzung, in welcher die Versuche beschlossen worden, ebenfalls teilgenommen hätten. A. D. berief sich auf seine genaue Kenntnis des von Dr. Ding in A. D.'s Gegenwart verbrannten «Geheim-Ta-

gebuches» und bestritt, die betreffenden Namen in der Notiz über die Sitzung als Teilnehmer aufgeführt gelesen zu haben.

Dabei stellte sich ein überaus interessantes Detail heraus: Der Anklage lag das angeblich von Dr. Ding verbrannte «Geheim-Tagebuch» vor, es machte durchaus keinen verbrannten Eindruck. A. D. blieb mit Festigkeit bei seiner Aussage. Und dieser Aussage war es zu verdanken, daß zur großen Überraschung aller Beteiligten die Existenz zweier Geheim-Tagebücher bewiesen werden konnte: Das echte hatte Dr. Ding tatsächlich verbrannt. Aber der unselige Mann hatte, als ihm klargeworden war, wie sehr er belastet erscheinen mußte, in aller Stille ein zweites verfertigt, in welchem seine Rolle bei jenen Fleckfieberversuchen in minder verdächtigem Licht erscheinen mochte. — Und dieses Tagebuch war in die Hand der Anklage gelangt.

A. D. konnte verschiedene Angaben dieses zweiten Tagebuches als unrichtig beweisen — was wesentlich zur Entlastung einiger Angeklagten beitrug. Sachverständige untersuchten das der Anklage vorliegende Tagebuch und stellten aus der Beschaffenheit des Papiers, der Typen, der zur Niederschrift benutzten Schreibmaschine sowie des Farbbandes fest, daß das angeblich während einer Zeit von drei Jahren regelmäßig geführte Tagebuch in einem Zuge niedergeschrieben worden war.

A. D. war nun vernommen worden. Zu seiner Verwunderung wurde er von Nürnberg wieder nach Dachau transportiert, statt, wie er vermutet hatte, auf freien Fuß gesetzt zu werden. Und in Dachau kam er diesmal in den sogenannten «Gerichts-Bunker», eine von den Amerikanern errichtete steinerne Anlage, in die alle jene gebracht wurden, denen sie den Prozeß machen wollten. Die Zellen dieses Baues waren so

niedrig und eng, daß der Gefangene mit ausgestrecktem Arme sowohl Decke wie Seitenwände berühren konnte. An Stelle eines Fensters war an der Decke ein schmaler, langer Schlitz angebracht, der frische Luft eindringen ließ.

In Dachau schmorte A. D. abermals mehrere Wochen. Die Nierenentzündung machte ihm erneut zu schaffen. Auf seine Bitte wurde er im Lazarett einem ehemaligen SS-Arzt vorgestellt. Dieser erklärte, er müsse ins Bett. Aber die Amerikaner lehnten es ab, daß A. D. ins Lazarett käme. So ist es kein Wunder, daß A. D., als er nach vier Monaten amerikanischer Haft zum ersten Male vernommen wurde – im März 1947 –, dem vernehmenden Offizier, Herrn Kirschbaum, mit größter Zurückhaltung begegnete. Die Vernehmung dauerte nicht sehr lange. Herr Kirschbaum war ziemlich barsch und forderte A. D. auf, ihm verschiedene Auskünfte über eine Reihe von ehemaligen SS-Angehörigen zu geben, die A. D. in Buchenwald gequält hatten und die sich nun im gleichen Bunker in Dachau befanden.

A. D. aber wollte auch etwas wissen: er wollte endlich erfahren, warum er selber eigentlich in Haft gehalten würde. Neun schriftliche Versuche «auf dem Dienstwege» waren bisher gescheitert; er hatte niemals eine Antwort erhalten. So also erklärte A. D. Herrn Kirschbaum in stiller Hartnäckigkeit, daß er zu keiner Aussage bereit sei, solange ihm der Grund seiner Inhaftierung verschwiegen werde. Herr Kirschbaum erwiderte, er hoffe, A. D. würde seine Halsstarrigkeit nicht zu bereuen haben.

Wenige Tage später öffnete sich die Tür seiner Zelle. Er wurde aufgefordert, herauszutreten. Und da befand sich A. D. völlig überrascht in Gesellschaft einer Reihe von SS-Führern

aus Buchenwald. Sie begrüßten ihn, ihren ehemaligen Häftling, mit äußerster Höflichkeit und knappen Verbeugungen. Dann wurden sie über den Bunkerhof in einen großen Saal geführt, wo ein amerikanischer Offizier jedem einzelnen ein Blatt hektographierten Papiers überreichte: die Anklageschrift. A. D. musterte dies beachtliche Dokument. Zuerst waren die Namen der Angeklagten genannt, 31 Mann, dann folgte die Anklage: Violation of the Laws and Usages for War ...

Und dann war diese lapidare Anklage zuerst in englischer, darauf in deutscher Sprache auch begründet:

Nochmals die Namen (an fünfter Stelle der unseres A. D.), und dann hieß es: «... und verschiedene andere Personen, die deutsche Staatsangehörige oder solche Personen waren, die mit deutschen Staatsangehörigen die Taten begingen, während verschiedener Zeitspannen zwischen dem 1. September 1939 und dem 8. Mai 1945 in oder in der Nähe von Thüringen, Sachsen, Hessen, dem Rheinland, der Ruhr und Westfalen, Deutschland, in Verfolgung eines gemeinsamen Vorhabens mit dem Zweck, die unten angeführten Taten zu begehen, in ungesetzlicher und unrechtmäßiger Weise an dem Betrieb des Konzentrationslagers Buchenwald und dessen Außenlagern und Außenkommandos mitgeholfen, teilgenommen, dazu beigetragen und dazu angestiftet haben, ein Betrieb, der unter anderem darin bestand, daß Staatsbürger der Vereinigten Staaten von Amerika, Polen, Franzosen, Staatsbürger des Großherzogtums Luxemburg, Norweger, britische Staatsangehörige, Griechen, Jugoslawen, Staatsbürger der Sowjetunion, Belgier, Staatsbürger der Niederlande, Staatenlose, Tschechen und andere nichtdeutsche Staatsangehörige, die zu dieser Zeit und an diesem Ort in Gewahrsam des damaligen Deutschen

Reiches waren, und Angehörige der bewaffneten Mächte von Nationen, die zu der Zeit mit dem Deutschen Reiche im Kriegszustand waren und welche zu dieser Zeit und an diesem Ort unbewaffnete Kriegsgefangene, die sich ergeben hatten, im Gewahrsam des damaligen Deutschen Reiches waren, in unrechtmäßiger und ungesetzlicher Weise Tötungen, Schlägen, Qualen, der Verhungerung, Mißhandlungen und unwürdiger Behandlung ausgesetzt wurden. Die genauen Namen und die genaue Anzahl dieser Personen ist unbekannt, beträgt aber viele Tausende.»

A. D. las und las. Dann gab er dem Manne, der ihm das Blatt überreicht hatte, dieses wieder zurück und sagte, dies betreffe ihn nicht, dies müsse ein Irrtum sein. Der Mann ging zu seinem Vorgesetzten. Er diskutierte kurze Zeit mit diesem, wie A. D. beobachten konnte. Dann kam er zurück, reichte A. D. das Blatt wieder und sagte, A. D. solle das Dokument ruhig behalten, er werde Gelegenheit bekommen, seine Sache richtigzustellen.

Diese Gelegenheit sollte also mit der Gerichtsverhandlung kommen, am 11. April 1947 vor dem Oberen Militärgericht in Dachau.

Als die Anklageschrift überreicht wurde, waren auch die Verteidiger bestellt worden, für 31 Angeklagte drei Amerikaner und vier Deutsche. A. D. sprach seinen deutschen Verteidiger nur wenige Minuten vor der Hauptverhandlung. Dieser überreichte A. D. eine Nummer der «Neuen Zeitung», der deutschen Zeitung der amerikanischen Militärregierung, in welcher auf den Prozeß der «Buchenwalder» hingewiesen wur-

de. Im Falle unseres A. D. wußte die Zeitung zu berichten, daß er für den Tod von zehntausend Menschen verantwortlich sei. Auf A. D.'s Empörung über diese ungeheuerliche Behauptung gab der Verteidiger die tröstliche Versicherung, die Verhandlung werde ja zeigen, was wahr und was unwahr sei. Tatsächlich war dieser Zeitungsausschnitt das einzige, was der Verteidigung vorlag.

Für die Verhandlung in einem eigens für diese Gerichte errichteten Saal nahe dem Lager wurden die Angeklagten sämtlich in alte, grasgrün gefärbte Uniformröcke und schwarze Hosen gesteckt, «verziert» mit Buchstaben in gelber Farbe: WC. So unterschied sich A. D. in nichts von den übrigen Angeklagten. Sie alle trugen weiße Tafeln mit einer groß gemalten schwarzen Zahl um den Hals gehängt. Jeder der Besucher des Buchenwald-Prozesses bekam auf Veranlassung der Anklagebehörde ein gedrucktes Heft mit rotem Umschlag ausgehändigt. Dieses Heft enthielt eine Photographie von jedem einzelnen der 31 Angeklagten mit kurzer Angabe seiner Stellung, der Verantwortlichkeit und einer Schilderung, wessen er beschuldigt war. A. D. wurde in diesem Heft als der Verantwortliche für die Versuchsstation bezeichnet; im Text hieß es: die Anklage hoffe, beweisen zu können, daß er zehntausend Menschen getötet habe.

Gegen A. D. hatte die Anklage neun Zeugen benannt. Als A. D. ihre Namen las, war er sehr erstaunt. Denn für sein Gefühl hätten diese als Zeugen der Verteidigung genannt werden müssen. Da war der treffliche britische Oberst Yeo-Thomas, alias Dodkin, da war Eugen Kogon, auf dessen Initiative A. D. sich des Falles Dodkin angenommen hatte, da war Dr. Ciepielowski, ein hervorragender Bakteriologe, der als Häftling

die Produktion des Fleckfieberserums geleitet hatte, da war Professor Rousset, der als Arzt im Häftlingsrevier beschäftigt gewesen war! Der Franzose Dr. David Rousset hatte sogleich nach seiner Befreiung ein Buch über die deutschen Konzentrationslager geschrieben – «L'univers concentrationnaire» –, das mit einem hohen literarischen Preis ausgezeichnet wurde. In diesem Buch aber – A. D. las es zu seinem Erstaunen – war zum erstenmal von jenen ominösen Zehntausenden die Rede, für deren Tod A. D. verantwortlich gewesen sein sollte. Da waren weiter als Zeugen genannt politische wie kriminelle Häftlinge.

A. D. schrieb ein Zettelchen, auf welchem er den Verteidiger aufforderte, den Zeugen Rousset zu fragen, wie er eigentlich zu der ungeheuerlichen Behauptung in seinem Buche komme. Der Verteidiger aber unterließ die Befragung. In der darauffolgenden Pause machte A. D. seinem Verteidiger in Gegenwart der anderen Angeklagten heftige Vorwürfe wegen seines Verhaltens. Der Verteidiger meinte, A. D. müsse schon die Art und Weise, wie die Verteidigung geführt werde, ihm, dem Verteidiger, überlassen. Ihm wurde gesagt, es sei besser, wenn im Protokoll überhaupt nichts von Toten erwähnt werde.

Die Anklage hatte an Stelle des verstorbenen Dr. Ding-Schuler einfach A. D., den Häftling, in dessen Verantwortlichkeit gesetzt. Als dies im Verlaufe der Verhandlung klar wurde, konzentrierte sich die Verteidigung auf die Widerlegung dieses Punktes.

Im Verlauf der Verhandlung kam A. D. auch auf den Zeugenstuhl. Er durfte – nach amerikanischem Recht – in eigener Sache als Zeuge aussagen. Bis dahin hatte der Prozeß in der

Tat Details erbracht, die es dem Verteidiger ermöglichten, sinngemäß Fragen zu stellen, die der Anklage das Konzept verderben mußte. A. D. gab genaue Auskunft, so daß zuletzt der ganze verwirrte Tatbestand offen ausgebreitet war. Die Verteidigung hatte keine Zeugen für A. D. genannt. Sie hielt die Ladung von Zeugen für überflüssig, nachdem die von der Anklage bestellten Zeugen durch ihre Aussagen sich als Zeugen der Verteidigung qualifiziert hatten. Andere Zeugen, die A. D. hatte nennen wollen, wohnten in der sowjetisch besetzten Zone unseres Landes und konnten nicht herbeigebracht werden. Auch drängte im Buchenwald-Prozeß das Gericht immer auf einen beschleunigten Ablauf der Verhandlung. So gestand das Gericht der Verteidigung für die Plädoyers nur zehn Minuten Sprechzeit pro Angeklagten zu.

Unter diesen Umständen sah sich die Verteidigung zu dem Vorschlag genötigt, auf Plädoyers zu verzichten, falls auch die Anklage davon absehe. Da die Anklage sich damit einverstanden erklärte und die überragende Mehrheit der Angeklagten zustimmte, wurden beiderseits keine Plädoyers gehalten. Für A. D. wirkte sich das insofern außerordentlich nachteilig aus, als dadurch keine Möglichkeit gegeben wurde, mit Nachdruck auf das Vorliegen einwandfreien Notstandes hinzuweisen, da er als Gefangener doch niemals für Handlungen zur Verantwortung gezogen werden konnte, deren Unterlassung mit dem Tode bestraft wurde.

A. D. wurde zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt.

Er wurde verurteilt wegen «Mithilfe und Teilnahme an den Operationen des Buchenwald-Konzentrationslagers». Er wurde sofort in das Kriegsverbrechergefängnis in Landsberg übergeführt.

Er erhielt niemals eine Urteilsbegründung, weder ein Protokoll noch einen Review-Auszug.

Während der Verkündigung des Urteils standen hinter A. D., wie hinter allen Angeklagten, die einzeln von draußen in den Saal geführt wurden, zwei baumlange amerikanische Militärpolizisten. Die amerikanischen Richter-Offiziere saßen mit übermüdeten, mürrischen Mienen da, indes der amerikanische Vorsitzende im Range eines Generals mit halblauter Stimme in englischer Sprache, so daß A. D. große Mühe hatte, überhaupt etwas zu verstehen, sagte: «Fifteen years labour . . .» Sofort rissen die Militärposten A. D.'s Arme mit einem brutalen Ruck nach hinten. Dann brachten sie ihn auf diese Weise aus dem Saal, während die Filmkameras surrten. Sie stießen ihn über den Hof in eine Zelle, wo er warten mußte, bis die Prozedur des Urteils an allen Angeklagten vollzogen war. Dann erscholl das Kommando: «Alle Buchenwälder heraustreten!», und nachdem die 21 Männer, die zum Tode verurteilt worden sind, gefesselt und alle Verurteilten auf zwei mit Planen bedeckte Lastwagen geklettert waren, rasselten diese, eskortiert von einem schwerbewaffneten Aufgebot, nach Landsberg.

Das sogenannte Kriegsverbrechergefängnis in Landsberg am Lech war früher eine moderne Jugendstrafanstalt mit einem «Festungs-Flügel» gewesen, in welchem just zu der Zeit, als A. D. das Urteil des Reichsgerichtes erwartete, Adolf Hitler angenehme Tage mit dem Diktieren seines Buches «Mein Kampf» verbracht hatte. Nun beherbergte das Gefängnis nur die Verurteilten der amerikanischen Militärgerichte. Die Ge-

fangenen durften sich tagsüber frei in der Anstalt bewegen — mit Ausnahme der zum Tode Verurteilten, die in einem besonderen Flügel untergebracht waren. Nachts mußten die Gefangenen in ihren Zellen sein. Die Zellen waren in der ersten Zeit doppelt und dreifach belegt. Vorübergehend wurden in der Anstalt, die für etwa fünfhundert Insassen eingerichtet war, bis zu zweitausend gehalten. Das Essen wurde anfangs in den Zellen verteilt, später nach amerikanischer Methode in einer von den Amerikanern errichteten «Meß-Halle» eingenommen, einem großen Saal mit vielen Sitzplätzen an langen Tischen. Dabei gab es kein Gegenübersitzen; man blickte über den Tisch auf den Rücken des Vordermannes.

Anfangs wurden die Häftlinge von amerikanischen Soldaten bewacht, nachher von polnischen Hilfskräften in amerikanischem Dienst. Die Kommandanten wechselten oft; namentlich erinnert sich A. D. eines Captain Wilson und eines seines väterlichen Wesens wegen geschätzten Colonel Graham. Die Kommandanten, unterstützt von amerikanischen Sergeants, verwalteten das Gefängnis nach den Vorschriften des amerikanischen Strafvollzugs, der sich in Landsberg nach und nach immer mehr verschärfte. Niemals wurde jedoch geprügelt. Viele Maßnahmen wirkten freilich als Schikane, weil sie unverständlich waren. So durften die Gefangenen nichts außer dem Taschentuch und Rauchmaterial in den Taschen der Hosen tragen. Ununterbrochen, oft vier- bis fünfmal am Tage, mitunter nachts, wurde «gefilzt».

Selbstverständlich war die eigenartige Atmosphäre dieses Gefängnisses in einem fast unvorstellbaren Maße bedrückend durch den Flügel für die Todeskandidaten und durch die Hinrichtungen. Die Todeskandidaten mußten, sobald sie die Zelle

verließen, rote Jacken tragen. Sobald der Befehl zu ihrer Hinrichtung eingetroffen war, wurden sie in eine Kellerzelle verlegt, die durch starke Gitterstäbe in zwei Hälften geteilt war. Hinter diesen Gitterstäben verbrachte der Todeskandidat die letzten Stunden seines Lebens, unausgesetzt beobachtet von drei polnischen Posten. Die Befehle zur Hinrichtung trafen in unberechenbaren Abständen ein. An den Tagen der Hinrichtung – es fanden im ganzen etwa 400 bis 500 solcher Akte statt – sangen die übrigen Gefangenen in ihren Zellen von dem Augenblick an, da der von etwa zehn polnischen Bewachern zum Galgen Geführte sich mit lauter Stimme verabschiedete, abwechselnd das Deutschlandlied und das Lied vom guten Kameraden. Das Deutschlandlied war zwar verboten, jedoch wurde gegen diesen solidarischen Akt der Gefangenen von seiten der Gefängnisleitung nichts unternommen. An manchen Tagen sangen die Gefangenen mehrere Stunden lang, bis die Hinrichtungen beendet waren.

Auch A. D. sang. Er sang bei allen Hinrichtungen das Deutschlandlied mit, weil er nicht wußte, ob nicht unter denen, die den Tod erleiden mußten, Menschen waren, die diesen gewaltsamen Tod nicht verdient hatten. Er sang auch bei der Hinrichtung jener, die ihn verdient hatten, weil dieser Sang der einzige Protest des Gefangenen A. D. war, den er überhaupt gegen gewaltsamen Tod erheben konnte.

Eines Tages wurde auch A. D. zur Arbeit «eingeteilt». Er kam zu dem Kommando, das Arbeiten im Hof und in den Gärten zu verrichten hatte; sein «Kapo» war Sepp Dietrich. Wenn A. D. gefürchtet hatte, dieser werde ihn, den Konzentrationär, schikanieren, so hatte sich A. D. geirrt. Der einstige Führer der Leibstandarte Adolf Hitler hatte nur ein

einziges Interesse, nämlich so wenig wie möglich zu tun. Er achtete höchstens darauf, daß auch sein Kommando so wenig wie möglich tat. Gerade dies aber war für A. D. einigermaßen unerträglich. A. D. mußte arbeiten, um überhaupt existieren zu können. Er suchte nach Gelegenheiten, auf eine Stelle zu stoßen, in welcher seine Existenz sich wenigstens durch Arbeit rechtfertigte. Das gelang ihm erst nach längerer Zeit.

A. D. wurde Kalfaktor, das heißt, er verrichtete alle Arbeiten, die im B-Flügel anfielen und für die Allgemeinheit verrichtet werden mußten. So kam er in vielfache Fühlung mit den einzelnen Kategorien der Gefangenen und mit den einzelnen Gefangenen selber. Die Elite unter den Gefangenen waren seiner Erklärung nach die Industriellen, vor allem Krupp, der von seiner Person nicht das geringste Aufheben machte, mit seinen zwölf Direktoren. Diese Männer bildeten fast eine Familie: Sie waren geistig ungemein interessiert, solidarisch empfindend: Sie verteilten die Pakete, die sie erhielten, an mittellose Gefangene.

Die Gruppe der Generalität hielt sich zurück. Insoweit in ihr überhaupt Diskussionen möglich waren, drehten sie sich häufig um Probleme, die mit dem 20. Juli 1944 zusammenhingen.

Für die Gruppe der Ärzte war es bezeichnend, daß ihre Gespräche oft um die Frage kreisten, wieso den einen das schwarze Los getroffen hatte, den anderen nicht, bei gleicher Ausgangssituation und annähernd gleichem Verhalten in den diskriminierten Fragen.

Die hohen Beamten glichen sich in ihrem Verhalten tunlichst der Generalität an.

Von allen Gruppen insgeheim mehr oder weniger verachtet waren die Verurteilten des KZ-Komplexes, SS-Bewacher und «Grüne» (die Kriminellen), die zueinander viel mehr Beziehungen hatten als zu anderen Gruppen.

Einsam ging der Staatssekretär des Äußeren, v. Weizsäcker, eine wahrhaft tragische Gestalt bei aller Integrität in tragischen Verwicklungen.

Die Masse der Amtsträger der Partei blieb farblos und unbedeutend, wie sie es immer war, ebenso wie die Mitläufer bei Tötungen alliierter Flieger.

A. D. kam als Hausarbeiter mit allen Gruppen in Berührung. Ihn interessierte aber vor allem Verbindung mit Menschen, die auf irgendeine Art Verbindung mit seinem eigenen Schicksal hatten. Und er traf sie. Da war der Oberreichsanwalt für den Volksgerichtshof. Er war ungemein erstaunt, A. D. hier anzutreffen. Er entsann sich eines Falles aus dem Jahre 1923, einen gewissen Reichswehrleutnant A. D. betreffend. Von diesem erfuhr A. D., vor Jahrzehnten über seinen Fall Abhandlungen in der «Juristischen Wochenschrift» gelesen zu haben, die sich kritisch mit dem Urteil befaßten. Dieser einstmals so hohe Beamte unternahm nun aus dem Gefängnis mancherlei Schritte, um A. D. behilflich zu sein, nachträglich seinen «Fall» zu klären. Aber selbst die Bemühungen dieses Mannes, die mit Unterstützung seines Sohnes erfolgten, führten zu keinem anderen Resultat als zu der Feststellung, daß die Unterlagen für den «Fall» des Leutnants A. D. einfach nicht aufzutreiben waren. Sie waren verschwunden, als hätten sie nie existiert.

A. D. las in einer periodischen Zeitschrift des sozialdemokratischen Politikers Willi Eichler eine kleine, ganz unauffällige

Notiz, aus welcher er entnehmen konnte, daß Charlottens Vater im Jahre 1943 in Mexiko zusammen mit seiner Frau Selbstmord verübt hatte. Was aus Charlotte geworden war, erfuhr er nicht. Doch er erfuhr, daß die Männer, die sich damals für ihn eingesetzt, fast alle gestorben waren: Dr. Kurt Rosenfeld, Stefan Großmann, Leopold Schwarzschild, Prof. Dr. Kohlrausch, Dr. Alfred Adler.

Und dann kam A. D. mit einem General ins Gespräch, einem Manne, der seinerzeit Chef einer Kompagnie gewesen war, die zum gleichen Bataillon gehörte, in welchem A. D. Dienst tat. Der als Feldherr in die Geschichte eingegangene hohe Offizier ließ sich von A. D. dessen ganzes Leben erzählen. Und dann gab er mit wenigen Worten die Lösung des Rätsels. Der General nannte einen Namen – und A. D. horchte höchst erstaunt auf. Es war so einfach, so entsetzlich simpel, was damals geschehen war: als er als blutjunger Leutnant sich in Charlotte verliebt und ihren Vater, den kommunistischen Reichstagsabgeordneten, gewarnt hatte...

A. D. entsann sich natürlich noch jenes Hauptmannes, seines Kompaniechefs, der ihm zugeredet hatte, als Abiturient doch nicht die Unteroffizierslaufbahn zu ergreifen, sondern Offizier zu werden. Dieser Hauptmann war gemächlich emporgestiegen und im letzten Kriege General geworden. In den Jahren vor 1933 bearbeitete er im Reichswehrministerium vornehmlich Personalsachen. Und als Personalsache kam ihm im Laufe der Jahre immer wieder die Akte A. D. in die Hände. Dieser Mann hatte sich persönlich tief getroffen und beleidigt gefühlt durch das Verhalten eines jungen Offiziers, den er als seinen Schützling angesehen hatte. Dieser Mann war «zuständig». Sein Votum, seine Stimme, seine Unterschrift gab

jedesmal den Ausschlag, wenn es sich darum handelte, A. D.'s Schicksal zu wenden, durch Strafminderung oder Begnadigung. Das Votum dieses Mannes über A. D. lautete immer negativ.

A. D. drehte sich weiter im Karussell seines Alltages, im sinnlosen Rundlauf seines Lebens. Was ihm auch geschehen war, es hatte seine Substanz vielfach durchgeknetet, verändert hatte es ihn nicht. Er tat mit seiner stillen Hartnäckigkeit, was er in all den Jahren betrieb: Er versuchte, seinem Leben einen Sinn zu geben durch exakte Erfüllung sinnloser Pflichten. Er schrieb also weiter seine Eingaben, seine Beschwerden, er kämpfte wie aus alter Gewohnheit weiter um seine Freiheit, um eine Wendung seines Geschicks, mehr, um das Kämpfen nicht zu unterlassen, als weil er sich irgendeinen Erfolg davon versprach.

A. D. hatte vor langen Jahren bereits die Erfahrung gemacht, daß es sinnlos sei, an die Öffentlichkeit zu appellieren. Aber er tat, was er damals getan hatte: Er ließ nicht nach, seinen «Fall» überall dort zur Kenntnis zu bringen, wo er meinte, er werde begriffen werden. Er wandte sich nicht nur an amerikanische und deutsche Dienststellen; er wandte sich an die Parteiführer, an Männer und Frauen der Öffentlichkeit.

Am 1. Dezember 1950 wurde A. D. zum Kommandanten, Colonel Graham, gerufen. Dieser ließ ihn Platz nehmen und teilte ihm mit einem freundlichen Lächeln mit, er habe soeben telephonisch die Anweisung erhalten, A. D. in Freiheit zu setzen. Der Kommandant beobachtete das Gesicht A. D.'s, aber

A. D. wußte, daß sein Gesicht starr und ernst blieb. Er wußte nicht: Sollte er es glauben oder nicht?

Alle Befehle, Anordnungen und Verfügungen, soweit sie die Gefangenen betrafen, wurden in jedem der vier Flügel des Gefängnisses in einem schwarzen Kasten zur allgemeinen Kenntnisnahme ausgehängt. A. D. erblickte in einem solchen Aushang ein Blatt, auf welchem mitgeteilt wurde, auf welches Maß die Strafen einzelner namentlich genannter Gefangener herabgesetzt worden waren. Er fand seinen Namen unter verschiedenen anderen. Bei ihm als einzigem aber war die Strafe – in seinem Falle von fünfzehn Jahren Gefängnis – nicht auf eine geringere Anzahl von Jahren herabgesetzt, sondern auf null Jahre.

A. D. begriff, daß es amerikanischer Methode entsprach, auf eine solche gewissermaßen unauffällige Weise Irrtümer zuzugeben. Seine Strafe war schlicht und einfach nicht herabgesetzt, sein Urteil war praktisch aufgehoben worden, ganz und gar. Aber diese Art der Mitteilung über diesen interessanten Akt gab ihm eben doch keine Gelegenheit, etwa eine Rehabilitierung zu fordern. Er hatte nichts zu fordern – aber er konnte gehen. Er entfernte den Zettel und nahm ihn an sich.

Das Entlassungspapier, das ihm im Augenblick der Entlassung ausgehändigt worden war, enthält keinen Hinweis über die Annullierung des Urteils, wie auf dem Blatt im Aushang bekanntgemacht worden war, es trägt lediglich den Vermerk: «Unverbüßter Teil der Strafe . . . erlassen.» So ist dieses Zettelblatt nun das einzige Beweismittel, welches darlegt, daß A. D. tatsächlich unschuldig von der amerikanischen Gerichtsbarkeit verurteilt und vier Jahre festgehalten wurde.

A. D. hatte sich geirrt, als er annahm, ein Appell an die

Öffentlichkeit werde ihm jetzt wie damals nichts nützen. Offenbar hatte sich in den siebenundzwanzig Jahren seit seiner ersten Verurteilung doch etwas geändert: Die Öffentlichkeit war die letzte Instanz, an welche sich ein Mensch in Fragen der Gerechtigkeit auch in unserem Jahrhundert wenden kann.

A. D. erklärte dem Chronisten, daß er seine Freiheit dem britischen Oberst Yeo-Thomas verdanke, der niemals eine Sekunde gezögert hatte, wenn es galt, sich für A. D. mit dem ganzen Gewicht seiner nicht unbedeutenden Persönlichkeit einzusetzen; daß er weiter es Dr. Kurt Schumacher, dem Führer der Sozialdemokratischen Partei Westdeutschlands, sowie dessen Beauftragtem Dr. Arndt verdanke, wenn in den Bemühungen um A. D. nicht nachgelassen wurde, und endlich, daß er es Marion Gräfin Dönhoff verdanke, die mit ihren Veröffentlichungen in der ZEIT den Stein ins Rollen gebracht habe.

A. D. wurde in Landsberg am gleichen Tag entlassen wie der Mann, dessen Name an der Spitze der Angeklagten des Buchenwalder Prozesses stand; es war der höhere SS- und Polizei-Führer, durch dessen Initiative seinerzeit das Verfahren gegen den Lagerkommandanten von Buchenwald in Gang gesetzt wurde. Seine Strafe wurde auf die Zeit herabgesetzt, die er tatsächlich verbüßt hatte.

Die beiden standen am Tor, das sich vor ihnen öffnen sollte, und nahmen Abschied voneinander. Der einstige SS-Führer, Fürst eines ehemals regierenden Hauses, gab A. D., welcher nichts besaß als die 20 Mark Entlassungsgeld, das seinige hinzu. Um Punkt 14 Uhr öffnete sich das Tor.

Draußen waren Presseleute versammelt. Aber die Frau des

Fürsten fuhr rasch und geschickt in ihrem Mercedes vor; beim Öffnen der Wagentür entfaltete sie einen Schirm, und im Schutze des Schirmes stieg der entlassene Häftling aus einstmals regierendem Hause in den Wagen – unphotographiert – und fuhr davon. In der Verwirrung, die bei den Presseleuten entstand, gelang es A. D., zu entkommen. Er rannte, so schnell ihn die Beine tragen konnten. Aber nach drei-, vierhundert Metern prallte er gegen eine Dame, in deren Begleitung sich ein Mädchen befand. A. D. hatte Photographien dieser Frau gesehen: Es war Emmy Göring mit ihrer Tochter Edda – beide waren im Begriff, einen Landsberger Gefangenen zu besuchen. Der freigelassene Gefangene A. D. erschrak, aber er machte ihr eilig Mitteilung von der Anwesenheit der Presseleute. Dann rannte er weiter. Das letzte, was er vom Komplex Landsberg sah, war das Gesicht der Frau Göring, die wohl gern gewußt hätte, wer sich da so schnell entfernte.

Wer heute A. D. spazierengehen sieht, wird kaum auf den Gedanken kommen, daß dies der Mann ist, der siebenundzwanzig Jahre lang stellvertretend für die Sünden unserer Zeit büßte, ein Mann, der inmitten der Problematik unserer «unbewältigten Vergangenheit» seinerseits die Vergangenheit durchaus bewältigte.

Da geht ein älterer Mann in grauem, unauffälligem Anzug, im Ohr einen kleinen, aus einem Plastikstoff gefertigten Hörapparat, der am Bügel der einfachen Hornbrille befestigt ist; er führt an der Leine einen Hund mittlerer Größe und unbestimmbarer Rasse, bleibt mit ihm geduldig an jeder Ecke stehen; ein unscheinbarer Mann, vom Vertrauensarzt wegen

eines hartnäckigen Herz- und Nierenleidens dauernd arbeitsunfähig geschrieben — der Prototyp des braven Bürgers und einfachen Mannes, dessen Freiheit, Glück und Sicherheit immerdar zu schützen jede Macht und jede Bewegung unserer Erde feierlich zu versprechen niemals aufhörte.